

Ernst Moritz Arndt's Werke.

NFG
Arndt

Märchen

und

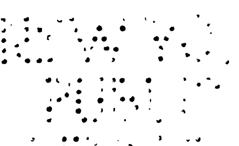
Jugenderinnerungen

von

E. M. Arndt.

Erster Teil.

Dritte Ausgabe.



Mit Anmerkungen herausgegeben

von

L. Freytag.

Leipzig 1902.

Kommissions-Verlag von Karl Fr. Pfau.

An Gottsgab.

Du schreibst mir, mein süßes Kind: „Ach! wenn das schöne Rügenland und der schöne Rhein doch so leicht zusammenkommen könnten, als die Gedanken!“

Ja, wohl ist es traurig, daß, was sich lieb hat, oft so fern von einander wohnen muß und sich bloß durch geistige, meistens unsichtbare Boten noch erreichen kann. Ich gebe dir hier ein Bündelchen Gedankenspiele, die auch als solche leicht geflügelte Boten kommen und gehen mögen. Du kennest viele davon, du hast viel mit darin gespielt. Andere, die auch mit dabei gewesen, blinzeln nun nicht mehr durch den oft verdunkelten gläsernen Berg der Erde; nein, sie schauen schon mit himmlischen Augen aus dem reinen, hellen Firmament auf das blinde Maulwurfsgewimmel dieser Erde herab. Diese sind auch jetzt ein wenig dabei gewesen, und sie sollen dich mit den schönsten Gütern segnen, welche die irdische Welt geben kann.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Es ist ein Vierteljahrhundert verschienen, seit diese Märchen aufgeschrieben wurden. Ich brachte sie im Herbst des Jahres 1817 zu Papier, um trübe Gedanken, welche mich oft recht schwarz umflatterten, zu verscheuchen. Diese flogen nämlich um die verwesenden Leichen des größten Teils meiner Bücher und mancher wertvollen Schriften, welche auf der Meerfahrt zwischen Stralsund und Köln in Wasser getaucht und verfault waren. Diese Märchen sind größtenteils in frühester Jugend aus dem lebendigen Munde älterer Menschen von mir gewonnen und erlebt und dann durch ein gutes volles Menschenalter wieder weiter erzählt worden. Sie sind Märchen gewesen und Märchen geworden, manche wohl auf die Weise, wie man in gewöhnlicher Weise zu sagen pflegt: „Er hat die Geschichte (und Lüge) so lange erzählt, daß er sie nun selbst glaubt;" einigen hat das fortwandelnde Leben des Erzählers vielleicht nicht mehr das echte Märchenkleid anziehen können.

Nun meint mein geliebter Freund und Verleger Georg Reimer, es möge manchem derselben für kindliche und einfältige Herzen noch wohl einige Ergötzlichkeit und Erquicklichkeit innewohnen, und er will sie deswegen wieder abdrucken lassen. Ich aber meinerseits will beide jenen Kinderherzen und meinem lieben Georg Glück und Segen damit wünschen.

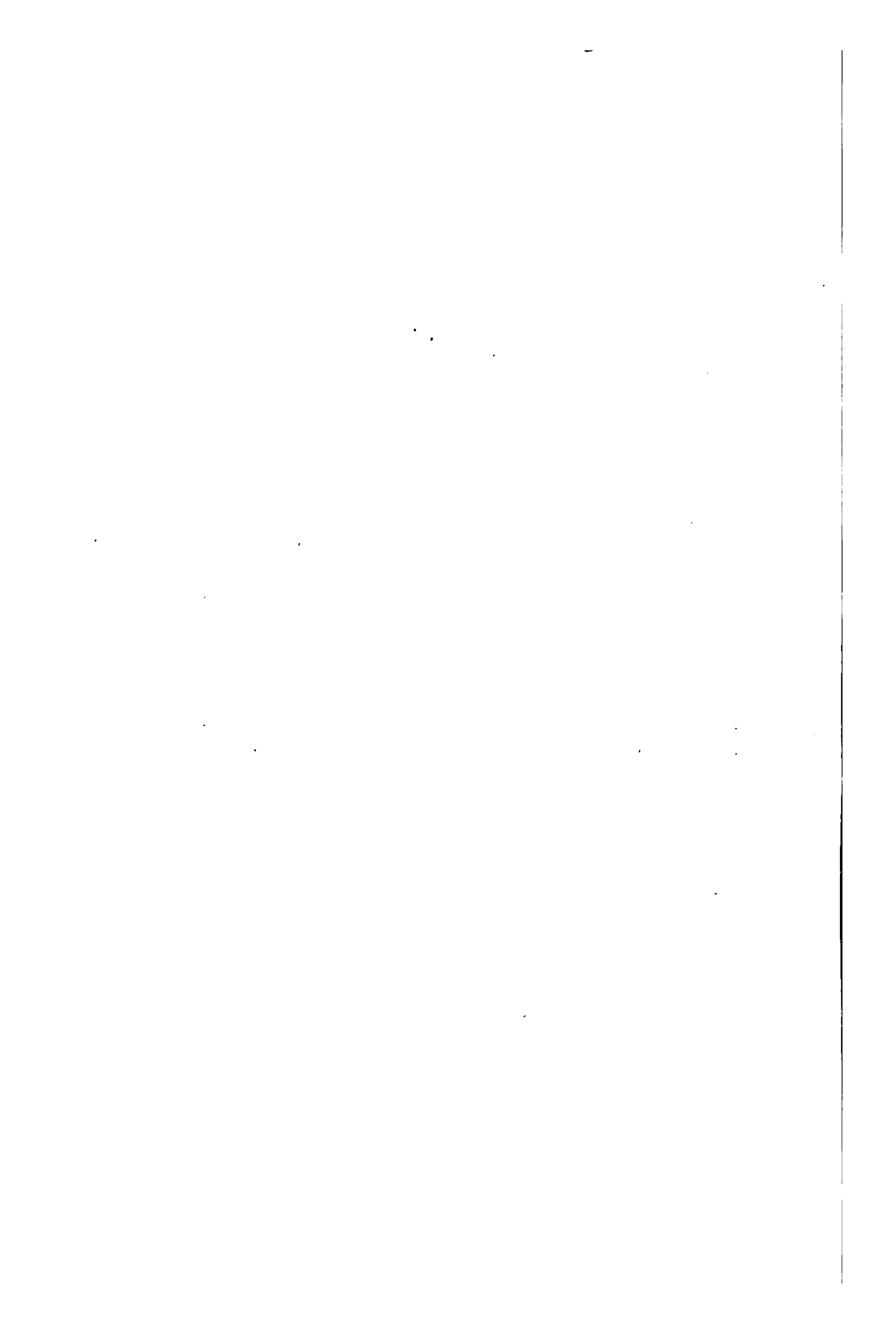
Bonn, im August 1842.

Vorbemerkung.

Ernst Moritz Arndts „Märchen und Jugenderinnerungen“ waren vor einem halben Jahrhundert bekannt und beliebt, und das eine oder andere Stück hatte sogar in die Lesebücher Aufnahme gefunden, wie „Klas Avenstaken“ und „Paiwai und Paiwuzzo“ in den guten alten Oltrogge. Seitdem ist aber das schöne Buch so verschollen, daß selbst tüchtige Litteraturforscher kaum seinen Namen kennen.

Es sind keine Volksmärchen im strengen Sinne, insofern sie nicht direkt dem Volksmunde nacherzählt sind; trotzdem sind sie auch wissenschaftlich nicht wertlos, denn der Kern ist offenbar volksmäßig. Das Gewand aber, in das der Dichter diesen Kern gehüllt hat, ist ein so schönes und dauerhaftes, daß es dem wechselnden Modegeschmack widerstehen wird. Die Sprache ist recht volksmäßig und treuherzig, gleichviel ob im oberdeutschen oder im niederdeutschen Dialekte.

In einigen Stücken habe ich gewisse Derbheiten des Ausdrucks mildern müssen, habe es aber nur vorsichtig und schonend getan und bin mir stets bewußt gewesen, daß das Werk eines edlen Dichters auch in seinen Einzelheiten sozusagen heilig gehalten werden muß, von jedermann, in erster Linie aber von seinem Herausgeber.



Märchen

und

Jugenderinnerungen.

Märchen

und

Jugenderinnerungen.

1.

Geschichte von den sieben bunten Mäusen.

Vor langer, langer Zeit wohnte in Pudmin[1]) ein Bauer, der hatte eine schöne und fromme Frau, die fleißig betete und alle Sonntage und Festtage zur Kirche ging, auch den Armen, die vor ihre Thür kamen, gern gab. Es war überhaupt eine freundliche und mitleidige Seele und im ganzen Dorfe und Kirchspiele von allen Leuten geliebt. Nie hat man ein hartes Wort von ihr gehört, noch ist ein Fluch und Schwur oder andere Ungebühr je aus ihrem Munde gegangen. Diese Frau hatte sieben Kinder, lauter kleine Dirnen, von welchen die älteste zwölf und die jüngste zwei Jahr alt war: hübsche, lustige Dingelchen. Diese gingen alle übereins[2]) gekleidet, mit bunten Röckchen und bunten Schürzen und roten Mützchen; Schuhe aber und Strümpfe hatten sie nicht an, denn das hätte zu viel gekostet, sondern gingen barfuß. Die Mutter hielt sie nett und reinlich, wusch und kämmte sie morgens früh und abends spät, wann sie aufstanden und zu Bett gingen, lehrte sie lesen und singen und erzog sie in aller Freundlichkeit und Gottesfurcht. Wann sie auf dem Felde was zu thun

---

[1]) „Ein Dorf auf Rügen im Swantower Kirchspiele."

[2]) übereins = gleichmäßig.

hatte oder weit ausgehen mußte, stellte sie die älteste, welche Barbara hieß, über die anderen; diese mußte auf sie sehen, ihnen was erzählen, auch wohl etwas vorlesen. Nun begab es sich einmal, daß ein hoher Festag war (ich glaube, es war der Karfreitag[1]), da ging die Bauerfrau mit ihrem Manne zur Kirche und sagte den Kindern, sie sollten hübsch artig sein; der Barbara aber und den nächst älteren gab sie ein paar Lieder auf aus dem Gesangbuche, die sie auswendig lernen sollten. So ging sie weg. Barbara und die andern Kinder waren anfangs auch recht artig; die älteren nahmen die Bücher und lasen, und die kleinsten saßen still auf dem Boden und spielten. Als sie so saßen, da erblickte das eine Kind etwas hinter dem Ofen und rief: „O seht! Seht! Was ist das für ein schöner und weißer Beutel!“ Es war aber ein Beutel mit Nüssen und Äpfeln, den die Mutter des Morgens da hingehängt hatte und den sie des Nachmittags einem ihrer kleinen Paten bringen wollte. Die meisten Kinder sprangen nun alsbald auf und kuckten darnach, und auch Barbara, die älteste, stand auf und kuckte mit. Und die Kinder flüsterten und sprachen dies und das über den schönen Beutel und was wohl darin sein möchte. Und es gelüstete sie so sehr, es zu wissen, und riß eines den Beutel von dem Nagel, und Barbara öffnete die Schnur, womit er zugebunden war, und es fielen Äpfel und Nüsse heraus. Und als die Kinder die Äpfel und Nüsse auf dem Boden hinrollen sahen, vergaßen sie alles, und daß es Festtag war, und was die Mutter ihnen befohlen und aufgegeben hatte: sie setzten sich hin und schmausten Äpfel und knackten Nüsse und aßen alles rein auf. Als nun Vater und Mutter um den Mittag aus der Kirche zu

---

[1]) Der Karfreitag (Kar= Trauer, Wehklage) ist in den protestantischen Gegenden der ernsteste Feiertag.

Hause kamen, sah die Mutter die Nußschalen auf dem Boden liegen, und sie schaute nach dem Beutel und fand ihn nicht. Da erzürnte sie sich und ward böse zum ersten Male in ihrem Leben und schalt die Kinder sehr und rief: „Der Blitz! Ich wollte, daß ihr Mausemärten[1] alle zu Mäusen würdet!“[2]) Der Schwur war aber eine große Sünde, besonders weil es ein so heiliger und hoher Festtag war; sonst hätte Gott es der Bäuerin wohl vergeben, weil sie doch so fromm und gottesfürchtig war. Kaum hatte die Frau das schlimme Wort aus ihrem Munde gehen lassen, so waren alle die sieben niedlichen Kinderchen weg, als hätte sie ein Wind weggeblasen, und sieben bunte Mäuse liefen in der Stube herum mit roten Köpfchen, wie die Röcke und Mützen der Kinder gewesen waren. Und Vater und Mutter erschraken so sehr, daß sie hätten zu Stein werden mögen. Da kam der Knecht herein und öffnete die Thüre, und die sieben bunten Mäuse liefen alle zugleich hinaus und über die Flur auf den Hof hin; sie liefen aber sehr geschwind. Und als die Frau das sah, konnte sie sich nicht halten, denn es war ihr im Herzen, als wären die Mäuse ihre Kinder gewesen; und sie stürzte sich aus der Thüre hinaus und mußte den Mäusen nachlaufen.

Die sieben bunten Mäuse aber liefen den Weg entlang aus dem Dorfe heraus, immer sporenstreichs; und so liefen sie über das Pudminer Feld und das Günzer Feld und das

---

[1]) „Mausmarten: ein kleiner Dieb, Mauser.“

[2]) Verwünschung zu Mausgestalt ist verhältnismäßig selten in Fällen, wo eine Erlösung möglich ist, denn die Maus ist chthonisch und überwiegend dämonisch. Ist der verwünschte Geist erlösungsfähig, so hat er meist ein weißes Haar resp. einen weißen Flecken in dem schwarzen Haare resp. auf der schwarzen Haut.

Schoritzer Feld und durch die Krewe[1]) und die Dumsewitzer Koppel. Und die Mutter lief ihnen außer Atem nach und konnte weder schreien noch weinen und wußte nicht mehr, was sie that. So liefen die Mäuse über das Dumsewitzer Feld hin und in einen kleinen Busch hinein, wo einige hohe Eichen standen und in der Mitte ein spiegelheller Teich war. Und der Busch steht noch da mit seinen Eichen und heißt der Mäusewinkel. Und als sie in den Busch kamen und an den Teich im Busche, da standen sie alle sieben still und kuckten sich um, und die Bauerfrau stand dicht bei ihnen. Es war aber, als wenn sie ihr Adje sagen wollten. Denn als sie die Frau so ein Weilchen angekuckt hatten, plump! und alle sieben sprangen zugleich ins Wasser und schwammen nicht, sondern gingen gleich unter in der Tiefe. Es war aber der helle Mittag, als dies geschah. Und die Mutter blieb stehen, wo sie stand, und rührte keine Hand und keinen Fuß mehr, sie war auch kein Mensch mehr. Sie ward stracks zu einem Stein, und der Stein liegt noch da, wo sie stand und die Mäuslein verschwinden sah; und das ist dieser große runde Stein, an welchem wir sitzen. Und nun höre mal, was nach diesem geschehen ist und noch alle Nacht geschieht! Glocke zwölf, wann alles schläft und still ist und die Geister rundwandeln, da kommen die sieben bunten Mäuse aus dem Wasser heraus und tanzen eine ganze ausgeschlagene Stunde, bis es Eins schlägt, um den Stein herum. Und sie sagen, dann klingt der Stein, als wenn er sprechen könnte. Und das ist die einzige Zeit, wo die Kinder und die Mutter sich verstehen können und von einander wissen; die übrige Zeit sind sie wie tot. Dann singen die Mäuse einen Gesang, den

---

[1]) „Ein kleiner Wald.“

ich dir sagen will, und der bedeutet ihre Veränderung, oder daß sie wieder in Menschen verwandelt werden können. Und dies ist der Gesang:[1])

Herut! herut!
Du junge Brut!
Din Brüdegam schall kamen;
Se hebben di
Doch gar to früh
Din junges Leben namen.

Sitt de recht up'n Steen,
Watt he Flesch un Been,
Un wi gan mit dem Kranze:
Säven Junggesell'n
Uns führen schäl'n
Juchhe! to'm Hochdidsdanze.

Und nun will ich dir sagen von dem Gesange, was er bedeutet. Die Mäuse tanzen nun wohl schon tausend Jahre und länger um den Stein, wann es die Mitternacht ist, und der Stein liegt eben so lange. Es geht aber die Sage, daß sie einmal wieder verwandelt werden sollen, und das kann durch Gottes Gnade nur auf folgende Weise geschehen:

Es muß eine Frau sein gerade so alt, als die Bäuerin war, da sie aus der Kirche kam, und diese muß sieben Söhne haben gerade so alt, als die sieben kleinen Mädchen waren. Sind sie eine Minute älter oder jünger, so geht es nicht mehr. Diese Frau muß an einem Karfreitage grade um die Mittagszeit, als die Frau zu Stein ward, mit ihren sieben Söhnen in den Busch kommen und sich auf den Stein setzen.

---

[1]) „Die Erzählung war im ehrlichen Plattdeutsch".

Und wenn sie sich auf den Stein setzt, so wird der Stein lebendig und wird wieder in einen Menschen verwandelt, und dann steht die Bauerfrau wieder da, leibhaftig und in eben den Kleidern, die sie getragen, als sie den Mäusen nachgelaufen zu diesem Mausewinkel. Und die sieben bunten Mäuse werden wieder zu sieben kleinen Mädchen in bunten Röcken und mit roten Mützen auf dem Kopf. Und jedes kleine Mädchen geht zu dem kleinen Knaben hin, der sein Alter hat, und sie werden Braut und Bräutigam. Und wann sie groß werden, so halten sie Hochzeit an Einem Tage und tanzen ihre Kränze ab. Und es sollen die schönsten Jungfrauen werden anf der ganzen Insel, sagen die Leute, und auch die glücklichsten und reichsten, denn alle diese Güter und Höfe hier umher sollen ihnen gehören. Aber ach, du lieber Gott, wann werden sie verwandelt werden?

2.

Prinzessin Svanvithe.

Du hast wohl von der Sage gehört, daß hier bei Gartz[1]), wo jetzt der Wall über dem See ist, vor vielen tausend Jahren ein großes und schönes Heidenschloß gewesen ist mit herrlichen Häusern und Kirchen, worin sie ihre Götzen gehabt nnd angebetet haben. Dieses Schloß haben vor langer, langer Zeit die Christen eingenommen, alle Heiden totgeschlagen und ihre Kirchen umgeworfen und die Götzen, die darin standen, mit Feuer verbrannt; und nun ist nichts mehr übrig von all der großen Herrlichkeit als der alte Wall und einige Leuschen[2]), welche die Leute sich erzählen, besonders von dem Mann mit Helm und Panzer angethan, der auf dem weißen Schimmel oft über die Stadt und den See hinreitet. Einige, die ihn nächtlich gesehen haben, erzählen, es sei der alte König des Schlosses und er habe eine güldene Krone auf. Daß es aber um Weihnachten und Johannis in der Nacht aus dem See klingt, als wenn Glocken in den Kirchen geläutet werden,

---

[1]) „Kleines Städtchen in Rügen."

[2]) „Hübsches Wort für Märchen" Das fast nur im Plur. vorkommende Wort Leuschen (bei Fritz Reuter mit ä geschrieben) ist in den westlichen niederdeutschen Dialekten nicht aufzufinden, scheint überhaupt nicht sehr alt zu sein; skandinavisch ist es auch nicht. Leitet man es von dem (nicht niederdeutschen) lauschen (niederdeutschen „lustern") ab, so würde es Sagen und Erzählungen bedeuten, denen man heimlich lauscht.

das ist wahr, und viele Leute haben es gehört, und auch mein Vater. Das ist eine Kirche, die in den See versunken ist, andere sagen, es ist der alte Götzentempel. Das glaub' ich aber nicht; denn was sollten die Heiden an christlichen Fest-tagen läuten? Aber das Klingen und Läuten im See ist dir gar nichts gegen das, was im Wall vorgeht, und davon will ich dir eine Geschichte erzählen. Da sitzt eine wunderschöne Prinzessin mit zu Felde geschlagenen Haaren und weinenden Augen und wartet auf den, der sie erlösen soll; und dies ist eine sehr traurige Geschichte.

In jener alten Zeit, als das Gartzer Heidenschloß von den Christen belagert ward und die drinnen in großen Nöten waren, weil sie sehr gedrängt wurden, als schon manche Türme niedergeworfen waren und sie auch nicht recht mehr zu leben hatten und die armen Leute in der Stadt hin und wieder schon vor Hunger starben, da war drinnen ein alter, eisgrauer Mann, der Vater des Königs, der auf Rügen regierte. Dieser alte Mann war so alt, daß er nicht recht mehr hören und sehen konnte; aber es war doch seine Lust, unter dem Golde und unter den Edelsteinen nnd Diamanten zu kramen, welche er und seine Vorfahren im Reiche gesammelt hatten und welche tief unter der Erde in einem schönen, aus eitel Marmelsteinen und Krystallen gebauten Saale verwahrt wurden. Davon waren dort ganz große Haufen aufgeschüttet, viel größere als die Roggen- und Gerstenhaufen, die auf deines Vaters Korn-boden aufgeschüttet sind. Als nun das Schloß zu Gartz von den Christen in der Belagerung so geängstet ward und viele der tapfersten Männer und auch der König, des alten Mannes Sohn, in dem Streite auf den Wällen und vor den Thoren der Stadt erschlagen waren, da wich der Alte nicht mehr aus der marmornen Kammer, sondern lag Tag und

Nacht darin und hatte die Thüren und Treppen, die dahin führten, dicht vermauern lassen; er aber wußte noch einen kleinen heimlichen Gang, der unter der Erde weglief, viele hundert Stufen tiefer als das Schloß, und jenseits des Seees einen Ausgang hatte, den kein Mensch wußte als er, und wo er hinausschlüpfen und sich draußen bei den Menschen Speise und Trank kaufen konnte. Als nun das Schloß von den Christen erobert und zerstört ward und die Männer und Frauen im Schlosse getötet und alle Häuser und Kirchen verbrannt wurden, daß kein Stein auf dem andern blieb, da fielen die Türme und Mauern über einander, und die Thüre der Goldkammer ward gar verschüttet; auch blieb kein Mensch lebendig, der wußte, wo der tote König seine Schätze gehabt hatte. Der alte König aber saß drunten bei seinen Haufen Goldes und hatte seinen heimlichen Gang offen und hat noch viele hundert Jahre gelebt, nachdem das Schloß zerstört war; denn sie sagen, die Menschen, welche sich zu sehr an Silber und Gold hängen, können vom Leben nicht erlöst werden und sterben nicht, wenn sie Gott auch noch so sehr um den Tod bitten. So lebte der alte, eisgraue Mann noch viele, viele Jahre und mußte sein Gold bewachen, bis er ganz dürr und trocken war wie ein Totengerippe. Da ist er denn gestorben und auch zur Strafe verwandelt worden und muß nun als ein schwarzer magerer Hund[1]) unter den Goldhaufen liegen und bewachen, wenn einer kommt und den Schatz holen will. Des Nachts aber zwischen zwölf und ein Uhr, wann die Gespensterstunde ist, muß er noch immer rund gehen als

---

[1]) Das Einschrumpfen und völlige Verschrumpfen zur Strafe des mitleidslosen Geizes kommt in den Kunstmärchen häufiger vor als in den Volksüberlieferungen (z. B. Storm, Bulemanns Haus). Um so häufiger ist der verwünschte schwarze Hund als Schatzhüter.

ein altes graues Männlein, mit einer schwarzen Pudelmütze auf dem Kopf und einem weißen Stock in der Hand. So haben die Leute ihn oft gesehen im Gartzer Holze nach Paseritz; auch geht er zuweilen um den Kirchhof herum. Denn da sollen vor Alters Heidengräber gewesen sein, und die Heiden haben immer viel Silber und Gold mit sich in die Erde genommen. Das will er holen, darum schleicht er dort, kann es aber nicht kriegen, denn er darf die geweihte Erde nicht berühren. Dies ist aber seine Strafe, daß er so rundlaufen muß, wann andere Leute in den Betten und Gräbern schlafen, weil er so geizig gewesen ist.

Nun begab es sich lange nach diesen Tagen, daß in Bergen ein König von Rügen wohnte, der hatte eine wunderschöne Tochter, die hieß Svanvithe; und sie war die schönste Prinzessin weit und breit, und es kamen Könige und Fürsten und Prinzen aus allen Landen, die um die schöne Prinzessin warben. Und der König, ihr Herr Vater, wußte sich kaum zu lassen vor allen den Freiern und hatte zuletzt nicht Häuser genug, daß er die Fremden beherbergte, noch Ställe, wohin sie und ihre Knappen und Staller[1]) ihre Pferde zögen; auch gebrach es fast an Hafer im Lande und Raum für alle die Kutscher und Diener, die mit ihnen kamen, und war Rügen so voll von Menschen, als es nie gewesen seit jenen Tagen. Und der König wäre froh gewesen, wenn die Prinzessin sich einen Mann genommen hätte und die übrigen Freier weggereist wären. Das läßt sich aber bei den Königen nicht so leicht machen als bei andern Leuten und muß da alles mit vieler Zierlichkeit und Langsamkeit hergehen. Die Prinzessin, nachdem sie wohl ein ganzes halbes Jahr in ihrer ein-

---

[1]) Staller = Stallknechte.

samen Kammer geblieben war und keinen Menschen gesehen, auch kein Sterbenswort gesagt hatte, fand endlich einen Prinzen, der ihr wohl gefiel und den sie gern zum Mann haben wollte, und der Prinz gefiel auch dem alten Könige. daß er ihn gern als Eidam haben wollte. Und sie hatten einander Ringe geschenkt, und war große Freude im ganzen Lande, daß die schöne Svanvithe Hochzeit halten sollte, und hatten alle Schneider und Schuster die Fülle zu thun, die schönen Kleider und Schuhe zu machen, die zur Hochzeit getragen werden sollten. Der verlobte Prinz aber und Svanvithens Bräutigam hieß Peter von Dänemarken und war ein über die Maßen feiner und stattlicher Mann, daß seinesgleichen wenige gesehen wurden.

Da, als alles in lieblicher Hoffnung und Liebe grünete und blühete und die ganze Insel in Freuden stand und nur noch ein paar Tage bis zur Hochzeit waren, kam der Teufel und säete sein Unkraut aus, und die Lust ward in Traurigkeit verwandelt. Es war nämlich allda an des Königs Hofe auch ein Prinz aus Polen, ein hinterlistiger und schlechter Herr, sonst schön nnd ritterlich an Gestalt und Gebärde. Dieser hatte manches Jahr um die Prinzessin gefreit und sie geplagt Tag und Nacht; sie hatte aber immer nein gesagt, denn sie mochte ihn nicht leiden. Als dieser polnische Prinz nun sah, daß es wirklich eine Hochzeit werden sollte und Herr Peter von Dänemarken zum Treuliebsten der schönen Svanvithe erkoren war, sann er in seinem bösen Herzen auf arge Tücke und wußte es durch seine Künste so zu stellen, daß der König und alle Menschen glaubten, Svanvithe sei keine züchtige Prinzessin und sei die Geliebte des polnischen Prinzen. Das glaubte auch Herr Peter und reiste plötzlich weg, und der polnische Prinz war zuerst weggereist, und alle Könige und

Prinzen reisten weg. Und das Schloß stand wüst und leer da, und alle Freude war mit weggezogen und alle Geiger und Pfeifer und alles Saitenspiel, die sich auf Turniere und Feste gerüstet hatten. Und die Schande der Prinzessin klang über das ganze Land; ja in Schweden und Dänemark und Polen hörten sie es, wie die Hochzeit sich zerschlagen hatte. Sie aber war gewiß unschuldig und rein wie ein Kind, und war es nichts als die greuliche Bosheit des verruchten polnischen Prinzen, den sie als Freier verschmäht hatte.

So ging es der armen Svanvithe, und der König, ihr Vater, war einige Tage nach diesen Geschichten wie von Sinnen uud wußte nicht von sich, und ihm war so zu Mute, daß er sich hätte ein Leid anthun können von wegen seiner Tochter und von wegen des Schimpfes, den sie auf das ganze königliche Haus gebracht hatte. Und als er sich besann und wieder zu sich kam und die ganze Schande bedachte, worein er geraten war durch seine Tochter, da ergrimmte er in seinem Herzen, und er ließ die schöne Svanvithe holen und schlug sie hart und zerraufte ihr Haar und stieß sie dann von sich und befahl seinen Dienern, daß sie sie hinausführten in ein verborgenes Gemach, daß seine Augen sie nimmer wieder sähen. Darauf ließ er in einen mit dichten Mauern eingeschlossenen und mit dunklen Bäumen beschatteten Garten hinter seinem Schlosse einen düstern Turm bauen, wo weder Sonne noch Mond hinein schien, da sperrte er die Prinzessin ein. Der Turm, den er hatte bauen lassen, war aber fest und dicht und hatte nur ein einziges kleines Loch in der Thüre, wodurch ein wenig Licht hineinfiel und wodurch der Prinzessin die Speise gereicht ward. Es war auch weder Bett noch Tisch oder Bank in dem traurigen Gefängnis; auf harter Erde mußte die liegen, die sonst auf Sammet und

Seiden geschlafen hatte, und barfuß mußte die gehen, die sonst in goldenen Schuhen geprangt hatte. Und Svanvithe hätte sterben müssen vor Jammer, wenn sie nicht gewußt hätte, daß sie unschuldig war, und wenn sie nicht zu Gott hätte beten können. Sie aber war ein sehr junges Kind, als sie eingesperrt ward, erst sechzehn Jahre alt, schön wie eine Rose und schlank und weiß wie eine Lilie, und die Menschen, die sie lieb hatten, nannten sie nicht anders als des Königs Lilienstängelein. Und dieses schöne Lilienstängelein sollte so jämmerlich verwelken in der kalten und einsamen Finsternis.

Und sie hatte wohl drei Jahre so gesessen zwischen den kalten Steinen, und auch der alte König war nicht mehr froh gewesen seit jenem Tage, als der polnische Prinz sie in die große Schande gebracht hatte, sondern sein Kopf war schneeweiß geworden vor Gram, wie der Kopf einer Taube; aber vor den Leuten gebärdete er sich stolz und aufgerichtet und that, als wenn seine Tochter tot und lange begraben wäre. Sie aber saß von der Welt ungewußt ihrem Elende und tröstete sich allein Gottes und dachte, daß er ihre Unschuld wohl einmal an den Tag bringen würde. Weil sie aber in ihren einsamen Trauerstunden Zeit genug hatte, hin und her zu denken, so fiel ihr die Sache ein von dem Königschatze unter dem Gartzer Walle, die sie in ihrer Kindheit oft gehört hatte, und sie gedachte damit ihre Unschuld und daß der polnische Prinz sie unter einem falschen Schein schändlich belogen hatte, sonnenklar zu beweisen. Und als darauf ihr Wächter kam und ihr die Speise durch das Loch reichte, sprach sie zu ihm: „Lieber Wächter, gehe zu dem Könige, meinem und deinem Herrn, und sage ihm, daß seine arme einzige Tochter ihn nur noch ein einziges Mal zu sehen und

Hoffnung eines neuen Glückes gestellt, ob es mir etwa aufblühen wolle; laß mich denn, Herr König, mit Gott diese Probe machen! Ich bin ja doch einer Toten gleich, und ob ich hier begraben bin oder dort begraben werde, kann dir einerlei sein."

Sie hatte die Gebärde, als wolle sie noch mehr sagen; aber bei diesen Worten stockte sie und konnte nicht mehr, sondern schluchzete und weinte bitterlich. Der König aber winkte dem Wächter leise zu, der sie herein geführt hatte, und alsbald kamen Frauen und Dienerinnen herbei und trugen sie hinaus von dem Könige weg in ein Seitengemach. Und nicht lange, so ward der Wächter wieder zu dem Könige gerufen, und er brachte ihr Speise und Trank, daß sie sich stärkte und erquickte, und zugleich die Botschaft, daß der König ihr die gebetene mitternächtliche Fahrt erlaube. Bald trugen Dienerinnen ihr ein Bad herein nebst zierlichen Kleidern, daß sie sich bedecken konnte, denn sie war fast ganz nackend. Und sie lebte nun wieder in Freuden, obgleich sie ganz einsam saß und gegen niemand den Mund auftat — auch den Dienern und Dienerinnen war das Sprechen zu ihr verboten, sie wußten auch nicht, wer sie war noch wie sie in das Schloß gekommen: denn von denen, die sie kannten, ward niemand zu ihr gelassen denn allein der Wächter, der ihr immer die Speise gebracht hatte im Turme. Und ihre Schöne fing wieder an aufzublühen, wie blaß und elend sie auch aus dem Turm gekommen war; und alle, die sie sahen, entsetzten sich über ihre Huld und Lieblichkeit, und sie deuchte ihnen fast einem Engel gleich, der vom Himmel in das Schloß gekommen sei.

Und als vierzig Tage vergangen waren und der Tag vor Johannis da war, da ging sie zu dem Könige ihrem Vater ins Gemach und sagte ihm Lebewohl. Und der alte Herr

neigte noch einmal wieder seinen weißen Kopf über sie und weinte sehr, und sie sank vor ihm hin und umfaßte seine Kniee und weinte noch mehr. Und darauf ging sie hinaus und verkleidete sich so, daß niemand sie für eine Prinzessin gehalten hätte, und trat ihre Reise an. Die Reise war aber nicht weit von Bergen nach Gartz, und sie ging in der Tracht eines Reiterbuben einher. Und in der Nacht, als es vom Gartzer Kirchturm zwölf geschlagen hatte, betrat sie einsam den Wall, tat ihre Kleider von sich, also daß sie da stand, wie Gott sie erschaffen hatte, und nahm eine Johannisrute[1]) in die Hand, womit sie hinter sich schlug. Und so tappte sie stumm und rücklings fort, wie es geschehen mußte. Und nicht lange war sie geschritten, so tat sich die Erde unter ihren Füßen auf, und sie fiel sanft hinunter, und es war ihr, als würde sie in einem Traum hinabgewiegt; und sie fiel hinab in ein gar großes und schönes und von tausend Lichtern und Lampen erleuchtetes Gemach, dessen Wände von Marmor und diamantenen Spiegeln blitzten und dessen Boden ganz mit Gold und Silber und Edelsteinen beschüttet war, daß man kaum darauf gehen konnte. Sie aber sank so weich auf einen Goldhaufen herab, daß es ihr gar nicht weh tat. Und sie besah sich alle die blitzende Herrlichkeit in dem weiten Saale, wo die Schätze und Kostbarkeiten ihrer Ahnherren von vielen Jahrhunderten gesammelt und aufgehängt waren; und da sah sie in der hintersten Ecke in einem goldenen Lehnstuhl das kleine graue Männlein sitzen, das ihr freundlich zunickte, als wolle es mit der Urenkelin sprechen. Sie aber sprach kein

---

[1]) Gewöhnlich ein eigentümlich geschnittener Haselstab. Nach dem Volksglauben hat die Muttergottes einst unter einer Haselstaude Schutz vor dem Gewitter gefunden; daher die der Hasel innewohnende übernatürliche Kraft.

Wort zu ihm, sondern winkte ihm nur leise mit der Hand. Und auf ihren Wink hob der Geist sich hinweg und verschwand, und statt seiner kam eine lange Schar prächtig gekleideter Diener und Dienerinnen, welche sich in stummer Ehrfurcht hinter sie stellten, als erwarteten sie, was die Herrin befehlen würde. Svanvithe aber säumte nicht lange, bedenkend, wie kurz die Mittsommersnacht ist, und sie nahm die Fülle der Edelsteine und Diamanten und winkte den Dienern und Dienerinnen hinter ihr, daß sie eben so täten; und auch diese füllten Hände und Taschen und Zipfel und Geren[1]) der Kleider mit Gold und edlen Steinen und kostbaren Geschirren. Und noch ein Wink, und die lange Reihe wandelte, und die Prinzessin schritt voran der Treppe zu, als wenn sie herausgehen wollte; jene aber folgten ihr. Und schon hatte sie viele Stufen vollendet und sah schon das dämmernde Morgenlicht und hörte schon den Lerchengesang und den Hahnenkrei, die den Tag verkündeten — da ward es ihr bange, ob die Diener und Dienerinnen ihr auch nachträten mit den Schätzen. Und sie sah sich um, und was erblickte sie? Sie sah den kleinen Mann sich plötzlich in einen großen schwarzen Hund verwandeln, der mit feurigem Rachen und funkelnden Augen gegen sie hinaufsprang. Und sie entsetzte sich sehr und rief: „O Herr Je[2])!“ Und als sie das Wort ausgeschrieen hatte, da schlug die Türe über ihr mit lautem Knalle zu, und die Treppe versank, und die Diener und Dienerinnen verschwanden, und alle Lichter des Saales erloschen, und sie war wieder unten am Boden und konnte nicht heraus. Der alte König aber, da

[1]) Keilförmige Stücke im Frauenkleide.

[2]) Der Zauber wird nicht so sehr durch das Umblicken (wie in der Orpheussage) als durch das Sprechen gebrochen. „Je“ verstümmelt aus Jesu Domine.

sie nicht wieder kam, grämte sich sehr; denn er dachte, sie sei entweder umgekommen bei dem Hinabsteigen zum Schatze durch die Tücke der bösen Geister, die unter der Erde ihre Gewalt haben, oder sie habe sich der Sache überhaupt nicht unterstanden und laufe nun wie eine arme, verlassene Streunerin[1]) durch die Welt. Und er lebte nur noch wenige Wochen nach ihrem Verschwinden; dann starb er und ward begraben.

Der Prinzessin Svanvithe war dieses Unglück aber geschehen, weil sie sich umgesehen hatte, als sie weggehen wollte, und weil sie gesprochen hatte. Denn über die Unterirdischen hat man keine Gewalt, wenn man sich umsieht oder spricht, sondern es gerät fast immer unglücklich, wovon man viele Beispiele und Geschichten weiß.

Und es waren viele Jahre vergangen, vielleicht hundert Jahre und mehr, und alle die Menschen waren gestorben und begraben, welche zu der Zeit des alten Königs und der schönen Svanvithe gelebt hatten, und schon ward hie und da von ihnen erzählt wie von einem alten, alten, längst verschollenen Märchen; da hörte man hin und wieder, die Prinzessin lebe noch und sitze unter dem Gartzer Wall in der Schatzkammer und müsse nun mit dem alten, grauen Urgroßvater die Schätze hüten helfen. Und kein Mensch weiß zu sagen, wie dies hier oben bekannt geworden ist. Vielleicht hat der kleine graue Mann, der zu Zeiten rund geht, es einem verraten, oder es hat es auch einer der hellsichtigen[2]) Menschen gesehen, die an hohen Festtagen in besonderen Stunden geboren sind und die das Gras und das Gold in der Erde wachsen sehen und mit

---

[1]) Streunen (abgeleitet von streuen) = sich herumtreiben. [2]) Hellsichtig = geistersichtig. Die „Sonntagskinder," die an Sonn- oder Feiertagen geborenen, sehen nicht nur Geister und Schätze, sondern auch zukünftiges und können nie in den Verdacht der Zauberei kommen.

ihren Augen durch die dicksten Berge und Mauern dringen können. Und es war viel erschollen von der Geschichte und von dem wunderbaren Versinken der Prinzessin unter die Erde, und daß sie in der dunkeln Kammer sitze und noch lebe und einmal erlöst werden solle. Sie kann aber, sagen sie, erlöst werden, wenn einer es wagt, auf dieselbe Weise, wie sie einst in der Johannisnacht getan hat, in die verbotene Schatzkammer hinabzufallen. Dieser muß sich dann dreimal vor ihr verneigen, ihr einen Kuß geben, sie an die Hand fassen und sie still hinausführen; denn kein Wort darf er bei Leibe nicht sprechen. Wer sie herausbringt, der wird mit ihr in Herrlichkeit und in Freuden leben und so viele Schätze haben, daß er sich ein Königreich kaufen kann. Darin wird er dann als König auf dem Throne sitzen und sie als seine Königin neben ihm, und werden gar liebliche Kinder zeugen; der kleine graue Spuk wird dann aber auf immer verschwinden, wann sie ihm die Schätze weggehoben haben. Nun hat es wohl so kühne und verwegene und schöne Prinzen und Knaben gegeben, die mit der Johannisrute in der Hand zu ihr hinabgekommen sind; aber sie haben es immer in etwas versehen, und die Prinzessin ist noch nicht erlöst. Ja, wenn das ein so leichtes Ding wäre, wie viele würden Lust haben, eine so schöne Prinzessin zu freien und König zu werden! Die Leute erzählen aber, der gräuliche schwarze Hund wäre an allem schuld; keiner hat es mit ihm aushalten können, sondern wenn sie ihn sehen, so müssen sie aufschreien, und dann schlägt die Türe zu, und die Treppe versinkt, und alles ist wieder vorbei.

So sitzt denn die arme Svanvithe[1]) da in aller ihrer

---

[1]) Der Name Svanvithe ist wohl nicht nach dem Götzen Svantewit gebildet, sondern nach dem isl. svanhvitr (= weiß wie ein Schwan).

Unschuld und muß da unten frieren und das kalte Gold hüten, und Gott weiß, wann sie erlöst werden wird. Sie sitzt da über Goldhaufen gebeugt; ihr langes Haar hängt ihr über die Schultern herab, und sie weint unaufhörlich. Schon sitzen sechs junge Gesellen um sie herum, die auch mithüten müssen. Das sind die, denen die Erlösung nicht gelungen ist. Wem es aber gelingt, heiratet die Prinzessin und bekommt den ganzen Schatz und befreit zugleich die anderen armen Gefangenen. Sie sagen, der letzte ist vor zwanzig Jahren darin versunken, ein Schuhmachergesell, der Joachim Fritz hieß. Das war ein junges schönes Blut und ging immer viel auf dem Wall spazieren. Der ist mit einem Male verschwunden, und keiner hat gewußt, wo er gestoben und geflogen war, und seine Eltern und Freunde haben ihn in der ganzen Welt suchen lassen, aber nicht gefunden. Er mag nun auch wohl da sitzen bei den andern.

3.

Der Wolf und die Nachtigall.

oder

wie zwei arme Königskinder verwandelt und zuletzt nach vieler Not doch wieder zu Menschen geschaffen wurden.

In alten Zeiten, da es alles noch ganz anders war in der Welt als jetzt, lebte ein König in Schottland, der hatte die schönste Königin in allen Landen, von einer so seltenen Schönheit und Lieblichkeit, daß sie weit und breit als die Allerschönste besungen und von Dichtern und Erzählern der schottische Vogel Phönix zugenannt ward. Diese schöne Königin gebar dem Könige zwei Kindlein, einen Sohn und eine Tochter, und starb dann in ihrer Jugend hin. Der König trauerte viele Jahre um sie und konnte sie nie vergessen, sagte auch, er wolle nimmer wieder heiraten. Aber der Menschen Sinn ist wankelmütig und kann sich auf sich selbst nicht verlassen; denn als viele Jahre vergangen und die Kinder schon groß waren, nahm er sich doch wieder eine Frau. Diese Frau war sehr bös und eine schlimme Stiefmutter gegen die Kinder des Königs. Es waren aber der Prinz und die Prinzessin rechte Spiegel der Huld und Lieblichkeit, und der Haß der Stiefmutter gegen die Kinder kam auch daher, daß die Leute, bei

welchen die verstorbene Königin in gutem Andenken stand, immer noch von dieser sprachen, sie aber verschwiegen, und daß sie, wenn sie mit der jungen Prinzessin erschien, gegen diese aufjauchzeten und riefen: Sie ist gut und schön, wie ihre Mutter war. Das verdroß sie, und sie ergrimmte in sich und sann auf arge Tücke, barg aber ihr böses Herz unter Freundlichkeit. Denn sie durfte sichs vor dem Könige nicht merken lassen, daß sie den Kindern gram war, und das Volk würde sie gesteinigt und zerrissen haben, wie sie ihnen ein Leides getan hätte.

Die Prinzessin, des Königs Tochter, welche Aurora hieß war nun fünfzehn Jahre alt geworden und blühete wie eine Rose und war die schönste Prinzessin weit und breit. Und es zogen viele Königssöhne und Fürsten und Grafen her und buhlten um sie und begehrten sie zum Gemahl; sie aber sprach zu ihnen: „Mir gefällt die fröhliche Jungfrauschaft besser als alle Freier", und damit mußten sie wieder hinreisen, wo sie hergekommen waren. Endlich aber kam der Rechte: es war ein Prinz aus Ostenland, ein gar schöner und stattlicher Herr. Diesem verlobte sie sich mit Einwilligung des Königs und ihrer Stiefmutter. Und schon war der Hochzeitskranz gewunden und die Spieler zum Tanze bestellt, und alles Land war in Freude ob der Vermählung der schönen Prinzessin Aurora. Aber die Stiefmutter dachte ganz anders in ihrem Sinn, als sie sich gebärdete, und sprach: „Ich will Spielleute bestellen die sollen zu einem andern Tanze aufspielen, und die Füße sollen anderswohin tanzen als ins Brautgemach." Denn sie sprach bei sich: „Diese verdunkelt mich ganz und wird mich noch mehr verdunkeln, und vor dieser Aurora muß meine Sonne untergehen, zumal wenn sie einen so stattlichen Mann zum Gemahl bekommt und dem Könige ihrem Vater Enkel

bringt; denn ich bin unfruchtbar und kinderlos. Auch hängt das Volk ihr an und schreit ihr nach, mich aber kennen sie nicht und wollen sie nicht kennen; und doch bin ich die Königin: ja, ich bin die Königin! Und bald sollen sie es alle wissen, daß ich es bin und nicht Aurora." Und sie sann dann auf viele arge Listen Tag und Nacht hin und her, wie sie die Prinzessin und ihren Bruder verderben wollte, aber es wollte ihr keine einzige gelingen: denn sie waren zu gut behütet von den Dienern und Dienerinnen, die sie hatten. Diese sahen auf sie wie auf ihren Augapfel und wichen Tag und Nacht nicht von ihnen wegen der Liebe, die sie zu ihrer Mutter, der seligen Königin trugen. Als nun keine Zeit mehr übrig und der Tag der Hochzeit schon da war und sie sich nicht mehr zu helfen wußte, gedachte sie der allerböseſten Kunst, die sie wußte, und kam zu den Kindern mit der leidigsten Freundlichkeit und bat sie, einen Augenblick mit ihr in ihren Rosengarten zu kommen; sie wolle ihnen eine wunderschöne Blume zeigen, die eben aufgebrochen sei. Und sie gingen gern mit ihr, denn der Garten war hart hinter dem Schlosse; auch konnte niemand an etwas arges denken, denn es war der helle Mittag, und der König und die Prinzen und die Prinzessinnen des Landes waren alle in dem großen Schloßsaale versammelt, da gleich die Vermählung geschehen sollte. Und sie führte die Kinder in die hinterste Ecke des Gartens, wo ihre Blumen standen, unter einen dunkeln Taxusbaum,[1]) als wollte sie ihnen da etwas besonderes zeigen. Sie aber murmelte einige leise Worte für sich hin, brach dann einen Zweig von dem Baum und gab dem Prinzen und der Prin-

[1]) Der Taxus (die Eibe) wird oft als zu bösem Zauber dienend erwähnt. Vgl. z. B. Shakesspeare Macbeth IV, 1: „slips of yew, slivered in the moon's eclipse."

zessin einige Streiche damit auf den Rücken. Und alsbald wurden sie in Tiere verwandelt: der Prinz sprang als ein reißender Wolf über die Mauer nnd lief in den Wald, und die Prinzessin flog als ein kleiner grauer Vogel, der Nachtigall heißt, auf den Baum und sang ein trauriges Lied.

Die Königin spielte ihr Spiel so gut, daß auch kein Mensch etwas merkte. Sie lief laut schreiend dem Schlosse zu und sank mit zerrissenen Kleidern und zerrauften Haaren an den Stufen des Saales hin, als sei ihr ein großes Leid geschehen, und der König hieß sie von den Kammerfrauen wegtragen. Es verging wohl eine gute Viertelstunde, ehe sie wieder zu sich kam. Da gebärdete sie sich sehr traurig und weinte und schrie: „Ach, du arme Aurora, welchen Brauttag hast du erlebt! Ach du unglücklicher Prinz!“ So schrie sie ein über das andere und erzählte dann, ein Schwarm Räuber sei plötzlich hinten in den Garten gedrungen und habe die beiden Königskinder mit Gewalt von ihrer Seite gerissen und entführt, sie aber haben sie zu Boden geschlagen und halb tot liegen lassen; und sie zeigte eine Beule an der Stirn, die sie sich absichtlich an einen Baum gestoßen hatte. Und alle glaubten ihren Worten, und der König hieß alle seine Herren und Grafen und Ritter und Knappen aufsitzen und den Räubern nachjagen. Diese durchritten nach allen Seiten den Wald und alle Schlüchte und Klippen und Berge rings um das Schloß wohl zwei, drei Meilen weit; aber von den Räubern und von dem Prinzen und von der Prinzessin fanden sie auch nicht die geringste Spur. Und der König ruhte nicht und ließ weiter suchen und forschen viele Wochen und Monate und sandte Boten uud Kundschafter aus in alle Länder; aber sie kamen immer vergebens zurück, und mit dem Prinzen und der Prinzessin war es, als ob sie nie gelebt

hätten: so ganz waren sie verschollen. Der alte König aber glaubte, die Räuber hätten sie wegen der kostbaren Juwelen und Edelgesteine entführt, die sie am Hochzeitstage trugen, und hätten sie beraubt und tot geschlagen und irgendwo eingescharrt, damit man ihnen nie auf die Spur kommen könnte; und er grämte sich so sehr, daß er bald starb. Bei seinem Sterben übergab er, weil er keine Kinder hatte, der Königin das Reich und bat seine Untertanen, daß sie ihr treu und gehorsam sein möchten, wie sie ihm gewesen waren. Sie taten es auch und erkannten sie als ihre Königin, mehr aus Liebe zu ihm als aus Liebe zu ihr.

So waren vier Jahre verschienen und der König schon das andere Jahr tot, und die Königin fing an, mit großer Gewalt über die Länder zu herrschen, und kaufte sich für die Schätze, die der alte König ihr hinterlassen hatte, viele fremde Soldaten, die sie über das Meer kommen ließ und die ihre Krone und ihr Schloß bewachten. Denn sie wußte, daß sie von den Untertanen nicht geliebt war, und sprach: „Nun mögen sie aus Furcht tun, was sie aus Liebe nicht tun würden.“ So geschah es, daß sie von Tage zu Tage bei jedermänniglich verhaßter ward; aber keiner durfte es sich merken lassen, denn auf das leiseste Geflüster gegen die Königin war der Tod gesetzt. Aber die Leute lassen das Wispern und Flüstern darum doch nicht, und weil das Sprichwort wahr ist: Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen, so hatte es von Anfang an gemunkelt[1]), als die Königskinder verschwunden waren: kein Mensch könne wissen, was der Spaziergang der Königin bedeutet habe. Denn

[1]) „Munken sagt man von Pferden, die im Sommer wegen der Bremsen mit dem Kopf schütteln; Munkeln heißt also: die Köpfe gegen einander bewegen, leise flüstern.“

es waren Leute genug, die ihr wegen ihrer scharfen Augen und ihrer unnatürlichen Freundlichkeit böse Künste zutraueten. Diese Munkelung unter dem Volke dauerte nun immerfort und nahm noch zu; sie aber kümmerte sich darum nicht und dachte: Die werden schon Tiere bleiben, was sie sind, uud mir wird keiner die Königskrone nehmen. Aber es begab sich alles gauz anders, als sie gedacht hatte.

Den armen Kindern ging es indessen doch recht schlecht.

Der Prinz war als ein brauner Wolf in den Wald gelaufen, und er mußte sich gebärden wie ein Wolf und durch die öden und wüsten Orte laufen bei Tage und bei Nacht und wie ein Dieb einhergehen; denn auch die wölfische Furcht war in ihn gefahren. Und er mußte sich nähren wie die anderen Wölfe von allerlei Raub von Wild und Vögeln, auch mußte er in der traurigen Winterzeit zuweilen wohl mit einem Mäuschen vorlieb nehmen und den Bauch einziehen und zähneklappen und zwischen den harten und kalten Steinen sein Lager nehmen. Und dies war gewiß keine prinzliche Lebensart, wie er sie vorher geführt hatte, ehe er aus der königlichen Pracht und Herrlichkeit in dieses Elend verstoßen war. Das war aber das Besondere an ihm, daß er allein Tiere angriff und zerriß und nie nach Menschenblut gelüstete. Doch nach einer hätte ihn wohl gelüstet, nach der bösen Frau, die ihn verwandelt hatte; aber diese hütete sich wohl, dahin zu kommen, wo sie den Zähnen dieses Wolfes begegnen konnte. Man soll aber nicht glauben, daß der Prinz, der nun ein Wolf war, noch menschliche Vernunft hatte; nein, es war sehr finster in ihm geworden, und mit dem Bilde des Tieres, in welchem er durch die Wälder laufen mußte, hatte er auch nicht viel mehr als tierischen Verstand. Das ist wahr, ein dunkler Trieb trieb ihn oft gegen das Schloß und

den Schloßgarten hin, als hätte er dort einen Fang zu holen; doch hatte er keine deutliche Erinnerung der Vergangenheit: wie hätte er es dann auch in der Wolfshaut aushalten sollen? In den Augenblicken, wo er diesen Trieb fühlte, war er mit einem besonderen Grimm behaftet; aber immer, wie er ihnen auf tausend Schritt nahe kam, fuhr ein kalter Schauder in ihn und jagte ihn zurück. Und die Königin hatte dies mit ihrer Hexerei verschuldet, daß sie ihn bis so weit gebannt hatte; denn weiter hatte sie nicht geburft. Sie aber stellte dem Wolfsprinzen nach dem Leben und ließ viel jagen in dem Forst, der sich um das Schloß herum zog, weil sie dachte, daß er wohl darin sein mochte. Deswegen ward fast alle Woche zweimal eine große Schalljagd und Klapperjagd auf Wölfe und Füchse angestellt; und damit sie einen fleißigeren Vorwand dazu hätte, hatte die Königin viele niedliche Damhirsche in diesen Forst ausgesetzt, von welchen unser königlicher Wolf allerdings manchen verzehrte. Aber er rettete sich immer aus aller Gefahr, wie oft die Hunde ihm mit ihrem Rachen auch das Haar auf dem Rücken schon zerbliesen[1]) und wie oft die Jäger auf ihn schossen. Er wich dann für den Augenblick abseits, und wann der Schall sich gesänftigt hatte und die Jagdhörner verstummt waren, kam er in das Dickicht zurück, welches dem Schlosse nahe war, und sonnte sich häufig auf Plätzen, wo er als Knabe und Jüngling zuweilen gespielt hatte. Er wußte aber nichts mehr von der Vergangenheit, sondern es war eine verborgene Liebe, die ihn dahin lockte.

Die Prinzessin Aurora hatte als ein kleines Vögelein auf den Baum fliegen müssen und war in eine Nachtigall

---

[1]) D. h. sie kamen ihm so nahe, daß ihr Odem seine Haare traf und bewegte.

verwandelt worden. Ihr aber war in ihrem leichten und dünnen Federkleide die Seele nicht so verdunkelt, als dem Prinzen in der Wolfshaut, sondern sie wußte viel mehr von sich und von den Menschen und Dingen; nur sprechen konnte sie nicht. Dafür aber sang sie desto schöner in ihrer Einsamkeit, und oft so wunderschön, daß die Tiere vor Freuden hüpften und sprangen und die Vögel sich alle um sie versammelten und die Bäume dazu rauschten und die Blumen nickten. Ich glaube, auch die Steine hätten vor Lust getanzt, wenn sie so viel Liebe in sich hätten; aber deren Herz ist zu kalt. Auch die Menschen hätten wohl bald auf den kleinen Vogel gemerkt als auf einen besonderen Vogel und wäre wohl ein Gerede und Gemunkel davon unter den Leuten entstanden, wenn nicht etwas sie abgehalten hätte von dem Walde, daß sie die Nachtigall nie singen hörten. Es verhielt sich damit folgendergestalt:

Wie die Königin dem armen verwandelten Prinzen mit den vielen Schall- und Klapperjagden gern das letzte wölfische Lebenslicht ausgeblasen hätte und wie er dadurch über die ganze Wolfsfamilie großes Unglück brachte, habe ich schon erzählt. Aber auch über die kleinen Vögel ging es schlimm her, und in diesen Tagen der Tyrannei war es ein Unglück, in der Gegend des Schlosses als Amsel, Grasmücke und Nachtigall geboren zu sein. Die Königin nämlich, nachdem der alte Herr gestorben war und sie die Gewalt allein hatte, gebärdete sich plötzlich, als habe die Krankheit sie befallen, daß sie nicht allein das Geschrei und Gekrächze und Geschnatter unleidlicher Vögel nicht ertragen könne, sondern daß selbst das lieblichste Geklingel und Gezwitscher der lustigen kleinen Singvögelein sie unangenehm bewege. Und damit sie das allen Menschen glaublich machte, war sie bei solchen Ge-

fängen, deren sich sonst alle Welt zu freuen pflegt, ein paarmal in Ohnmacht gefallen. Das war aber nur ein Schein; sie wollte eine böse Tat, sie wollte den Tod der kleinen Nachtigall, wenn sie etwa in diesen Hainen und Gärten herumflatterte. Das wußte sie aber wohl, daß das Vögelchen dem Schlosse auf tausend Schritt nicht nahen durfte, denn sie hatte es unter denselben Hexenbann gelegt, als seinen Bruder. Unter dem Titel dieser Unleidlichkeit und Empfindlichkeit gegen zarte und feine Klänge und Schalle ward denn freilich nicht bloß der kleinen liebenswürdigen Nachtigallprinzessin, sondern allen andern Vögeln nach der Kehle gegriffen; sie waren alle in die Acht und Aberacht[1]) getan, sie waren alle für vogelfrei erklärt, und die Förster und Jäger der Königin erhielten den strengsten und gemessensten Befehl, auf alles, was Federn trägt, Jagd zu machen und auch das Rotkehlchen, ja nicht einmal den Zaunkönig zu verschonen, auf welchen ein guter Jäger sonst nie einen Schuß verliert. Dieser schreckliche Zorn der Königin ward ein Unglück für das ganze befiederte Volk, nicht bloß für die, welche im Freien flogen oder in Forsten nnd Hainen lebten, sondern auch für die, welche auf Höfen und in Zimmern gehalten werden. In der Hauptstadt und in der Umgegend des königlichen Schlosses blieb auch nichts Gefiedertes leben; denn die Leute meinten sich bei der Königin sehr einzuschmeicheln und ihre Gunst zu gewinnen, wenn sie es ihr nachmachten. Es war ein Schlachten und Morden der Unschuldigen wie der bethlehemitische Kindermord des Königs Herodes weiland. Wie vielen tausend Kanarienvögeln uud Zeisigen und Nachtigallen und Distelfinken, ja selbst wie manchen ostindischen und westindischen

[1]) Aberacht = wiederholte Acht.

Papagaien und Kakadus wurden da die Hälse umgedreht! Schreihälsen und Liederkehlen, Schwätzern und Verschwiegenen drohete Ein Schicksal, und das sogar war ein Verbrechen, als Gans oder Puter oder Hahn geboren zu sein, und die gemeinen Haushühner fingen an, so selten zu werden als chinesische Goldfasane. Und hätte die Königin noch einige Jahrzehende so gewütet gegen das Federvölkchen, so wäre es allmählich ausgestorben in dem Königreiche. Das war die Ursache, warum die Vögel nicht allein gemordet worden, sondern auch fast kein Mensch mehr in den Wald spazieren ging, weil es so hätte gedeutet werden können, als wollten sie da Vogelgesang hören. So kam es denn, daß niemand die Wundertöne der kleinen Nachtigall belauschen konnte, als etwa hie und da ein einsamer Jäger. Der ließ sich aber nichts merken, damit er von der Königin nicht gestraft würde, daß er den Vogel nicht geschossen. Denn das muß man zur Ehre der Weidmänner sagen, daß sie doch meistens ihrer wackern Natur folgten und selten einen der kleinen Vögel schossen; aber platzen[1]) durch den Wald mußten sie, daß es knallte. Und dadurch schon ward es still von Gesängen, und auch viele Vöglein zogen weg aus dem unaufhörlichen Getümmel und kamen nimmer wieder. Die kleine Nachtigall aber, welche Gott behütete, daß sie sich von allen diesen Nachstellungen rettete, konnte den grünen Wald hinter dem Schlosse nicht lassen, wo sie in ihrer Kindheit so viel gespielt und gesprungen hatte, sondern wenn sie auch wegflog, sobald die Jagdhörner anbliesen und es mit Hurra und Wol! Wol! durch die Büsche tosete, kam sie doch immer bald wieder. Und obgleich ihre Liedlein, als aus einem traurigen Herzen

---

[1]) platzen = mit möglichst viel Pulver schießen.

klingend, meistens traurig und kläglich waren, deuchte es ihr doch recht anmutig, so unter den grünen Bäumen und bunten Blumen zu leben und dem Mond und den Sternen etwas Süßes vorzuklingen, und nur wenige Monate war sie unglücklich. Dies war die Zeit, wo der Herbst kam und wo sie mit den andern Nachtigallen in fremde Länder ziehen mußte, bis es wieder Frühling ward.

Das kleine Prinzessinvögelein hielt sich nun meist zu den Bäumen, Angern und Auen, wo sie als Kind gespielt oder als Jungfrau mit Gespielen ihres Alters Kränze gewunden und Reigen aufgeführt hatte, oder wo sie gar in den glücklichsten Tagen ihres Lebens mit dem Geliebten die Einsamkeit gesucht hatte. Am liebsten und am meisten wohnte sie in einer dichten, grünen Eiche, die sich über einen rieselnden Bach beugte und oft das süße Geflüster der Liebe in ihren Schatten geborgen hatte. An dieser Stelle sah sie denn auch oft den Wolf, den ein dunkles Gefühl der Vergangenheit dahin führte; aber sie wußte nicht, daß es ihr armer Bruder war. Doch gewann sie ihn lieb, weil er sich so oft unter ihren Gesängen hinstreckte und lauschte, als verstände er etwas davon; und sie beklagte ihn wohl zuweilen, daß er ein zorniger und harter Wolf sein mußte und nicht flattern konnte und fliegen von Zweigen zu Zweigen, wie sie und andere Vögelein. Und nun muß ich auch noch von einem Manne erzählen, der in dem einsamen Walde zuweilen der Zuhörer der kleinen Nachtigall war. Dieser Mann war der Prinz aus Ostenland, ihr Bräutigam, als sie noch Prinzessin war.

Der König, dieweil er noch lebte, hatte diesen Prinzen wegen seiner Tugend und Tapferkeit vor allen Männern geliebt und ihn auf seinem Todbette der Königin empfohlen als

einen Rat und Helfer in allen schlimmen und gefährlichen Dingen, besonders als einen frommen und trefflichen Kriegsmann. Auch war er nach des Königs Tode bei der Königin geblieben bloß aus Liebe zu dem seligen Herrn. Doch ward er bald inne, daß die Königin ihn haßte, ja daß sie ihm nach dem Leben trachtete, und entwich daher plötzlich von ihrem Hofe und aus ihrem Lande. Sie aber ließ ihm nachsetzen als einem Verräter und Flüchtling und ließ einen Bann ausgehen, wodurch sie ihn für vogelfrei erklärte, daß jeder, wem es beliebte, ihn erschlagen und ihr seinen Kopf bringen mochte, worauf sie einen hohen Preis gesetzt hatte. Er entwich wieder in das Land seines Vaters, das viele hundert Meilen gegen Osten von dem Schlosse der Königin lag, und wohnte bei ihm. Aber im Herzen hatte er keine Ruhe noch Rast, und die Trauer um die verschwundene Prinzessin wollte ihn nie verlassen. Ja, das Wunder begab sich mit ihm, daß er alle Jahre einmal heimlich verschwand, ohne daß ein Mensch wußte, wohin. Er sattelte aber dann sein Roß und rüstete sich in unscheinbarer Rüstung, und ritt plötzlich davon, so daß niemand seinen Pfad kannte. Er mußte aber in das Land der Königin reiten, die ihn vogelfrei gemacht hatte, und jenen Wald besuchen, worin die Prinzessin verschwunden war. Dieser gewaltige Trieb kam ihm jedes Jahr kurz vor der Zeit, in welcher die Prinzessin verschwunden war, wo er durch wilde, wüste und verborgene Orte traben mußte, bis er zu wohlbekannten Stätten gelangte, wo er einst mit seiner Braut gewandelt hatte. Und da war auch ihm die grüne, dunkle Eiche am Bache die Lieblingsstelle. Da brachte er dann vierzehn Nächte in Tränen und Gebeten und Klagen um die Geliebte zu; die Tage aber verbarg er sich in dem entlegeneren Dickicht. Da hat er die kleine Nachtigall oft gesehen und gehört und

sich ihres wundersamen und wunderlieblichen und fast übervögelischen Gesanges erquickt. Sie haben aber nichts weiter von einander gewußt. Doch hatte das Vögelchen immer eine große Sehnsucht im Herzen, wann der Ritter wieder weggeritten war, sie wußte aber nicht, warum; und auch ihm klang ihr tiefes und schmachtendes Tiu! Tiut! lange nach, wann er wieder in das Land seines Vaters ritt. Es ging ihm aber wie den meisten Menschen, die etwas Geheimes tun oder haben, worüber andere Leute sich viel die Köpfe zerbrechen, daß er um sein eignes Geheimnis nicht wußte. Denn daß er jedes Jahr einmal heimlich wegritt, das wußte er wohl; warum er aber reiten mußte, das wußte er nicht.

Und es waren manche Tage vergangen seit dem Tode des alten Königs, und es ging in das sechste Jahr seit dem Verschwinden der Kinder, und die Königin lebte herrlich und in Freuden und ließ die Tiere jagen und auf alle Vögel schießen und war auch gegen ihre Untertanen nicht weniger hart als gegen das Wild und Gefieder des Waldes. Sie deuchte sich fast allmächtig und meinte, ihr Glück nnd ihre Herrschaft könne kein Ende nehmen. Doch hatte sie seit jenem Tage den Wald nicht betreten um das Schloß und den Schloßgarten, sondern eine heimliche Furcht hatte sie davon zurückgehalten. Sie ließ sich aber nicht merken, was es war, und daß eine Hexenangst dahinter steckte. Nun begab es sich, daß sie einmal ein großes Fest und Gastmahl angestellt hatte, wozu alle Fürsten und Fürstinnen des Reichs und alle Großen des Landes und alle vornehmsten Diener und Dienerinnen geladen waren, und es war den Nachmittag eine große Wolfsjagd beschlossen worden in dem Forst, und die Fürsten baten sie, daß sie mitgehen möchte. Sie weigerte sich lange unter allerlei Vorwänden; endlich aber ließ sie sich bereden. Sie

setzte sich aber auf einen hohen Wagen und hieß drei ihrer tapfersten Kriegsmänner sich wohlbewaffnet neben sich setzen; zugleich hieß sie viele hundert gewaffnete und gerüstete Reisige vor, neben und hinter dem Wagen reiten, und eine lange Reihe Wagen voll Herren und Frauen folgten ihr nach. Und ihr war der Wolf immer im Herzen, doch dachte sie bei sich: „Laß den Wolf nur kommen, ja laß hundert Wölfe zugleich kommen; diese tapfere Schar wird ihnen wohl das Garaus machen.“ So verblendet Gott auch die Klügsten und Feinsten, wann sie zur Strafe reif sind; denn ihr war geweissagt worden von andern Meistern ihrer losen Kunst, sie solle sich vor dem sechsten Jahre in acht nehmen. Daran hatte sie heute nicht gedacht.

Und es war ein schöner, heiterer Frühlingstag, und sie fuhren mit Trompeten und Posaunen in den Forst, und die Rosse wieherten, und die Rüstungen klirrten, und die gezückten Speere und Degen funkelten in der Sonne; die Königin aber funkelte am hellsten, mit ihren prächtigsten Kleidern und all ihrem Juwelenschmuck hoch im Wagen thronend. Und schon schallte ihnen die Jagd entgegen mit Hussa und Hurra und den schmetternden Hörnern der Jäger und den gellenden Stimmen der Hunde. Und es lief ein Löwe vorüber, und ein Eber fuhr durch die Reihen; und sie erschraken nicht, sondern hielten und standen ein jeglicher fest auf seinem Stand und machten die Ungeheuer nieder. Aber nicht lange, und es ergab sich ein Schrecken, das ihnen zu mächtig war. Ein fürchterlicher Wolf fuhr aus dem Dickicht hervor auf einen grünen Anger und heulte so gräßlich, daß Jäger, Hunde, Reiter vor ihm ausrissen. Der Wolf lief, wie man einen Pfeil vom Bogen schießt, nein, er lief nicht, sondern flog durch die Männer und Rosse dahin, und keiner dachte daran, daß er Bogen, Spieß

und Eisen trug, so schrecklich war des Untiers Ansehen, und so wütig bleckte er den funkelnden Rachen auf. Die Königin, die ihn auf ihren Wagen zuspringen sah, schrie: „Hülfe! Hülfe!" Die Weiber schrieen und fielen in Ohnmacht; viele Männer schrieen auch wie die Memmen. Keiner wehrte dem Wolf; er sprang mit Einem langen, weiten Sprung auf den hohen Wagen, riß das stolze Weib herunter und wusch sich Zähne und Rachen in ihrem Blute. Die andern waren alle geflohen oder standen und hielten von ferne.

Und, o Wunder, als sie sich ermannen wollten und das Tier anfallen, sahen sie es nicht mehr, sondern, wo es eben noch gestanden hatte, erhob sich die Gestalt eines schönen, reisigen Jünglings. Die Männer staunten ob dem Zauber; doch zuckten einige die Waffen, als wenn sie ihn als ein zweites Ungetüm jagen und fällen wollten. Da sprang plötzlich ein Greis vor, der mit im Zuge war, der Kanzler des Reichs, und verbot es ihnen und rief überlaut: „Bei meinem grauen Haar, Männer, haltet ein! Ihr wisset nicht, auf wen ihr stoßen wollet —" und ehe sie sich besinnen konnten, lag er schon vor dem Jünglinge auf der Erde und küßte ihm Kniee und Hände und rief: „Sei uns gegrüßt, du edle Blume eines edlen Vaters, die du wieder aufgegangen bist in deiner Schöne! Und freue dich, o Volk; dein rechter Königssohn ist wieder gekommen, und dies ist jetzt dein König!" Und auf diese Worte liefen viele herzu und erkannten den Prinzen wieder und huldeten ihm als ihrem Herrn, und die übrigen taten desgleichen. Und alle waren zugleich voll Schrecken und Staunen und Freude und dachten nicht mehr an die zerrissene Königin noch an den Wolf; denn daß er der Wolf gewesen, das wußten sie nicht.

Der junge König aber gebot allen, daß sie ihm nachfolgeten und mit ihm in das Schloß seines Vaters zögen;

er hieß auch sogleich die Jagd stillen und die Hörner und Trompeten, welche eben noch den Wald und das Wild aufgeschreckt hatten, seinem fröhlichen Einzuge voranblasen. Und als er daheim war und von den Zinnen seiner Väter schauete, da traten ihm Tränen in die Augen, und er weinte beide[1]) schmerzlich und fröhlich; denn er gedachte nun alles Jammers wieder und der zu schweren Vergangenheit, wo es wie ein dumpfer und tierischer Traum auf ihm gelegen hatte. Und nun ward es ihm plötzlich hell, und er konnte es dem Kanzler und den Vornehmsten melden, wie es mit ihm geschehen war, und daß er nur durch das Herzblut der alten greulichen Hexe, die seine Stiefmutter und ihre Königin geheißen, wieder hatte verwandelt werden können. Und das Gerücht von diesem erstaunlichen Wunder ging alsbald in die ganze Stadt und unter alles Volk aus; und sie freueten sich, daß der geliebte Königssohn wiedergekommen und daß die Königin, welche alle hasseten, von Wolfszähnen, die sie selbst geschaffen, zerrissen war.

Aber als der Prinz sich nun allmählich wiedergefunden und über sich besonnen hatte, da fiel es ihm schwer auf das Herz, wo die königliche Prinzessin Aurora, seine geliebte Schwester, wohl sein möchte und ob sie auch noch wohl unter irgend einer Tierhaut oder Federdecke steckte; denn nun fiel ihm ihr trauriger Hochzeitstag ein. Und er fragte und ließ fragen; aber alle schwiegen, und keiner konnte von ihr etwas melden. Da ward der Prinz wieder sehr traurig und sorglich; aber Gott wandelte diese Traurigkeit auch bald in Freude.

Denn als dieser Jagd- und Wolfslärm im Walde tosete, steckte auch der arme traurende Prinz aus Ostenland grade in seinem Dickicht, und das kleine liebliche Nachtigallvögelchen

[1]) beide (oder „beides“) und = sowohl als auch, wie im Englischen both-and.

hielt sich schweigend unter den grünen Blättern seiner Eiche verborgen. Es fuhr aber ein wunderbares Gefühl durch sein Herzchen, sobald der durstige Wolfszahn seines Bruders das Herzblut der alten Königin geschlürft hatte. Als nun die Jagd verschollen und der Wald still geworden und die Sonne niedergegangen war, da kam der Prinz aus seiner dunkeln Waldschlucht unter seine grüne Eiche und lehnte sich gar traurig an den Stamm und netzte das Gras mit seinen stummen Tränen, wie er alle Nächte pflag[1]), und ihm deuchte viel wehmütiger um sein Herz zu sein als gewöhnlich. Das Vögelein in den Zweigen über ihm fing eben an zu singen nach seiner Gewohnheit; und es deuchte ihm auch, daß es gar anders sang als sonst, und viel bedeutsamer und rätselhafter und fast wie mit menschlicher Stimme. Und dem Manne kam ein Grausen an, und fast voll Angst rief er in die Zweige hinauf: „Vöglein, Vöglein, sage mir, kannst du sprechen?“ Und das Nachtigallvögelein antwortete ihm mit Ja, wie Menschen zu antworten pflegen, und es verwunderte sich selbst, daß es sprechen konnte, und fing an vor Freuden darüber zu weinen und schwieg lange. Darauf tat es sein Schnäbelchen wieder auf und erzählte dem Manne mit vernehmlicher menschlicher Stimme die ganze Geschichte von seiner Verwandelung und von seines Bruders Verwandelung, und durch welches Wunder er wieder ein Mensch geworden. Denn es war ihr nun alles in Einem Augenblicke klar geworden, als hätte ein Geist es ihr zugeflüstert. Der Mann aber jauchzete in seiner Seele, als er ihre Rede hörte, und er sann viel in sich hin und her, und das Vögelchen spielte und flog zutraulich um ihn herum; doch wiewohl sie sich und alle Dinge so hell wieder

[1]) Das starke Präteritum pflag ist jetzt ausgestorben.

erkannte und wußte, von ihm wußte sie nicht, wer er war. Und er lockte das Vögelchen und schmeichelte und kosete ihm schön, und bat, es solle mit ihm kommen, er wolle es in einen Garten setzen, wo ein ewiger Frühling blühe und nie ein Falke rausche noch ein Jäger tose; das sei doch viel lustiger, als so in wilden Hainen umzufliegen und vor dem Winter und vor Jägern und Raubvögeln und Schlingen zu zittern. Das Vögelein aber wollte davon nichts hören und lobte seine grüne Freiheit und seine grüne Eiche hier und schwätzte und flötete und spielte und flatterte um den Mann herum und hatte sein wenig acht, denn er gebärdete sich, als sei er in andern Gedanken.

Aber siehe, welche Gedanken er gehabt hat! Denn ehe das Vögelchen sich dessen versah, hatte der Mann es bei den Füßchen erfaßt und lief eilends davon, schwang sich auf sein Roß und flog im sausenden Galopp, als sei ein Sturmwind hinter ihm, einer Herberge zu, die er in der Stadt unweit des Schlosses kannte, und bestellte sich ein einsames Zimmer, worin er sich mit dem Vögelein einsperrte. Das Vögelein, als es sah, wie er die Schlüssel herauszog und andere Zeichen eines Gefängnisses machte, fing an jämmerlich zu weinen und zu flehen, daß er es fliegen ließe; denn es deuchte ihm gar beklommen und angstvoll in dem verschlossenen Zimmer, und es mußte an seine grünen Bäume und an die liebliche Freiheit denken. Aber der Mann machte sich aus dem Weinen und Flehen des Vögelchens nichts und wollte es nicht lassen. Da ward das Vögelein böse und fing an sich zu verwandeln, damit es den Mann erschreckte, daß er Türen und Fenster öffnete und froh wäre, wenn das Vögelein davon flöge. So machte es sich zu Tigern und Löwen, zu Ottern und Schlangen, zu Skorpionen und Taranteln, zuletzt zu einem scheußlichen

Lindwurm, der sich um den Mann flocht und mit giftiger Zunge auf ihn fuhr.[1]) Aber das alles schreckte ihn nicht, sondern er blieb fest auf seinem Sinn, und das Vögelein mußte alle seine Arbeit verlieren und wieder ein Vögelein werden. Und der Mann stand in tiefen Gedanken, denn es fiel ihm etwas ein aus alten Märchen. Und er zog ein Messer aus der Tasche und schnitt sich ein Loch in den kleinen Finger der linken Hand, der immer das lebendigste Herzblut hat. Und es tröpfelte Blut heraus, und er nahm des Blutes und bestrich des Vögeleins Köpfchen und Leib damit. Und kaum hatte er das getan, so stand auch das Wunder fertig da. Das Vögelein ward in der Minute zu der allerschönsten Jungfrau, und der Prinz lag alsbald zu ihren Füßen und küßte ihr züchtig und ehrerbietig die Hände. Die Nachtigall war nun wieder Prinzessin Aurora geworden und erkannte in dem Manne ihren Bräutigam wieder, den Prinzen aus Ostenland. Sie war noch eben so jung und schön, als sie vor sechs Jahren zur Zeit der Verwandelung gewesen. Denn das ist den Verwandlungen eigen, daß die Jahre, die einer darin bleibt, ihn nicht älter machen, sondern tausend Jahre gelten da nicht mehr als eine Sekunde.

Man kann denken, wie diese beiden sich gefreut haben; denn wenn zwei verliebte Herzen, die einander treu geblieben, nach langer Zeit wieder zusammenkommen, das ist wohl die größte Freude auf Erden. Doch säumten sie nicht lange, sondern ließen dem Könige ansagen, es seien zwei fremde

[1]) Der Zug, daß ein durch böse Kunst verwünschtes Wesen sich willkürlich in alle möglichen abschreckenden Gestalten verwandelt, ist dem germanischen Volksmärchen kaum eigen. Von unserm hier vorkommenden Zauberwolf ist der eigentliche Wärwolf wohl zu unterscheiden; denn der Letztere übt die Kunst durch Anlegung eines Zaubergürtels aus, wie es schon in der Völsungensage vorkommt.

Prinzen aus fernen Landen an seinen Hof gekommen und begehren fürstliche Herberge. Und der König trat heraus, daß er sie bewillkommete, und erkannte seine liebe Schwester Aurora und seinen teuren Freund, den Prinzen aus Ostenland, und freuete sich über die Maßen; und alles Volk freuete sich mit ihm, daß so alles wiedergekommen und das Reich nicht bei Fremden bleibe.

Und nach wenigen Tagen setzte er sich die königliche Krone auf und fing an zu regieren an seines Vaters Statt; seiner Schwester aber gab er eine überaus prächtige Hochzeit mit Tänzen und Festen und Ritterspielen; auch erhielt sie nebst ihrem Prinzen an Land und Leuten eine gar stattliche Abfindung, wovon sie fast wie Könige leben mochten. Die Prinzessin Aurora aber hatte ihren Bruder um den Wald gebeten, in welchem sie als Vögelein so manchen fröhlichen und auch so manchen traurigen Tag umhergeflogen war, und er hatte ihn ihr gern geschenkt. Sie baute sich daselbst ein stolzes königliches Schloß an dem Bache, wo sie so oft gesessen und gesungen hatte, und die grüne und dichte Eiche kam mitten in ihrem Schloßgarten zu stehen und hat noch manches Jahr nach ihr gegrünt, so daß ihre Urenkel noch darunter gespielt und sich beschattet haben. Sie aber ließ das Gebot ausgehen, es solle der Wald für ewige Zeiten stehen bleiben in seiner natürlichen Herrlichkeit; auch gab sie den kleinen Singvögeln den Frieden und verbot auf das allerstrengste, in diesem heiligen Bezirke Schlingen und Fallen zu stellen und die Kleinen mit irgend einem Gewehr anzugreifen. Und ihr Bruder hat als ein großer und frommer König regiert; sie aber hat mit ihrem tapfern Gemahl bis in ein schneeweißes Alter in glücklicher Liebe gelebt und viele Kinder und Kindeskinder gesehen, bis sie endlich im Segen Gottes

und der Menschen sanft entschlafen ist. Das hat auch gegolten seit ihrer Zeit unter ihren Kindern und Nachkommen, daß der älteste Prinz ihres Hauses immer Rossignol[1]) und die älteste Prinzessin immer Philomela getauft wurde. Sie wollte nämlich eine fromme Erinnerung stiften für alle Zeiten von dem wundersamen Unglück, das ihr widerfahren war, da sie in eine Nachtigall verwandelt worden. Denn diese Worte bedeuten in der Sprache ihres Landes, was zu deutsch Nachtigall genannt wird, und Rossignol heißt eigentlich Rosenvogel — denn die Nachtigallen singen meist zur Zeit der Rosen — und Philomela Liederfreundin; der deutsche Name Nachtigall heißt aber so viel als Nachtsängerin und ist wohl der allerfeinste.

---

[1]) Warum der Dichter hier gerade den französischen Namen der Nachtigall einführt, ist nicht recht klar. Des Dichters Deutung ist natürlich falsch; rossignol (altfrz. lousseignol) ist das Deminutiv von lat. lusciniola oder lusciniolus=Nachtigall.

4.

Der Wolf und die Nachtigall.

(Schwedisches Volksmärchen.)

Ich weiß es wohl, wo steht ein Schloß,
Das ist geschmückt so feine
Mit Silber und mit rotem Gold
Gebaut von Marmelsteine.

Und in dem Schloß eine Linde stand,
Mit Blättern lustig und schöne,
Drin wohnte eine Nachtigall fein,
Die schlug gar liebliche Töne.

Es kam ein Ritter geritten daher,
Süß klang es vom Nachtigallmunde,
Worüber er höchlich wunderte sich —
Es war um die Mitternachtstunde.

„Ach, höre, du kleine Nachtigall,
Wollst mir ein Liedlein singen!
Deine Federn laß ich beschlagen mit Gold,
Deinen Hals mit Perlen beringen.“

„Deine Federn von Gold, die kleiden mich nicht,
Die ich für dich sollte tragen,
In der Welt ein wildfremdes Vögelein
Wovon kein Mensch weiß zu sagen.“

„Bist in der Welt ein wildfremdes Vögelein
Und unbekannt allen Leuten?
Dich zwingt wohl Hunger, Frost und Schnee,
Der fällt auf den Weg den breiten.“

„Mich zwingt nicht Hunger, mich zwingt nicht Schnee,
Der fällt auf den Weg den breiten;
Mich zwingt weit mehr geheime Pein,
Die macht mir Angst und Leiden.

Wohl zwischen Bergen und tiefem Tal
Da rinnen die brausenden Wasser,
Und welcher einen Treuliebsten hat,
Kann ihn aus dem Herzen nicht lassen.

Ich hatt' einen Liebsten kühn und fromm,
Einen Ritter von herrischen[1]) Gaben;
Meine Stiefmutter warf es geschwinde um,
Sie wollte die Liebe nicht haben.

Sie schuf mich zu einer Nachtigall,
Hieß mich in der Welt umfliegen,
Meinen Bruder zu einem Wolf so grimm,
Mußte sich zu den Wölfen fügen.

Gleich lief er in den Wald, sie sprach:
In Wolfsgestalt soll er gehen,
Bis daß er getrunken mein Herzensblut!
Sieben Jahre drauf ist es geschehen.

---

[1]) herrisch. d. h. herrenmäßig, eines Herrn würdig.

Einen Tag sie ging so wonniglich
Im Rosenhain spazieren;
Mein Bruder sah es und zorniglich
Ihr leise nach tät spüren.

Er griff sie an ihrem linken Fuß
Mit reißigem Wolfesmunde,
Riß aus ihr Herz und trank ihr Blut
Und ward gesund zur Stunde.

Noch bin ich ein kleines Vögelein,
Das fliegt in wilden Heiden;
So jammervoll muß ich leben meine Zeit,
Doch meist in Winterzeiten.

Doch Preis dem, der mir geholfen hat,
Daß ich die Zunge kann rühren,
Da ich nicht gesprochen in fünfzehn Jahr,
Wie mit Euch ich Rede kann führen.

Aber gesungen hab' ich immerdar
Mit lieblichen Nachtigallkehlen,
Und in dem allergrünsten Hain
Tät ich meinen Zweig mir wählen."

„Und horche, du kleine Nachtigall,
Was dich wohl kann vergnügen:
Kannst sitzen im Winter im Hause mein,
Im Sommer wieder ausfliegen!"

„Hab Dank, schöner Ritter, der Frommheit dein,
Ich darf es doch nicht wagen;
Denn das verbot die Stiefmutter mein,
So lang' ich Federn muß tragen."

Die Nachtigall in Gedanken stand:
„Ich thu nicht des Ritters Willen;“
Da griff er sie bei den Füßen klein,
Das Schicksal sollt' er erfüllen.

Er ging mit ihr wohl in sein Haus,
Verschloß die Fenster und Türen,
Sie ward zu manchem Wundertier,
Wie man soll hören und spüren.

Erst wandelt sie sich in Bären und Leun,
Ist dann zur Schlange worden,
Zuletzt zu einem Lindwurm groß,
Der wollte den Ritter morden.

Er schnitt sie mit einem Messerlein,
Daß Blut heraus tät fließen;
Stracks stand wie eine Blume klar
Eine Jungfrau ihm zu'n Füßen.

„Nun hab' ich erlöst dich von deiner Not
Und von deinen heimlichen Leiden;
So sage mir denn deine Abkunft gut
Von Vaters und Mutter Seiten.“

„Ägyptenlands König mein Vater war,
Sein Gemahl meine Mutter mit Ehren;
Meinen Bruder verschuf[1]) man zu einem Wolf
Durch die wilden Wälder zu stören.“[2])

---

[1]) verschaffen = verwandeln.
[2]) stören = umrühren, umirren.

„Ist Ägyptenlands König lieber Vater dein,
Sein Gemahl deine Mutter mit Ehren,
Fürwahr bist Schwestertochter mir,
Die sonst sich als Nachtigall ließ hören.“

Da ward große Freud in dem ganzen Hof,
Ja rings in dem ganzen Lande,
Daß der Ritter gefangen die Nachtigall,
Die gewohnt in der Linde so lange.

5.

Klas Avenstaken.

In dem Lande Westfalen unweit der Stadt Minden, wo es viele tüchtige Bauern hat, lebte vor langen Jahren ein Schulze in Dümmelshusen, der Peter Avenstaken hieß, ein Mann von Sitten und Art geduldig und sanftmütig und deswegen bei Freunden und Nachbarn wohl berüchtigt[1]) und beliebt, sonst aber von großem und reisigem Leibe und von so gewaltiger Stärke, daß er weit und breit nur der starke Peter hieß und daß die Leute ihm hundert Schritt aus dem Wege gingen, wann er böse ward; denn ward er böse, so ward er es sehr und konnte überhaupt nichts Mittelmäßiges tun. Dieser Schulze in Dümmelshusen hatte ein Lieblingswort, das er oft gebrauchte und das in seiner Freundschaft und Verwandtschaft sehr alt war; denn ehrsame Bauerschaften pflegen auf gewisse Worte, Sinnsprüche und Sprichwörter eben so zu halten, als Edelleute, die Fahnen und Schild führen, und setzen auch einen Stolz in dem Alten. Dieses Wort hieß Grade durch oder, wie sie in Westfalen sagen, Grad dör; und nach dem Worte, weil er es so oft im Munde führte, nannten manche Leute ihn auch Peter Grad dör, was er wohl aufzunehmen pflegte. Es war aber bei dem Worte noch ein

[1]) berüchtigt = berufen, in Ruf stehend.

Aberglaube, der sich Jahrhunderte lang in der Familie Avenstaken fortgepflanzt hatte; sie meinten nämlich, dasjenige von den Kindern, welches sich dieses Wort vor den andern herausnehme, werde das Tüchtigste und Glücklichste werden; und also horchten und merkten die Ältern frühe darauf. Seinen Ursprung aber hatte das Sprichwort von einer alten Geschichte, die sich mit dem Stifter des Hauses begeben hat, der bei Minden seßhaft ward. Dieser war ein Schuhmachergesell Namens Klas, gebürtig aus dem Örtchen Korbach im Waldeckischen. Eines Tages, als er mit einem seiner Gesellen auf der Wanderschaft war und durch den Hochwald längs der Weser des Weges auf Minden ging, kam ein wütender Wolf auf ihn los. Sein Gesell hielt den Anlauf nicht aus, sondern entlief und kletterte auf einen Baum; Klas aber blieb festen Fußes und Auges stehen, nahm seinen Stock und wartete des Wolfes; und als dieser auf ihn zufuhr, stieß er ihm den Stock in den offenen Rachen und stieß so gewaltig, daß der Stock hinten wieder herausfuhr und der Wolf alle Viere von sich streckte. Sein Gesell fand sich nun wieder zu ihm; diesen aber prügelte er von sich weg als einen feigen und erbärmlichen Schächer[1]) und ging mit ein paar Köhlern, welche das Abenteuer mit angesehen hatten, seines Weges weiter durch den Wald und übernachtete im nächsten Dorfe. Dem Wolf hatte er die Haut abgezogen und trug dies herrliche Siegeszeichen auf seinem Stock, daß er sie einem Kürschner in der nächsten Stadt verkaufte. Als Klas in der Dorfherberge angekommen war, erzählten die Köhler den Kampf mit dem Wolfe, und alle Bauern und Knechte und Dirnen liefen zusammen, daß sie den jungen Schuhmacher sähen, der den

[1]) Schächer eigentlich = Räuber. Hier in demselben verächtlichen Sinne wie etwa „ein armer Teufel.“

Wolf mit dem Stecken erschlagen hatte, wie König David den Goliath mit dem Steinchen. Und sie verwunderten sich sehr, denn der Jüngling sah so gewaltig nicht aus, wiewohl er stark war; und sie wollten alle den Stecken sehen und betasten, die Dirnen aber faßten ihn nur mit Grausen an. Es war sonst ein ganz gewöhnlicher Dornstock, den ein Bäcker in Koburg dem jungen Klas geschenkt hatte zu seiner Wanderschaft, und er war an der Spitze angebrannt, weil der Bäcker die Kohlen im Ofen zuweilen damit umgerührt hatte. Desto mehr lobten die Leute Klas und freuten sich über ihn wegen der herzhaften Antwort, die er dem Schulzen des Dorfes gab auf die Frage, wie er es denn mit dem Wolfe angefangen habe, ihn umzubringen; da habe es der Stecken wohl nicht allein gethan, sondern der Schusterpfriemen habe wohl mit beispringen müssen. Denn Klas sagte ihm ganz kurz: „Herr Schulze, mit einem bißchen Mut fängt man alles gescheit an, und so ist auch dieser Ofenstecken grade durch den Wolf gegangen und hat nicht erst gefragt, ob seine Hintertüre auch verschlossen war.“ Der Schulze wollte das übel nehmen und brummte; aber die andern hießen ihn schweigen. Denn Klas hatte alle für sich gewonnen durch sein freies, tüchtiges Wesen, und besonders nahmen die hübschen jungen Dirnen sich seiner an und trugen ihm Äpfel und Birnen und Nüsse und Kuchen um die Wette zu und forderten ihn von selbst auf zum Tanze, der später den Abend in der Schenke begann; und hätten sie sich nicht entsehen[1]) vor den Leuten, einige hätten ihn wohl mit Vergnügen geherzt und geküßt. Aber das geschah nicht, und Klas selbst war noch sehr blöd; denn dies war seine erste Wanderschaft und überhaupt das erste Mal, daß er in die Fremde ging.

---

[1]) d. h. sich geschämt.

Den andern Morgen, als die Sonne anbrach, nahm Klas seinen Stecken und seine Wolfshaut und kam nach Minden und fand Arbeit bei einem Meister und blieb dort. Doch war es sein Glück, daß er mit den Köhlern hier in der Dorfschenke angesprochen[1]) hatte, denn eine junge und hübsche Bauerdirne hatte sich so in ihn verliebt, daß sie Tag und Nacht nichts anders sah und träumte als den jungen Schuhmachergesellen Klas und daß sie vor Sehnsucht und Liebe fast abzehrte und ohne ihn gar nicht leben wollte. Die Eltern suchten ihr das wohl auszureden; aber Liebe, die es redlich meint, ist, wie man sagt, die unheilbarste aller Krankheiten. Sie mußten sich also, wenn sie ihre Tochter behalten wollten, endlich darein geben und gingen selbst nach Minden und suchten Klas von Korbach auf, den jeder schon kannte von wegen seiner Wolfsgeschichte; und sie brachten den wackern Gesellen ihrer schönen Tochter zu, die ihr einziges Kind war, daß er sie zum Weibe nähme und vom Tode erlösete. Und Klas ließ sich nicht lange bitten, denn die hübsche junge Dirne gefiel ihm, und er zog zu ihr in das Dorf und legte Pfriemen und Ahl weg und nahm Pflug und Spaten dafür in die Hand und lebte als ein rechtschaffener Bauersmann und ward nach einigen Jahren Schulze an dessen Stelle, der über seine Rede gebrummt hatte. Und von seinem Stecken nannte ihn alle Welt Klas Avenstaken;[2]) er aber gewöhnte sich das Wort an, das andere von ihm gebrauchten, Grad dör; denn sie pflegen im Scherze von ihm zu sagen: Grad dör sagt Klas Avenstaken. Und das behielten seine Enkel und Urenkel nach ihm als ein gutes Wort, das Glück und Mut bedeutete.

---

[1]) d. h. vorgesprochen, eingekehrt.

[2]) Avenstaken wird also als „Ofenstecken" (Schürstange) gebeutet.

Dem Peter in Dümmelshusen waren von seiner Frau Greth Tibbeke schon viele Söhne und Töchter geboren, und die Greth hatte ihrem Manne schon oft angelegen,[1]) er solle doch einen Sohn mit dem Hauptnamen in der Freundschaft Klas taufen lassen; er hatte es aber immer verneint und den Buben andere Namen gegeben. Nun geschah es, daß wieder ein Knabe geboren wurde und daß Peter mit Gewalt wollte, daß dieser Klas heißen sollte, wogegen sich Greth sehr steifte,[2]) denn sie und die Freundschaft wollten den Namen Johannes, weil er am Johannisabend zur Welt gekommen war. Auch sagte sie, indem sie das Kindlein in der Wiege betrachtete: „Sieh, Mann, wie sanft und still der Junge aussieht! Das wird dir in der Welt kein Klas, der es mit einem Wolf aufnimmt;“ aber Peter antwortete: „Kikelkackel! Eben deswegen soll er Klas heißen; die Frommen sind immer die besten Helden gewesen, und die wie Eisenfresser aussehen, beißen oft keinen Strohhalm inzwei.“ Kurz, es half der Greth kein Bitten und Flehen, kein Heulen und Schelten; Peter war diesmal unerbittlich und sagte: „Eben weil er am Johannisabend, an einem so großen Abend, geboren ist, soll er Klas heißen, und ich wette, ein tüchtiger Klas wird er werden.“ Und mit diesen Worten nahm er seine Mütze vom Nagel und setzte sie etwas quer auf, wie er zu tun pflegte, wann er zürnte, und ging hinaus und achtete nicht des Geschreis seiner Greth und der Muhmen und Gevatterinnen hinter ihm her. Und der Priester mußte den Knaben Klas taufen, sodaß die Greth, die ihren Johannes noch nicht vergessen konnte, halb weinend und halb lachend sagte: „Nein, dem Peter ist was

---

[1]) anliegen = dringend auffordern.

[2]) sich gegen etwas steifen (versteifen) = etwas ablehnen, von etw. nichts wissen wollen.

durch den närrischen Kopf gefahren, wie es Hunden und Katzen zu geschehen pflegt, die, wenn man ihnen die Jungen nimmt, daß man eines oder zwei liegen lasse und die übrigen ersäufe, immer wieder dieselben Jungen aus allen zuerst ergreifen und wieder in ihr Lager tragen, wo sie die Leute dann auch liegen lassen und aufziehen, meinend, die Alten müssen am besten wissen, welche von ihren Jungen die besten seien. Ich will doch sehen, was aus diesem ausgegriffenen[1]) Klas meines lieben Peters wird."

Und dem kleinen Klas gedieh sein Name wohl; er nahm unverzagt der Mutter Brust und ließ es sich gut schmecken, schoß in dem zweiten Monat schon seinen ersten Zahn aus, hatte den vierten Monat schon sechs Zähne und genoß nebenbei schon allerlei Speise und Trank; vor dem neunten Monat aber stand er schon auf eigenen Füßen und richtete sein Antlitz zum Himmel auf. Dann nahm Peter, sein Vater, ihn auf den Arm, lächelte seelenvergnügt und hielt ihn der Greth hin und sprach: „Sieh, Greth, welch ein Klas!" Greth aber, halb böse, halb gutmütig antwortete: „Dein Klas ist noch nicht über alle Berge;[2]) ich wollte doch, er hieße Johannes." Und Peter setzte den Buben wieder auf den Boden, sah zornig und ging stumm und verdrießlich aus der Türe. Solche kleine Neckereien über das Bübchen gab es oft unter den beiden Eheleuten, die sich übrigens von ganzem Herzen liebten. Sie schadeten dem kleinen Klas auch nicht, sondern er gedieh wohl, ward breit an Schultern und Brust, warf alle Knaben seines Alters und auch, die ein Jahr älter waren, zur Erde.

So war er im Essen, Trinken, Schlafen und Spielen fünf Jahre alt geworden. Nun stellte ihn der Vater den

[1]) d. h. herausgegriffen, auserwählt.

[2]) d. h. hat noch nicht die Gefahren des Lebens hinter sich, hat noch keine Beweise seiner Tüchtigkeit geben können.

mit Freunden und Nachbarn mit Nachbarn lustig lebten. Valentin hatte bis auf diese fröhliche Zeit seine besten Geschichten aufgespart; er hatte den Kindern, welche nebst den Alten ihn reichlich mit Gaben bedacht hatten, wie man zu sagen pflegt, seine Mäusekiste aufgetan. Von allen Geschichten aber, die er ihnen auftischte, wurden sie am meisten erfreut durch die von dem Pfannkuchenberge und von dem gläsernen Berge, zu welchen er mit heller Stimme folgende feinklingende Reime zu singen pflegte:

Wer sagt mir an, wo der Pfannkuchenberg liegt,
Gespickt mit Ochsenbraten,
Mit Zucker und Marzipan gefüllt
Und Scheffeln voll Dukaten?

Gläserner Berg, gläserner Berg,
Wann springst du auf?
Spielender Zwerg, künstlicher Zwerg,
Wann wachst du auf?

Wann die Glock zwölfe schlägt,
Wann der Dieb Säcke trägt,
Dann spring' ich auf;

Wann der Hahn zum zweiten kräht
Und der Mond am höchsten steht,
Dann wach' ich auf.

Diese Geschichten gefielen so sehr, daß sie wenigstens vier Tage hinter einander immer mit neuen Ausschmückungen erzählt werden mußten, zumal da, wie Valentin wußte, die beiden Berge in der Nachbarschaft lagen in dem hohen Forste, in welchem er den Knaben, die dort oft das Vieh gehütet

hatten, die Eiche und Buche ganz deutlich beschrieb und bezeichnete, die auf ihrem Gipfel ständen. „Bei Tage“, setzte er hinzu, „kann man diesen Bergen freilich nicht ansehen, was sie eigentlich sind, dann sehen sie aus wie alle anderen Berge; aber um die Mitternacht sind sie, was sie sind, der eine von dem allerklarsten und allerdurchsichtigsten Glase, wo Mond und alle Sterne durchscheinen bis auf den Grund, und der andere der prächtigste Pfannkuchen, so prächtig, als er nie in einer Pfanne gebacken ist. Die Sage geht,“ winkte er dann freundlich und mit leiserer Stimme, „daß, wer in den Pfannkuchenberg steigt, ein großer König wird, und wer in den gläsernen Berg springt, ganze Säcke mit Dukaten und goldenen Bechern und silbernen Schalen mit zu Hause trägt; aber wer hat dazu den Mut? Solche Leute werden nicht alle Tage geboren.“

Das Wörtlein: Aber wer hat dazu den Mut? gab nun, wie es unter Knaben zu geschehen pflegt, Gelegenheit zu vielem Necken, und sie wetzten, drillten und foppten einander damit, und einige Wochen hörte man am Schluß jeder Geschichte immer durchklingen: Aber wer hat dazu den Mut? und einige Schälke sagten auch wohl „Klas Grad dör hat den Mut.“ Und Klas zuckte es dann immer in den Fingern, und er hätte sie gewiß gebraucht, wenn der Vater nicht dabei gewesen wäre; denn Peter strafte es hart, wenn die Buben sich in seiner Gegenwart rauften. Indessen ging das Wort und die Neckerei immer fort und auch das Wort Klas Grad dör hat den Mut, sodaß es dem Knaben endlich zu toll ward und er bei sich selbst dachte: „Es ist doch auch schlecht, daß ich den Mut nicht haben soll.“ Und eines Abends, als sie wieder so stichelten und stachelten, entfiel ihm im Zorn das Wort: „Ja, Klas Grad dör hat den Mut,

einem fort vom Abend bis zum Morgen, ohne daß er je erwachte. Weil dies nun sein Leben war und sein dämmerndes Zimmer ihn an nichts erinnerte, was er dort oben auf der Erde erlebt und gesehen hatte, so verschwand ihm das Vergangene ganz aus dem Gedächtnisse. Nur seines Vaters Peter gedachte er zuweilen und des treuen Valentins und des freundlichen alten Schulmeisters; aber das war ihm auch nur wie ein Traum. Das aber hielt er von göttlichen und heiligen Dingen und Gewohnheiten fest, daß er jedesmal, ehe er aß, sich kreuzete und die Hände faltete und betete. Er konnte aber nur ein Gebet, das nicht sehr lang war und hieß:

Fürchte Gott,
Liebes Kind;
Gott der Herr
Sieht und weiß
Alle Dinge.

Dies Gebet betete er immer sehr andächtig. Seine Schlafstunden bei Tage und auch bei Nacht, wo er im Bette lag, waren ein ewiger Traum, und zwar ein sehr bunter und lustiger Traum, wo alle Valentinischen Geschichten und Märchen wunderbar aufblüheten und wieder tausend andere Geschichten und Märchen gebaren, wo er immer mitten drinnen war und ungeheure Taten vollbrachte, Drachen und Riesen erschlug, eiserne und diamantene Tore zersprengte, Prinzessinnen befreite und endlich König ward.

Klas verlebte auf diese Weise, ohne daß er wußte, wie ihm geschah, in seinem Pfannkuchenberge ein ganz vergnügtes und lustiges Leben. Es war aber in dem Traume jemand da, der ihm die Geschichten erzählte oder vormachte. Dies war nicht Valentin, sondern seine verstorbene Großmutter, die er in den frühesten Kinderjahren noch in seines Vaters Hause gesehen hatte. Diese schien dann zu seinen Häupten zu stehen

oder auf den Knieen vor ihm zu liegen und über ihm zu beten und erzählte ihm zuletzt immer Geschichten. So hat er es in späteren Jahren oft mit tiefer Bewegung erzählt und gemeint, wenn etwas Gutes aus ihm geworden, so verdanke er es den stillen Gebeten dieses frommen und von Gott erlösten Geistes, der seinen Irrtum, womit er in den Berg hinabgesprungen, zum guten gewendet habe.

So waren ihm fünf Jahre vergangen wie ein Tag, und essend und trinkend war er immer tiefer hinabgesunken, und das Zimmer hatte sich mit ihm gesenkt. Und er hatte sich glücklich durch den Berg gefressen; denn durchfressen mußte sich, wer hineinsprang, hatte Valentin gesagt, anders konnte er nimmer aus dem Berg erlöst werden. Wieviel er aber in dieser langen Zeit gegessen und getrunken hat, wer will das wohl ausrechnen? Gewiß ist es aber nicht weniger gewesen, als zehn der unverdrossensten Esser und Trinker nur hätten bezwingen können. Auch war es nicht verloren an ihm, sondern er war ein gar starker und reisiger Jüngling geworden. Davon wußte er aber nichts, denn er hatte niemand, an dem er's hätte versuchen können; auch war kein Spiegel in seinem Zimmer, der es ihm hätte verraten können.

Als nun die fünf Jahr um waren und Klas sich unten bis an den Rand durchgefressen hatte und nun wieder herausfallen sollte auf die Erde, damit sein Schicksal erfüllet würde, fiel er in einen tiefen Schlaf, und ihm träumte ein sonderbarerer Traum, als er je gehabt hatte. Die alte weise Frau nämlich, die immer bei ihm saß und Geschichten erzählte und aussah wie seine selige Großmutter, schien ihm sehr traurig und gebärdete sich, als wenn sie Abschied von ihm nehmen wollte, ja sie sagte es ihm. Und es deuchte ihm, als wenn sie sehr brünstig und mit vielen Tränen über ihm betete und

ihn dann aus dem Bette nahm und ihn wusch, wie man ein kleines Kind wäscht, bis er weiß ward wie ein Schwan, und als wenn sie ihm dann ein weißes Hemd anzog und einen sehr zierlichen neuen Rock und neue Schuhe und Strümpfe und dann verschwand. Und auch ihm schien sehr traurig zu sein in seinem Herzen. Und dies war wirklich kein Traum gewesen, sondern er war drinnen rein gewaschen worden und neu gekleidet vom Haupt bis zu den Füßen, und so war er im Traum aus dem Berg herausgefallen. Er hatte es aber nicht gemerkt, sondern diese Wundergeschichte verschlafen.

Weil Klas Avenstaken nun wieder auf der Erde erscheinen soll, so muß ich erzählen, wie es die fünf Jahre, wo er im Pfannkuchenberg lebte, in seines Vaters Hause gegangen war. Es hatte sich dort seit seinem Verschwinden nichts Ungewöhnliches begeben; sie lebten gottlob noch alle, die Eltern und die Geschwister, und seine mitternächtliche Pfannkuchenbergfahrt war wirklich das einzige Außerordentliche gewesen, was das Haus in so langer Zeit erlitten hatte. Es war lange Trauer um ihn gewesen, besonders in dem Herzen seines Vaters, der es sich aber nicht merken ließ, auch in dem alten ehrlichen Valentin, den die Mutter überdies wegen seiner Geschichten noch viel ausgescholten hatte. Es war aber seit jener Zeit alle Freude von ihm gewichen und kein Märchen mehr über seine Lippen geklungen, und der alte Mann, der sonst immer so munter und scherzhaft war, war fast stumm und grämlich geworden. Auch hatte er aus dem Hause und dem Dienste weggewollt; Peter aber in seiner Gutmütigkeit hatte es nicht zugelassen und gesprochen: „Hat der Valentin so großes Leid mit uns erfahren, so soll er auch das bißchen Brot mit uns essen bis an sein Lebensende.“ Von Klas ward übrigens fast nicht mehr gesprochen oder doch nur leise geflüstert; die

meisten Leute und auch seine arme Mutter meinten, die bösen Geister seien mit ihm abgefahren, und das Knäblein werde in diesem Leben nicht wiederkommen. Nur Valentin und Peter sprachen zuweilen unter sich noch von dem Knaben, den sie beide so lieb gehabt hatten, und hegten verschwiegen die Hoffnung, er könne doch noch wohl mal wiederkommen. Die beiden glaubten auch an die Geschichten, die sie so gern erzählten oder erzählen hörten. Und siehe, ihre Hoffnung betrog sie nicht; denn Klas kam wirklich wieder. Nun muß ich erzählen, wie dies geschehen ist.

Weil Wunder immer auf das wunderbarste geschehen, so begab es sich, daß Klas grade auf derselben Stelle, wo er einst versunken, aus dem Pfannkuchenberge wieder in diese Welt hineingefallen war. Das konnte nun doch nicht anders geschehen, als daß der Pfannkuchenberg sich umgekehrt hat und daß die ganze Welt sich mit ihm umgekehrt hat. Eines von beiden mußte geschehen sein, und weil es so war, deswegen heißt es ein Wunder; denn ein Wunder ist, was jeder Mensch wohl wissen, aber doch kein Mensch begreifen kann. Kurz und gut, als Klas erwachte, lag er nicht in seinen weichen Betten, sondern im grünen Grase und sah seine wohlbekannte Buche wieder und den hohen Berg, worauf er so oft die Rinder getrieben hatte, und den ganzen Wald und das Feld drunten, und die Dörfer und ihre Kirchtürme kamen ihm wieder wie alte Bekannte vor; jene fünf im Pfannkuchenberge verlebten Jahre aber waren ihm wie ein Traum, und es war ihm nicht anders, als sei nur eine Nacht vergangen zwischen dem Abend, wo seine Brüder und Gesellen von ihm liefen, und diesem Morgen, wo die Lerchen der Erde ihn wieder wach sangen. Es war aber ein sehr schöner Frühlingstag, als er sich durchgefressen hatte und wieder aus dem Berge fiel.

Klas lag nicht lange im Grase und gaffte, sondern er machte sich bald auf uud lief geschwinde durch den Wald und über das Feld grad auf seines Vaters Haus zu. Und er fand, als er in die Stube trat, seine Eltern und Geschwister und den Valentin alle um den Tisch stehend, die eben die Hände zum Gebet gefaltet hatten; denn sie wollten frühstücken. So trat er unter sie. Er war aber sehr groß und schön, beinahe eines halben Kopfes höher als Peter, der auch kein kleiner Mann war, und er hatte schöne neue Kleider an. Und deswegen sahen sie alle auf und verneigten sich vor ihm, denn sie meinten, er sei ein Fremder. Er aber fiel Vater und Mutter und Schwestern und Brüdern um den Hals und herzte und küßte sie und sagte: „Ich bin Klas und bin wieder aus dem Pfannkuchenberge gekommen," und auch den alten Valentin, seinen sehr lieben Freund, küßte er recht herzlich. Und sie erkannten ihn nun wieder an manchen Zeichen und erstaunten sehr und freuten sich, daß er so groß und hübsch geworden.

Als nun aber das erste Erstaunen vorbei war, da wollten alle wissen, wie es ihm gegangen war in den fünf Jahren und drei Monaten, die er weg gewesen; und das ganze Dorf war herbeigelaufen, daß sie Klas Avenstaken sähen, und das erste Wort war immer: „Nun, lieber Klas, erzähle uns, wie ist es ergangen? Und wie sieht es in dem Pfannkuchenberge aus?" Er wußte ihnen aber nicht viel zu sagen, sondern es kam alles dunkel heraus wie Träume und Gespenstergeschichten, sodaß einige ihn mit erschrockenen Augen anguckten, als sei es nicht geheuer mit ihm und als treiben schlimme Geister in ihm ihr Spiel, andere wohl hie und da flüsterten: „Der Klas lügt; er ist nicht in dem Pfannkuchenberge gewesen, er ist von seinen Eltern gelaufen und ist nun wiedergekommen, und der schlaue Schulze hat die ganze Geschichte erfunden, daß er seine Schlappe bemäntele." Die

meisten indessen hatten Glauben zu dem Abenteuer und fanden recht großen Gefallen an der Erzählung, wie sein Zimmer mit Braten, Kuchen und Früchten tapeziert gewesen und wie der Milchborn und Weinborn immer im Flusse gewesen. Und das glaubten sie wohl, denn sie sahen seinen starken und schönen Gliedern und seinen rosenroten Wangen und funkelnden Augen wohl an, daß er die Zeit nicht gehungert hatte. Seine Mutter aber war die erste, die ihn voll Ungeduld nach den Säcken mit goldenen Dukaten fragte, und ob er keine mitgebracht habe? Als er nun antwortete, da müsse der Valentin sich in der Geschichte versprochen haben, denn von Gold und Silber habe er in dem Pfannkuchenberge auch kein Pröbchen gesehen, da kopfschüttelte sie und meinte, er habe die fünf Jahre ebensogut zu Hause bleiben und die Wirtschaft mehren und an ihrem Tische essen können, denn was helfe es ihm nun, daß er Fasanen und Waldschnepfen gegessen und den köstlichsten Wein geschlürft habe? Ohne Geld möge er sich nur nicht einbilden, daß ein Mensch König werden könne, was der einfältige Valentin ihm vorgefabelt habe. Denn Valentin bekam bei Gelegenheit immer sein Seitenhiebchen mit ab. Und soll ich nun die Wahrheit sagen, so lautet sie so: die ersten Tage waren die Leute im Dorfe außer sich über Klas und stürmten Peters Haus fast; die ersten Wochen verwunderten sie sich sehr, die ersten Monate sprachen sie viel davon, und nach einem Jahre war die Geschichte von den meisten schon wieder vergessen. Die aber immer noch viel von der Geschichte sprachen, das waren die jungen Dirnen, denn ihnen gefiel Klas über alle Maßen, und wo sie es sagen durften, riefen sie fast einstimmig: „Klas Avenstaken ist doch der schönste Junge im Dorfe!“

Klas war in seinem achtzehnten Jahre und fand sich wieder auf der Welt, wie er wohl mußte. Er machte sich

rüstig an die Arbeit, denn dazu hatte er Sehnen und Knochen, und ging mit seinem Vater pflügen und säen, Steine brechen und Holz hauen, Gras und Korn mähen, und tat all sein Werk still und bescheiden und schaffte so viel als drei andere. Und der Vater hatte ihn immer sehr lieb, und auch der alte Valentin freute sich an ihm. Auch die Mutter freute sich seiner schönen Jugend und Gestalt, was Mütter und Weiber nicht lassen können, und schmunzelte oft, wenn die Nachbarinnen ihn wegen seiner Schöne lobten; aber im ganzen war er ihr doch nicht zu Sinn und deuchte ihr zu still und zu einfältig und nicht so geschickt und anstellig als ihre andern Kinder. Und wirklich, viele Worte konnte Klas nicht machen, ja er war viel stiller geworden, denn er als Knabe gewesen; auch hatte er in den fünf Jahren, die er in dem Berge gesessen, gar nichts zugelernt, sondern schier alles vergessen, was er aus der Schule mitgebracht hatte, sodaß er nichts weiter wußte als sein einziges kurzes Gebetchen. Doch wußte die Greth im Grunde nichts auf ihn zu sagen: er war gehorsam und demütig in aller Arbeit, ging fleißig mit andern Christen zur Kirche und hielt alle heiligen Tage und Feste sittiglich und andächtiglich mit und hatte bei jedermänniglich Liebe und gutes Gerücht. Das einzige, was sie an ihm tadelte und mit Recht tadeln konnte, war, daß er abendlich und nächtlich viel außer dem Hause war. Denn das konnte er nicht lassen, besonders an Sonntagen und Festtagen. So wie die Sonne unterging, mußte er in Feld und Wald spazieren, und oft besuchte er dann auch den Berg, wo er sein Abenteuer gehabt hatte, und saß unter der grünen Buche und träumte die lustigen Träume des Pfannkuchenberges noch einmal und kam gewöhnlich stummer und in sich gekehrter nach Hause, als er ausgegangen. Wenn Greth ihn nun darüber auch nicht

schalt, so mußte es der Peter entgelten, wenn er den Klas lobte. Sie brummte dann wohl für sich hin: „Ja, was ist denn dein Klas? Was hat ihm die ganze Bergfahrt gefrommt, wovon man so viel Geschrei macht? Reicher ist er nicht geworden, klüger wahrhaftig auch nicht; unser Speck und Brot hätte ihn eben so stark machen können, und er hätte uns noch Geld dazu verdient. Er ist als der blöde und stumme Dickkopf wiedergekommen, als welcher er weglief. Dein Klas ist der Klas geblieben.“ Solche Reden mußte Peter oft hören und und verschlucken und grämte sich und durfte kein Wort dazu sagen. Doch in seinem Herzen deuchte es ihm alles anders, und er und Valentin ließen den Gedanken nicht fahren, der Klas müsse noch ein rechter Biedermann werden.

So waren wieder drittehalb Jahre vergangen, und Klas war an Schenkeln und Schultern noch stärker und womöglich noch schöner geworden und füllte sein zwanzigstes Jahr. Da begab sich, was sich begeben sollte, damit er aus dem Bauerkittel herauskäme und zu den hohen Ehren gelangte, wozu Gott ihn hatte geboren werden lassen.

Er war mit seinem Vater in den Wald gegangen, Holz zu fällen. Sie hieben an zwei verschiedenen Seiten einige hundert Schritt von einander, sodaß sie nur den Schall ihrer Äxte hören konnten und nichts weiter. So mochten sie wohl einige Stunden gearbeitet haben, als Klas mit einem Male von der Stelle her, wo Peter hieb, ein klägliches Ächzen hörte. Er ließ seine Arbeit und lief sporenstreichs hin und sah, wie vier Männer in grünen Röcken seinem Vater die Hände auf den Rücken gebunden hatten und ihn mit Prügeln forttrieben. Da ergrimmte er, sprang hinzu, riß die Bande los, stieß die Männer weg und fragte sie, aus welcher Macht sie das täten. Sie antworteten ihm, er komme in guter Stunde, und ihm

werde bald dasselbe geschehen; denn sie beide seien Holzdiebe und hauen nicht auf ihrem Grunde, sondern es sei des gnädigen Herrn Wald. Es waren aber diese Viere Jäger des Grafen, dem das Land gehörte; doch war der Wald, wo Peter und Klas Holz fällten, nicht des Grafen eigner Wald, sondern eine Almend[1]) des Dorfes Dümmelshausen. Und sie wortwechselten noch viel mit einander; als die Jäger sich aber unterstanden, den Alten wieder zu binden, und auch den Klas binden wollten, da kam der Zorn über ihn, und er rief mit gewaltiger Stimme Grad dör! und hieb mit der Axt um sich und hieb sie alle vier nieder, daß auch kein Lebenszeichen in ihnen blieb. Seinen Vater aber tröstete er des Schimpfes und ging mit ihm nach Hause, wo er jedermann offen erzählte, was sich zwischen ihm und den Jägern des Grafen im Walde begeben hatte.

Es ward ihm und seinem Vater aber nicht so geglaubt, sondern es hieß, er habe die Jäger gewaltsam angegriffen und gefällt. Und der Graf sandte viele hundert Mann mit Spießen und Stangen nach Dümmelshusen, daß sie den Klas einfingen und ins Gefängnis führten. Und Klas entwich nicht, wiewohl er es gekonnt hätte, und weigerte und wehrte sich nicht, sondern ließ sich ruhig wegführen. Denn er sprach bei sich: „Der Obrigkeit soll man gehorchen und untertan sein, und Gott wird Recht und Unschuld wohl ans Licht bringen.“

Und als er in die Stadt kam, wo der Graf wohnte, nahmen sie ihn und legten ihm Hände und Füße in Eisen wie einem Missetäter und warfen ihn in ein dunkles Gefängnis, wo weder Sonne noch Mond hineinschien, und hielten ein strenges Gericht über ihn und verdammten ihn zum Tode,

---

[1]) Almende (Almeinde) von gemein = Gemeindetrift.

als der des Landes Frieden gebrochen und schweren Mord begangen hätte. Und alsbald ließ der Graf, der über den Tod seiner Jäger sehr erzürnt war, einen neuen Galgen bauen vor dem Tore der Stadt fünfzig Ellen hoch, woran Klas Avenstaken gehängt werden sollte. Und es waren viele tausend Menschen aus allen Enden herbeigelaufen den Tag, als er gehängt werden sollte; denn sein Gerücht war weit erschollen wegen seiner Stärke und Schönheit, auch hatten die Leute sich das Märchen von dem Pfannkuchenberge wieder erzählt und es mit vielen neuen Wundern vermehrt.

Und als die Sonne des Morgens aufging, wo Klas als ein armer Sünder sterben sollte, ward er aus dem Stadttore hinausgeführt und trug seine schweren Ketten so leicht, als wären es Strohhalme gewesen, und schritt wohlgemut und festen Angesichts daher; denn er hatte recht andächtig gebetet und tröstete sich Gottes, da er sich keiner schweren und freiwilligen Schuld bewußt war. Und der Jüngling deuchte den Leuten schöner als je, und aller Augen flossen in Tränen über, daß ein so schönes junges Blut sterben sollte; besonders aber jammerten die Weiber und Jungfrauen, deren Herz von Natur mitleidiger ist, und manche dachte wohl: „Könntest du ihn vom Galgen lösen, du nähmest ihn gleich zum Manne und schämtest dich nicht." Als aber Klas unter den Galgen geführt ward und die Priester mit dem Kreuze in der Hand um ihn her standen und zu ihm sprachen und geistliche Lieder sangen und die Henker die Leiter und Stricke zurecht machten, da ward das Weinen ein lautes Schluchzen und Heulen und Schreien rings um das Hochgericht. Unter andern war auch eine schöne junge Frau da, welche sich durch den Haufen gedrängt hatte und dem Klas grade gegenüber stand, sodaß sie ihm ins Gesicht schauen konnte. Diese rief so laut, daß alle Leute es

hörten und er es auch hören konnte: „O täte dieser doch nun den Schergen und Henkern, wie Simson den Philistern, und zerbräche seine Bande!“ Und Klas fiel die Geschichte von Simson aus der Schule wieder ein, und er dachte: „Versuchen kannst du es wohl, ob es Gottes Wille wäre!“ Und er raffte seine Glieder zusammen und spannte seine Sehnen und rief voll Zorns Grad dör, und die eisernen Ketten sprangen, als wären es Rohrseile gewesen, und er stürmte durch die Henker und Schergen und durch alles Volk hin und warf links und rechts alles mit den mächtigen Fäusten nieder. Das Volk aber jauchzete und schrie: „Grad dör, Klas!“ und Klas lief wie ein Hirsch, der mit seinen Beinen spielt, über das Feld hin in den Wald, und die ihm zu Fuß und zu Pferde nachjagten, konnten ihn nicht einholen. Die Henker aber, ergrimmt, daß sie so ihre Beute verloren hatten, griffen die schöne junge Frau, die den simsonischen Wunsch ausgesprochen hatte, und meinten, sie könnten sie nun hängen. Und das Volk schrie laut dagegen, und die Priester schalten sie, da die Frau es ja nur aus menschlicher Barmherzigkeit mit einem armen Sünder gesprochen habe, und der Graf, der auf das Getose und Getümmel wegen Klasens Flucht herbeigekommen war, befahl, daß sie die Frau wieder frei ließen, uud so geschah es. Es war aber ein gewaltiges Jauchzen und Frohlocken unter allem Volke, daß Klas so entronnen war; denn daß sie ihn wieder fangen würden, glaubten sie nicht. Auch fingen ihn nicht wieder, die ihm nachgejagt waren; ich glaube auch nicht, daß sie besonders große Lust gehabt hatten, sich an ihn zu machen. Denn sie hatten gehört, wie er den vier Jägern getan hatte, und sie hatten eben gesehen, was seine Knochen und Sehnen vermochten und wie Schergen und Henker und alles Volk, das ihm im Wege stand, unter seinen Fäusten hingestürzt waren. Auch in

Dümmelshusen hörten sie bald, was unter dem Galgen geschehen war, und freuten sich, und die Eltern und Geschwister richteten sich wieder auf aus dem Elend und der Schmach, und Peter faltete die Hände und betete: „Gott, du bist gerecht; Klas ist kein Mörder, er hat sich für mich und sich nur ungerechter Gewalt erwehrt!“

Als Klas in den Wald gekommen war, wo keine offene Straßen waren, lief er nicht mehr, sondern ging sachte und hörte seine Jäger und Verfolger ruhig um sich her tosen. Er hatte sich schon einen tüchtigen knotigen Ast von einer schmeidigen Eiche gebrochen und zurecht gemacht und dachte: „Laß sie nur kommen; zehn und zwanzig von ihnen tun mir's nicht, wenn Gott nicht wider mich ist.“ Sie lärmten und toseten und getümmelten aber gewaltig mit Hunden und Pferden durch den Wald; aber auf ihn stieß keiner, und er ging seines Weges fort, bis es Nacht ward. Da nahm er Herberge bei einem Köhler. So ging er noch einen Tag fort; da gelangte er auf das Blachfeld, das zwischen der Weser und Elbe hinstreicht bis ans Meer, und er dachte: „Hier mußt du dich mehr in acht nehmen, weil sie in hellen Haufen hinter dich hersetzen können.“ Daher schlug er abgelegene Wege ein durch Wälder und Sümpfe und kehrte meistens ein bei einsamen Leuten, bei Hirten, Köhlern und Müllern im Walde. Und als der fünfte Tag anbrach, da sah er zum ersten Mal in seinem Leben das Meer und erstaunte ob der Gewalt und Pracht und fiel auf sein Angesicht und betete und dankte Gott, daß er ihm bis dahin geholfen hatte. Daß wußte er aber noch nicht, was das Meer aus ihm machen sollte.

Klas war an der Elbe angelangt in der Gegend, wo sie bald ins Meer fällt und sehr breit ist, und ging längs

ihrem Strande hin auf Schiffe zu, die er in der Ferne liegen sah. Es war eben die Zeit der Ebbe und der Strand gar flach. Er wußte aber nichts von Ebbe und Flut; denn was wissen die Leute, die in Berg und Wald wohnen, vom Meer? Und er war einige Stunden am Strande so in Gedanken fortgeschlendert und hatte nicht gemerkt, daß das Wasser zunahm. Es fing aber die Flut wieder an und wuchs bald mit so jählicher Gewalt, daß er in einem Augenblick rings mit Wasser umflossen war, das ihm bis über den Gürtel stieg. Da lief er, was er konnte, den Schiffen zu, die nun nicht mehr fern waren, und stützte sich an einer langen Stange, die an ihm hinschwamm und die er ergriff. Aber das nächste Schiff, wozu er gelangte, lag auf der Tiefe, wohl zwanzig Schritt vom Lande. Und Klas nahm seine Stange und schwang sich daran empor und rief Grad dör! und schnellte sich fort und sprang plötzlich mitten auf das Schiff hinab. Die Leute aber, die unten im Raum waren, erschraken über den Knall, den seine Füße gaben, und kamen auf das Verdeck herauf; denn es hatte geknallt, als hätte das Gewitter eingeschlagen. Und sie erstaunten, als sie den großen und stattlichen Mann mit der Stange darauf stehen sahen, und fragten ihn, ob er komme als Freund oder Feind, als Heide oder Christ. Als er ihnen bejahet hatte, daß er beide als Freund und als Christ komme, so schüttelten sie ihm alle nach einander die Hand, und bald brachte ihm einer eine große Schale voll Met[1]) und hieß ihn trinken; und er trank, und jeder von ihnen trank der Reihe nach auch. Und das sollte ein Zeichen des Friedens und der Brüderschaft sein.

---

[1]) Met, aus Honig gegorener süßer berauschender Trank, früher in Deutschland sehr gewöhnlich, jetzt fast ganz durch das Bier verdrängt.

Es waren wohl fünfzig Männer auf dem Schiffe, starke, großgliedrige Gesellen von wildem und rauhem Ansehen. Klas hatte in seinem Lande dergleichen nie gesehen und hätte sie wohl für Räuber und Unchristen gehalten, wenn an dem Maste nicht das Zeichen des Kreuzes eingehauen und die Flagge nicht wie ein Kreuz ausgeschnitten gewesen wäre. Und sie waren allerdings Christen, aber Räuber waren sie auch. Das sagten sie ihm bald unverhohlen, nachdem er ihnen einen Teil seiner Geschichte erzählt hatte, und durch welche simsonische Kühnheit er dem Galgen entlaufen war. Sie hatten ihn anfangs barsch angesehen, als ob sie ihm nicht traueten; aber die wilden Gesichter wurden immer freundlicher, je weiter er in seiner Erzählung vorschritt. Und als er geendigt hatte, trat derjenige unter ihnen zu ihm, der als der vornehmste aussah und in der Tat ihr Hauptmann war, schüttelte ihm die Hand, umhalste ihn und sprach: „Willkommen, Klas! Solche Leute können wir brauchen; du sollst hinfort unser Stallbruder[1]) sein auf Leben und Tod und Ehre und Beute mit uns teilen. Und der Hauptmann erzählte ihm, sie seien friesische Männer von den Inseln und Küsten und leben meist vom Raube, den die See gebe und das Heidenland; aber Christen lassen sie unangetastet. Als Klas das letzte hörte, schlug er getrost ein und ließ es sich gefallen, mit ihnen zu ziehen, wiewohl sie ihm etwas greuliche Leute zu sein deuchten.

Sie lagen noch wohl zehen Tage da vor Anker am Ufer des Stroms, weil der Wind aus Westen wehete, und Klas lernte sehr bald, wie man das Schiffgerät und Ruder und Segel handhaben muß, denn er war sehr gewandt. Er ward nun auch gewaffnet nach Seeräuberart; sie nannten sich

[1]) Skandinavischer Ausdruck = Genosse.

verdarben, deren sie mächtig werden konnten. Er schien gegen solche in einem guten Streite zu streiten. Auch hat es nicht gar lange gewährt, so ist Klas Hauptmann des Schiffes Graddör geworden.

Sie waren im zweiten Jahr seiner Seefahrt aus Westen hinaufgesegelt hoch gegen Norden und landeten den vierzigsten Tag ihrer Fahrt nach manchem harten Strauß, den sie mit Feinden und Stürmen bestanden hatten, auf einer kleinen Heideninsel, die von einigen hundert Menschen bewohnt war, welche in ärmlichen Hütten wohnten und, wie es schien, von den Seevögeln und Fischen lebten. Als sie ans Land stiegen, kamen diese ihnen friedlich und freundlich entgegen, trugen gebratene Fische in Schalen und hielten die Metkanne hin; Waffen aber trug kein einziger von ihnen. Da ließ der Hauptmann aufblasen zum Angriffe und ermahnte die Kämpfer mit schallendem Gelächter, daß sie die Männer niederhauen und mit den Weibern tun möchten, wie sie gelüstete. Und sie rüsteten sich; jene Armen aber entflohen mit jammervollem Geheul zu ihren Hütten. Als nun die Männer dem Hauptmann gehorsam anlaufen wollten, da sprang Klas plötzlich vor, zückte seine Axt und rief Halt! Zugleich entblößte er sein Haupt vor dem Hauptmann und bat, ja flehete ihm, daß er so schwere Schuld nicht auf sich laden wolle und so heilloses und unchristliches Werk nicht üben lasse gegen wehrlose Männer und Weiber; denn wenn sie auch Heiden seien und von dem lebendigen Gott und von dem Heilande und der Erlösung nichts wissen, so seien die doch viel ärgere Heiden, die solches tun könnten. Der Hauptmann aber hörte ihn nicht an, sondern ergrimmte und befahl den andern, daß sie Klas als einen Aufrührer fingen und bänden. Klas aber stemmte sich auf seine Streitaxt, sah zornig um sich und sprach: „Wer wagt's?“

— und sie standen, und keiner wagte es. Da befahl der Hauptmann zum zweiten Male, und es entstand Gemurmel unter dem Volke, und einige schritten vor, als wollten sie an Klas Hände legen. Klas aber ward nun von seinem Zorn und von seiner Macht gefaßt und schrie Grad dör! und sprang mit seiner gezückten Axt auf den Hauptmann, der vergebens seine Wehr aufhob, und spaltete ihm den Kopf mitten durch und rief: „Der ist bezahlt und hat seinen verdienten Lohn; wer ein Christ ist, her zu mir!“ Und über die Hälfte der Männer traten zu ihm über; die andern aber ergrimmten um den erschlagenen Hauptmann und griffen zu den Waffen, als wollten sie seinen Tod rächen. Klas aber schrie abermal Grad dör! und sie standen wie vom Blitz in dem Boden festgeschlagen. Dann vermahnte er sie und die andern zum Frieden und belehrte sie, wie der Hauptmann unmenschliches und unchristliches befohlen habe, wie Christen geduldig, sanftmütig und barmherzig sein müssen und ihre Hände nicht mit unschuldigem Blut beflecken dürfen, und wenn es auch Heidenblut sei; denn Gott sei auch der Heiden Vater und Schöpfer. Und es liefen den eisernen Männern, als sie die Worte hörten, Tränen über die rauhen Wangen, und sie sprachen: „Der Hauptmann ist durch Gott gefallen und durch dich,“ und riefen alle einstimmig: „Klas, du sollst unser Hauptmann sein!“ Und er ließ es sich gefallen und ward nun Hauptmann über zweihundert Männer.

Und es erschien bald, wie sie recht getan hatten. Klas hatte das wilde und rohe Wesen, das bisher unter ihnen gegolten hatte, wohl nie geliebt noch selbst mitgemacht; aber er hatte es doch an den andern dulden müssen, wiewohl solche Greuel von ihnen nie begangen waren, als der Hauptmann jetzt gegen die armen waffenlosen Menschen auf der Heideninsel

befehlen wollte. Als er nun selbst Hauptmann geworden, führte er eine recht strenge christliche Zucht ein und stieß ohne Erbarmen alles von seinem Schiffe aus, was sich ihr nicht fügen wollte. Das war aber sein erstes Gesetz, daß ohne Gnade an dem Mastbaum baumeln mußte, wer einen unbewehrten Mann mit dem Eisen verletzte oder ein Weib vergewaltigte. Er fuhr aber noch immer gegen die Heiden, säuberte das Meer von ihren Raubschiffen und erlösete viele Christen aus der Gefangenschaft; auch hat er an vielen Orten, die sonst heidnisch waren, das heilige Kreuz als das Heil der Welt gepflanzt und durch seine Gerechtigkeit und Milde viele Heiden zum Christentum geführt. Und sein Name ist so gewachsen, daß die tapfersten Männer sich zu ihm gesellten und unter ihm auszogen und daß er im zweiten Jahre seiner Hauptmannschaft auf zwanzig Schiffen schon fünftausend Kämpfer hatte. Denn seine Redlichkeit und Gottesfurcht war groß und seine Tapferkeit gefürchtet und seine Stärke unüberwindlich; denn gegen den Hieb seiner Axt oder den Stoß seiner Stange hatte kein Schmied Schild und Panzer schmieden können.

Als nun das vierte Jahr seiner Seefahrt und das zweite Jahr seiner Hauptmannschaft war, hatte er eine Fahrt nach Island gemacht, war aber durch einen gewaltigen Nordwind zurückgetrieben und ward gegen die Ostküste einer großen Halbinsel verschlagen, welche Jütland heißet. Diese Halbinsel war zu jener Zeit halb heidnisch und halb christlich, und es hatte sich vor wenigen Monaten begeben, daß der Heidenkönig den Christenkönig geschlagen und erschlagen und alles Land überfahren[1]) hatte. Auch hatte er bald das Schloß des christlichen

---

[1]) überfahren = unterjochen.

Königs und dessen Frau und Tochter, die darin waren, gewonnen. Die gefangene Königstochter war aber die schönste Prinzessin in allen Landen weit und breit. Diese wollte der Heidenkönig zwingen, daß sie sein Gemahl werden und ihm das Königreich zubringen sollte, als habe er es mit gerechter Hand erworben. Und er dachte in seinem stolzen Sinn: „Sie wird tun und sein wie andere Weiber und sich freuen, daß der König im Lande ihr Mann heißt.“ Aber sie tat und war ganz anders und weigerte sich standhaft, und da er nicht abließ und zuletzt hochmütig dräuete, da schalt sie ihn einen wilden Wüterich und einen heidnischen Bluthund. Und er ergrimmte darüber so sehr, daß alle seine heißen Flammen plötzlich erkalteten, und er schwur, sie solle für die Schmach eines greulichen und qualvollen Todes sterben. Und er ließ einen großen Scheiterhaufen auftürmen auf offenem Felde unweit dem Schlosse, worin er die Prinzessin gefangen hatte; darauf sollte sie gleich einer gemeinen Missetäterin verbrannt werden.

Nun begab es sich durch Gottes Schickung, der dem Bösen nicht seinen Willen lassen wollte, daß Klas mit seinen meisten Schiffen aus Not hier jenen Morgen grade landete, als die Hinrichtung der unglücklichen Prinzessin geschehen sollte. Die Menge Menschen, die um das Schloß und an dem Strande und auf dem Felde rings herum toseten und wimmelten, der Schimmer und das Geklirr von Waffen und der Schall von Trommeln und Pauken machten ihn aufmerksam, und er erkundigte sich bei einem der Umstehenden, der ein Christ war, nach der Ursache des Gewimmels und Getümmels der Menschen und der vielen Kriegsleute. Jener aber erzählte es ihm alles, und wie die Prinzessin in einer halben Stunde werde herausgeführt und jämmerlich auf dem Scheiterhaufen verbrannt

werden, und wie sie nicht zu erretten sei vor der heidnischen Wut, denn der Heidenkönig habe mehr als zehntausend Kriegsleute bei sich, die sie zum Feuertode geleiten sollen. Und der Mann fing an, bitterlich zu weinen, als er den Jammer auserzählt hatte.

Klas aber, als er alles so von ihm gehört hatte, ward blutrot vor Mitleid und Zorn und sprach zu dem Manne: „Das verhüte Gott und mein gutes Eisen, daß die Prinzessin sterbe!" Und er schrie Grad dör, daß das Ufer rings wiederhallete und antwortete. Und seine Krieger verstanden den Schrei, und in einigen Augenblicken standen sie versammelt um ihn, wohl dreitausend an der Zahl. Und er rief ihnen zu: „Auf, Gesellen! Frisch mit dem Gotte der Christen! Wir wollen die Prinzessin und die Christen von den schnöden Heiden erlösen. Sind ihrer zehentausend, so ist es euer Brauch, jeder wohl fünf auf sich zu nehmen. Frischauf denn! Gott sieht das Herz an, und nicht die Menge." So sprach er und schallte noch einmal Grad dör! drein und riß sie wie ein Blitz mit sich fort grade auf den Scheiterhaufen hin in dem Augenblicke, als die Prinzessin, mit Schwertern und Spießen umgeben, aus dem Tore herausgeführt ward. Und er ließ das Bluthorn blasen, und die Heiden trompeteten gegen, und der König hielt an ihrer Spitze und rief den Seinen zu: „Frisch! Frisch! Wie die See immer vom trocknen Lande zurückfließen muß; so werdet ihr diese elenden Seeräuber in ihr Element zurückspülen." Und sie trafen hart auf einander; aber Klas und Graddör waren den Heiden zu mächtig, und sie fielen vor ihm und seinen Wikingern, wie Haberstroh vor der Sichel fällt, wann es zu reif ist. Und als die andern Christen der Stadt und des Landes sahen, daß Klas die Oberhand bekam über die Heiden, da stürmten sie auch von allen Seiten auf sie,

und in wenigen Stunden ward der Heidenkönig nebst allem seinem Volke erschlagen bis auf einige wenige, die durch die Geschwindigkeit ihrer Pferde mit der Prinzessin in das Schloß zurückgeflohen waren. Diese gaben wenige Stunden nach der Schlacht das Schloß und die Prinzessin auf um das Leben und den freien Abzug. Und Klas gestand es ihnen zu, weil ihrer so wenige waren, und ließ sie in Frieden abziehen.

Als Klas in das Schloß einzog, da war große Freude unter allem Christenvolke, daß Gott die Heiden so unter seiner Faust gedemütigt und die Prinzessin vom Feuertode errettet hatte, und die alte Königin und die erlöste Prinzessin traten ihm an den Stufen des Schlosses entgegen und priesen sich glücklich, daß sie durch einen solchen Mann befreit worden. Denn durch den Schlachtruf Grad dör hatten sie sogleich vernommen, welch ein Mann für sie gestritten. Und sie nahmen ihn an die Hand und führten ihn die Stufen des Schlosses hinauf; er aber weigerte sich dessen und verneigte sich vor den königlichen Frauen tief bis zur Erde, wie es einem tapfern und ritterlichen Mann geziemt, und wollte hinter ihnen her treten. Sie aber wehrten ihm das, und die alte Königin sprach: „Wo ist eine Prinzessin in der Welt, die nicht die geehrteste wird, wenn ein solcher Mann und Held an ihrer Hand einher geht?“ Und er mußte ihnen wohl gehorchen und nebst seinen Helden sich am Mahle mit ihnen erquicken und in dem Schlosse und der Burg Herberge nehmen.

Die Königin hatte aber gleich bei sich bedacht, als sie Klas gesehen, und auch ihre Räte hatten es ihr zugeflüstert: „Wo wäre ein Mann wie dieser, der das Christentum hier emporbringen und das Heidentum bändigen könnte? Hat Gott uns diesen nicht wie ein Wunder durch den Sturm hergewehet

und als den König und Retter des Volkes gezeigt?" Und sie hatte sich viele süße Gedanken gemacht über ihre Tochter. Aber das verbarg sie noch in ihrem Herzen und dachte: „Gott wird es schon machen, wenn es gut ist." Und Gott machte es, damit erfüllet würde, was Valentin gesagt hatte: wer sich mutig durch den Pfannkuchenberg fresse, der werde einmal König werden.

Denn Klas war kaum einige Stunden in den Gemächern des Schlosses, so fühlte er sich in seinem ganzen Herzen wie umgekehrt; er fühlte, daß er ein Weib gesehen hatte, von welcher seine Augen nicht wanken konnten. Die Prinzessin war auch gewiß die Allerschönste, die zu ihrer Zeit auf der Welt lebte. Er fühlte das mit Wohlgefallen, daß ihm das Herz zitterte; aber er bedachte zugleich, daß er der Sohn eines Dorfschulzen und sie eine Königstochter war, und schlug sich bei diesem Gedanken vor die Stirn und rief: „Klas, Klas, wo willst du hin in deiner Torheit? Hier hilft dir dein Grad dör zu nichts." Denn Klas war bei allen seinen großen Taten immer seiner Jugend eingedenk geblieben und war immer herzlich demütig und klein vor Gott, dem er allein alles beimaß: von seiner eigenen Ritterlichkeit und Schönheit, die wohl die Herzen aller Weiber der Welt anlocken konnte, wußte er garnichts. So brachte er, von den Reizen der schönen Prinzessin geblendet und verwundet, eine schlaflose, kranke Nacht zu, und weil sein Wunsch ihm eine Unmöglichkeit deuchte, so beschloß er mit dem frühen Morgen nebst seinen Gesellen wieder in die Schiffe zu gehen und seinen Kummer dem wilden Element des Wassers zur Heilung zu übergeben, wenn Liebesflammen nur durch Wasser gekühlt und gelöscht werden könnten.

Und als es kaum dämmerte und das Licht noch furchtsam durch die Vorhänge in die Zimmer guckte, rief er seine Männer auf, und es ward ein Laufen und Wimmeln im Schloßhofe, daß die Königin und die Prinzessin darob erwachten und mit Staunen und Schrecken vernahmen, daß Klas wieder auf seine Schiffe wolle. Und die alte Königin bedachte sich nicht lange; sie tat, was sie tun mußte, kleidete sich eilends an, warf ihren königlichen Mantel um und trat zu Klas ins Zimmer, zu welchem sie folgende Worte sprach:

„Lieber Herr Klas, was ist das für eine Botschaft, die wir mit Schrecken hören? So willst du fort und gönnst uns nicht einmal das bißchen traurige Zeit, daß wir dir wenigstens mit Worten danken können? So willst du uns verlassen? Du willst das heilige Kreuz, du willst das Christentum, du willst die Christen hier wieder verlassen und sie wieder auf des Schwertes Spitze stellen? Das Fürstenkind willst du wieder verlassen, das du eben aus dem Feuer und Eisen der Heiden gerissen hast? Zwar liegt der Heidenkönig erschlagen, und sein Heer speiset die Raben; aber viele Heiden wohnen noch um uns und über uns, und er hat der reisigen Söhne und Neffen genug, welche kommen werden und seinen Tod rächen, wann du weg bist. Unser König aber ist auch tot, unsre besten Männer liegen auch erschlagen, und wir haben keinen Sohn, keinen Bruder, keinen Bräutigam, die das Scepter und das Schwert führen können in der Gefahr. Hat der Wind Gottes dich denn nur hierher gewehet, um uns desto herrlicher und größer zu verderben? Hat er dich nicht hergewehet, daß du diesen Christen ein Kriegsfürst und König gegen die Heiden, mir ein geliebter Sohn und der Prinzessin meiner Tochter ein würdiger Gemahl sein sollst? Ja, das hat er gewollt, und

das will ich, darum bin ich so früh aufgestanden, darum komme ich, darum bitte ich.“

Die Königin sprach diese Worte so gewaltig, daß sie alle Worte tot machten, die Klas hätte antworten können. Er konnte nicht gehen, er konnte nicht sprechen, er konnte sich nur verneigen und erröten und schweigen. Und dies tat er auf eine Art, welche der Königin sehr gefiel; denn sie verstand, er werde mit den Schiffen nicht entfliehen, und also fuhr sie fort in ihrer Rede:

„Du hast es beantwortet, wie ein Ritter und Mann antworten soll, wann eine Frau solches zu ihm spricht. Und nun will ich künftig auch nichts mehr hören von dir, daß du in einer Bauerhütte und wir in Königsschlössern geboren sind. Sieh, Gott hat an dir große Zeichen gewiesen, daß er auch die Kleinsten groß machen kann, so wie er, wenn er will, Leben und Kronen geborner Könige in den Staub legt; er hat dir solche Demut und Tugend und Gewalt des Mutes und Glückes gegeben, daß du ein Mann heißest unter den besten Männern: dich hat die Ritterlichkeit Königen gleich gemacht, und dein Grad dör ist stärker als ein Heer. Und nun komm!“

Und sie nahm ihn an der Hand, und er war ihr still und gehorsam wie ein kleines Kind und ließ sich von ihr führen, wohin sie wollte.

Und die Königin führte ihn in das Gemach ihrer Tochter, der Prinzessin, und legte die Hände der beiden zusammen und segnete sie ein. Und sie ließen es sich wohl gefallen; aber sprechen konnten sie kein Wort. Denn der Prinzessin war es

nicht anders gegangen als Klas; sobald sie ihn erblickt hatte, war es in ihr gewesen, als wollte es heraus klingen aus ihrer Brust: der ist der Mann, und kein anderer! Und wenn die Prinzessin die Allerschönste heißen konnte, so mochte Klas wohl mit eben dem Rechte der Allerschönste genannt werden.

Und Klas blieb nun, und die Schiffe lagen vor Anker in der Bucht, und kein Auge gab auf die Winde acht. Sie waren alle auf das Land gerichtet; niemand dachte an Segel und Taue und Ruder, sondern die Männer schmückten Sporen und Waffenröcke für die Hochzeit. Diese ward in wenigen Wochen mit großer Herrlichkeit gefeiert, und die schöne Prinzessin nahm Klas Avenstaken zum Mann, der hinfort König Klas von Jütland hieß.

Und er wohnte manchen fröhlichen Tag mit der Prinzessin in dem Schlosse. Es lag das Schloß aber in Südjütland, wo jetzt die Stadt Schleswig steht. Aber er vergaß sich in der Freude nicht in Lässigkeit, sondern rüstete sich eifrig zum Kriege gegen die Heiden, und sie rüsteten sich auch. Und es begann ein langer, schwerer Kampf um die Herrschaft, bis sie endlich unterlagen und Klas König war über die ganze große Halbinsel und über die Inseln umher.

Und es war das Ende des zweiten Jahrs, nachdem er den Heidenkönig erschlagen und die Prinzessin sich vermählt hatte, als er alles Land der Heiden unter sich bezwungen hatte bis an die Elbe und das Kreuz des Heils als Panier seiner Herrschaft allenthalben aufgerichtet hatte für die bunten Götzen aus Stein und Holz — da stand Klas einmal diesseits am Ufer der Elbe, und es deuchte ihm, als sehe er jenseits in der Ferne die Stelle, wo er mit der Stange einst auf das Schiff

gesprungen war; und es war wirklich die Stelle, und er erkannte sie an drei Bäumen wieder, die auf einer Anhöhe hoch über das Gestade ragten. Und sein wunderbarer Lebenslauf wandelte ihm hier in Gedanken vorüber, und in Demut fiel er auf die Erde nieder und betete und dankte Gott, daß er ihn aus so vielen Gefahren errettet und auf eine so außerordentliche Weise zum König und Herrn über Länder und Völker gemacht hatte. Und er nannte die Stelle, wo er stand, Glückstadt[1]) und bauete dort ein Schloß; und das Schloß und die Stadt steht von seiner Zeit bis auf diesen Tag. Klas war jetzt sechsundzwanzig Jahre alt, und es war das sechste Jahr seit jenem Morgen, wo er dem Galgen entlaufen war, woran er so unschuldig hatte hangen sollen.

Und als er die Heiden bezwungen und das Land mit Schlössern und Burgen befriedet hatte, da dachte er in Sehnsucht und Liebe seiner alten Eltern und seiner Geschwister und Freunde und säumte nicht lange, sondern trat die Reise an zu ihnen. Er nahm aber sein Gemahl, die Königin, mit nebst tausend seiner Reisigen, damit er ein königliches Geleit hätte. So zog er über die Elbe gegen Süden. Und als sie vier Tage gezogen waren und der fünfte Tag anbrach und sie nicht mehr fern waren von seiner Heimat, da hieß er die Reisigen zurückbleiben und ritt mit seiner Königin voran uud hatte nur einen Knappen bei sich. Und es war grade der Mittag des fünften Tages, und die Glocke schlug zwölf, da ritten sie in Dümmelshusen ein und gradezu auf seines Vaters Haus. Sie ließen die Pferde aber im Dorfe laufen, was sie

---

[1]) Natürlich dichterische Freiheit. Glückstadt ist von dem dänischen Könige Christian IV. etwa 200 Jahre vor der ersten Herausgabe dieser Märchensammlung gegründet worden. (1616.)

laufen konnten, damit die Leute, die sie sahen, sich nicht über sie besinnen noch es seinen Eltern verraten konnten. Und als sie vor Peter Avenstakens Hause anlangten, sprang der König Klas rasch vom Pferde und rief lustig Grad dör, daß es durch das ganze Dorf erklang. Und Peter, der mit Frau und Kindern grade bei Tische saß, sprang heraus bei dem Worte und sah den Mann und die Frau mit den goldenen Kronen auf dem Kopfe. Er merkte aber sogleich, daß es sein Sohn war, und rief: „Nun, Gott sei Dank, daß du wieder da bist und ein König geworden! Wir haben schon davon gehört; sie haben es uns aber nicht glauben wollen, auch deine eigene Mutter hat es nicht glauben wollen; nur ich und Valentin haben es gleich geglaubt, denn wir beide wußten wohl, daß etwas Besonderes aus dir werden mußte.“ Und er rief in der Freude überlaut: „Valentin! Valentin, komm doch heraus, daß du siehest, was aus unserm Klas geworden ist!“ Und Valentin kam, und die Mutter und alle Geschwister kamen, und es war ein Herzen und Küssen, daß es kein Ende nehmen wollte. Und als der König und die Königin hineingegangen waren und sich an der Eltern Tisch gesetzt und mit ihnen gegessen und getrunken hatten in Demut zu Gott und in Liebe zu ihnen, da übernahm den alten Peter die Freude, und er wußte nicht, was er sprechen sollte; er sprach aber vor Freuden fast zu viel. Und da hat er der Greth in die Ohren geflüstert, und es ist wohl nicht recht gewesen in solchem Augenblicke: „Nun, Greth, ist mein Klas der Klas geblieben? Hätte aus deinem Johannes wohl mehr werden können?“

Und Klas ist manchen Tag und manche Woche bei seinen Eltern geblieben und hat fröhlich mit ihnen gelebt und hat sie und seine Geschwister und die Nachbarskinder reichlich beschenkt; den alten Valentin aber hat er mitgenommen und zu

ihm gesprochen: „Lieber Valentin, du sollst meinen Söhnen auch lustige und weidliche[1]) Geschichten erzählen, wie ein jeder tüchtiger Mensch mit Gottes Hülfe etwas werden kann, damit brave Männer und Helden aus ihnen werden." Und Valentin ist gern mit ihm gezogen, denn er bildete sich auf König Klas viel ein und dachte bei sich, er habe ihn eigentlich zum Könige gemacht. Auch seinen jüngsten Bruder hat der König mitgenommen und seine jüngste Schwester und ist der Bruder ein Graf und die Schwester eine Gräfin geworden und leben noch viele vornehme Leute in der Welt, die von ihnen herstammen. Das hat er sich aber ausbedungen vor der Abreise, daß, wenn der Vater stürbe, ihm das Bauergut zufallen sollte, und hat es seinen Brüdern gleich um den zehnfachen Wert abgekauft. Und der Vater und die Brüder haben es ihm zugesagt und auch gehalten. Denn er sagte: „Ich will einen meiner Söhne hinschicken, der soll ein Bauer werden, und seine Kinder und Kindeskinder sollen Bauern bleiben; denn Bauern sind älter und halten länger aus als die Könige."

Und König Klas ist wieder heimgezogen in sein Reich und hat noch manches liebe Jahr glücklich mit seiner Königin gelebt und regiert und viele Söhne und Töchter mit ihr gezeugt, und haben viele große Könige und Königinnen aus seinem Blute nach ihm geherrscht. Aber doch ist das glorreiche Geschlecht von Klas Avenstaken nun schon lange ausgestorben, und ein anderer Stamm herrscht in den Landen, die ihn einst als König verehrten. Aber seines Sohnes Konrad Geschlecht dauert noch bis diesen Tag. Dieser Konrad war sein jüngster Sohn. Den tat er alsbald nach seiner Geburt auf das Land

[1]) Weidlich wird ursprünglich von der stattlichen Kleidung (Wat) gebraucht und dann zu dem Sinne der allgemeinen Schönheit und Tüchtigkeit erweitert.

zu einem Bauer und ließ ihn bäuerlich leben und arbeiten und sandte ihn dann in das Land seiner Heimat in Westfalen nach Dümmelshusen, wo er ihn auf das Gut seines Vaters setzte. Und Konrad ist groß und stark geworden wie König Klas, aber nicht so mächtig und herrlich vor der Welt, sondern ist als Dorfschulze gestorben, was sein Großvater Peter auch gewesen. Und von diesem Konrad dem Königssohn stammen bis diesen Tag noch alle Avenstaken her, die als Bauern in Dümmelshusen und in der Gegend leben.

---

ein Kunststück machte, und wenn ihm auch die Macht gegeben würde, diesem seinem Werke Leben und Atem einzublasen, daß er doch nimmer eine solche Herrlichkeit zu stande brächte. Alle Leute, die das Vögelein sahen, wunderten sich seiner seltenen Schönheit und in welchen funkelnden Sonnenfarben es spielte. Das Vögelein war aber sehr zahm und ließ sich von einem jeden ganz nah betrachten, ohne daß es wegflog; aber mit den Händen greifen ließ es sich von keinem sterblichen Menschen als allein von dem kleinen Paiwai, dem es auch von selbst auf die Hände und Schultern flatterte und sich in seinen schwarzen Locken und über seiner freundlichen Stirn wiegte, wie ein Schmetterling auf Blumen. Und alle Leute fanden etwas Besonderes in dem Vögelein, und weise Männer sagten, es müsse geradesweges vom Himmel herunter gekommen sein und dem Paiwai etwas bedeuten, denn solchen Farbenglanz könne die Erde gar nicht hervorbringen.

Und der kleine Paiwai liebte das Vögelein über alle Maßen, und das Vögelein liebte Paiwai nicht minder, und die beiden Freunde waren die unzertrennlichen und schieden nicht von einander, bis die Nacht hereinbrach. Dann setzte sich das Vögelein in dem Fenster vor Paiwais Kämmerlein und sang dem Knaben einen süßen Schlafgesang. Es sang aber eben so schöne Lieder, als seine Federn bunt waren. War das Knäblein eingeschlafen, so bettete sich das Vögelchen in seinen schwarzen Locken und fächelte ihm die Stirn mit den Flügeln, oder es setzte sich auch in einer Rebenranke, die über sein Bettchen herabhing, und steckte dann sein Schnäbelchen unter das Flügelein. Paiwai aber nannte das Vögelein nach seinem Namen und rief ihm Paiwuzzo, und den Namen gaben ihm alle Leute.

Als nun einige Wochen vergangen waren, da kam ein

anderes Vögelein angeflogen, nicht so bunt, sondern mehr grau, und das war Paiwuzzos Weibchen. Und die beiden küßten und schnäbelten sich viel und bauten sich ein Nest in den Weinranken vor dem Fenster, und das Weibchen legte Eier und saß darauf und brütete. Paiwuzzo aber trug ihm fleißig Körner, damit es nicht hungerte; und als Junge aus den Eiern kamen, da trug er noch viel fleißiger, und auch die Mutter flog aus und suchte mit, und Paiwai sammelte auch zuweilen und trug es ihnen zu und legte es in seinem Fensterchen hin, wo sie es aufpickten. Und als die kleinen Jungen im Neste flügge wurden, flogen sie mit ihren Eltern in den Wald, und Paiwai hatte immer die bunteste Schar Vögelein um sich, die um ihn spielten und sangen; Paiwuzzo blieb aber immer der schönste und liebste. Nun geschah es oft, daß Paiwai mit diesen seinen kleinen bunten gefiederten Gesellen zuweilen vom Morgen bis Abend in Wäldern und Büschen herumstreifte. Seine Eltern hatten kein Arges daraus, denn er kam des Abends immer, wieder und es deuchte ihnen, daß er alle Tage freundlicher und sanfter ward durch den Umgang mit den schönen und lustigen Vögelein, so daß die Mutter wohl zuweilen zu dem Vater zu sagen pflegte: „Trüge Paiwuzzo nicht Federn, so möchte man glauben, er sei uns als ein Engel Gottes gekommen, den Knaben zu erziehen und zu unterweisen." Der Vater pflegte ihr dann mit ernster Freundlichkeit das Schweigen zuzuwinken, denn von so hohen Dingen soll man nicht viel sprechen.

So war den Sommer Freude, aber der Herbst brachte Leid, denn die Vögelein entflogen und Paiwai mit ihnen. Ich will erzählen, wie dies geschehen ist.

Paiwai ging eines Morgens aus mit seinen Vögeln, wie er gewöhnlich pflegte, in den Garten, in den Hain, in

die fernen Büsche. Paiwuzzo aber hielt sich diesmal nicht so still wie sonst, wo er ganze Stunden auf Paiwais Händen und Schultern zu sitzen und zu singen pflegte, sondern er flatterte immer weiter, und seine Frau und seine Kinder flatterten ihm nach, und Paiwai lief mit. So waren sie wohl zwei Meilen weit von dem Hause weggekommen und befanden sich in einem dichten Walde von Palmen, als die Sonne schon schief gegen der[1]) Erde stand und bald untergehen wollte. Und sieh, da kam eine große Herde Affen auf sie zu, wohl zweihundert an der Zahl, und die Vögelein erschraken und flatterten und kreischten, und Paiwai schrie und lief. Aber die Affen waren ihm zu geschwind; sie holten ihn bald ein, und ein großer Affe nahm ihn in seine Arme, und die Affen entführten ihn und liefen mit ihm in das Dickicht des Waldes. Und Paiwai kam nicht wieder nach Hause, und die schönen bunten Vögelein kamen auch nicht wieder, sondern sind weggeflogen und von niemand auf Erden gesehen worden seit diesem Tag. Paiwais Eltern aber haben geglaubt, Paiwai und die Vögelchen seien durch wilde Tiere umgekommen, und sie haben ihm ein kleines Grabmal errichtet in ihrem Gärtchen, wo er am meisten zu spielen pflegte, und haben ihn lange beweint.

Und die Affen trugen den kleinen Paiwai noch weit mit sich fort in die Tiefe des Waldes, wo sie ihre Lagerstelle hatten, und er weinte sehr, schlief aber endlich doch aus Müdigkeit ein. Und es waren viele Tage und Wochen, daß er noch sehr traurig war um seine Eltern und um seine schönen bunten Vögel, aber es half ihm nichts. Denn fortkommen konnte er nicht, die Affen bewachten ihn zu genau;

[1]) gegen mit dem Dativ jetzt veraltet.

auch hätte er den Weg nach Hause wohl nicht finden können, wenn er auch entkommen wäre. Denn diese Affen wanderten immer von Ort zu Ort und von Wald zu Wald und waren nach einem Monat wohl schon über hundert Meilen von dem Häuschen, wo Paiwai geboren war. Er mußte nun mit den jungen Affen und Äffinnen leben und spielen und tat es, weil er nicht anders konnte. Er aß mit ihnen und trank mit ihnen, er naschte und mauste mit ihnen und konnte endlich springen und klettern nnd sich um Zweige und Äste ranken und schaukeln trotz dem besten Affen. Die Kleider hatte er aber bald verloren, denn die hatten sie ihm abgerissen, und war braun geworden und von der Sonne verbrannt, und um den Leib wuchsen ihm rauhe Haare, und seine schönen Locken hingen ihm struppig um die Augen, und der Schmutz, worin er lebte, machte ihn auch häßlicher und äffischer. Kurz, als ein Jahr verflossen war, sah er fast aus wie ein anderer Affe, sprach auch kein menschliches Wort mehr, weil er nie eine Menschenstimme hörte, und lief zuletzt mehr auf Vieren als auf Zweien, weil er alle Affen so tun sah; und seine schönen vergangenen Kinderjahre wurden ihm ordentlich, wie sie schon den Kindern auch unter den Menschen werden, zu einem schönen Traum aus einer frühern Welt.

So war Paiwai drei Jahre mit den Affen in der Wildnis herumgelaufen und wußte von Mutter und Vater und selbst von Paiwuzzo nichts mehr; und er ging in sein neuntes Jahr und wäre wohl ein ganzer Affe geworden, wenn dies Leben so fortgewährt hätte. Aber er sollte nicht unter den Affen leben und sterben, und dies hat sich auf folgende Weise begeben.

Eine Nacht waren alle Affen aus einem großen Walde, wohl vierhundert an der Zahl, und Paiwai mit ihnen, in

einen Garten gestiegen und plünderten dort die Bäume auf das allerunbarmherzigste. Sie hatten freilich nach ihrer Gewohnheit Wachen ausgestellt; aber diese ließen sich von den Menschen beschleichen, und die Affen wurden plötzlich von allen Seiten überfallen, die meisten erschlagen und viele gefangen. Von den Gefangenen schlugen die Jäger die alten auch tot und ließen nur die jungen leben. Diese verkauften sie gewöhnlich in großen Städten an Gaukler und Bänkelsänger, die sie zu allerlei Künsten abrichteten und mit ihnen durchs Land zogen, oder an fremde Schiffer, die sie nach Europa und Amerika und in fremde Länder mitnehmen, wo sie den Leuten für Geld gezeigt werden. Der kleine Paiwai war auch unter den Gefangenen und ward mit mehreren seiner Gespielen auf dem Markte zu Guzurate[1]), einer indischen Stadt, einem herumziehenden Gaukler um einige Silberstücke verkauft. So wohlfeil war er geworden, für den seine lieben Eltern, wenn sie ihn hätten kaufen können, gern zweitausend Taler gegeben hätten.

Der Gaukler, in dessen Hände sie kamen, war in seiner Kunst sehr geschickt und bearbeitete seine Zöglinge mit Stock und Peitsche unaufhörlich, damit sie gehorsam wurden. Denn den Affen Gehorsam lehren ist das schwerste: sie sind gewandt und klug und lernen sehr leicht, aber Tücke und Ungehorsam sind ihnen angeboren, und den Menschen als Herrn der Schöpfung und also auch als den Gebieter der Affen anzuerkennen weigern sie sich hartnäckig. Daher haben einige Weise gesagt, die Affen seien eine Geburt der bösen Geister, die den Menschen von seiner Unschuld im Paradiese verführt haben, und seien

[1]) Guzurate oder Gudscharat war eigentlich keine Stadt, sondern ein bedeutendes Königreich in Vorderindien, jetzt zur englischen Präsidentschaft Bombay gehörig.

von ihnen hervorgebracht, daß sie die Menschen noch weiter verführeten. Das ist gewiß, daß die Affen viele Schläge haben müssen, ehe sie sich bequemen, Künste nachzumachen. Dies geschah nun auch diesen Affen, weil sie nicht anders wollten. Der einzige Paiwai bekam keine Schläge, weil er alles gutwillig tat, sodaß der Gaukler sich verwunderte und sprach: „Dieses Äffchen hat fast Menschennatur.“ Und er gewann ihn darum lieb und tat ihm nichts zuleide, fütterte ihn auch besser als die andern, denn Paiwai lernte auch viel geschwinder und war der schönste aller seiner Affen.

Als der Gaukler seine Affen einige Wochen gemartert und abgerichtet hatte, verkaufte er einige, und mit den übrigen zog er durch alle große Städte Indiens und der Halbinsel umher und zeigte seine Künste. Und der kleine Affe, der sonst Paiwai hieß, verschaffte durch seine seltenen Fertigkeiten dem Gaukler vielen Zulauf, und alle Menschen fanden ihn außerordentlich schön und anmutig, und viele wollten behaupten, sie haben nie einen so schönen Affen gesehen. Es fanden sich auch Leute, die ihn gern kaufen wollten; aber sein Besitzer forderte eine so große Summe für ihn, daß ihnen die Lust dazu vergehen mußte. Auf seinen Zügen kam der Gaukler denn auch nach Dehli[1]) und führte dort mit seinen Affen und Hunden und Papageien, und was er sonst noch für Tiere hatte, seine Künste auf. Dehli war die Hauptstadt von ganz Indien, wo der Großkaiser Indiens wohnte. Hier ward der schöne Affe denn auch bald berühmt, und sein Gerücht kam sogar an den Hof. Und die alte Kaiserin, des Kaisers Mutter,

---

[1]) Dehli oder Delhi war einst die Residenz des Großmoguls oder Kaisers von Indien, am Ufer des größten rechten Gangeszuflusses, des Dschumna (Jamna). Von hier aus begann 1857 der große Aufstand gegen die Engländer.

befahl, daß der Gaukler kommen und ihr seine Tiere und Künste zeigen sollte. Sie fand aber ein solches Wohlgefallen an dem kleinen Affen, daß sie ihn sogleich wegführen ließ und dem Manne bezahlte, was er haben wollte; und er bekam eine erstaunliche Summe für Paiwai, und ist kein Affe seit Menschengedenken so teuer bezahlt worden. Denn kaum hatte Paiwai einige Stücke vor der Kaiserin gemacht, so rief sie entzückt aus: „Nein, einen solchen Affen habe ich noch nie gesehen; man sollte beinahe schwören, er sei ein Mensch, wenn er nicht so äffische Sprünge und Gebärden machte. Den muß ich haben, und sollte es mir alle meine Schätze kosten!"

Und sie ließ den kleinen Paiwai in einer Kammer neben sich einsperren, und oft ward er hervorgeholt und mußte vor ihr und vor den Hofleuten und selbst vor ihrem Sohn, dem Kaiser, spielen und Künste machen. Da machte Paiwai denn zur allgemeinen Belustigung tausend Sprünge und Schwenkungen und Zierlichkeiten und Possen aller Art, und weil er merkte, daß ihm niemand was zu leide tun durfte (denn das litt die alte Kaiserin nicht), tat er den Hofherren und Hofdamen, den Kammerjunkern und Hoffräulein viele Schalkstreiche an, denn darin sind alle Affen Meister, und deren hatte er genug gelernt. So hatte er einige Wochen wieder unter Menschen gespielt und gelebt; sieh, da begab sich etwas, das den Affen mit einem Male wieder zum Menschen machte, und das war die Sprache.

So lange Paiwai unter den Affen lebte, hörte er nichts Menschliches: die Gaukler und Abrichter sprachen auch nur einige Worte und bedeuteten und befahlen mehr mit Peitsche, Stock und Trommel als mit menschlicher Rede. Aus dem wilden Getose und Gesause der großen Menschenmenge, vor welcher er spielen mußte, konnte er auch nicht viel Mensch-

liches holen, zumal da er immer auf sein Spiel achten mußte und zum Hören und Merken keine Zeit hatte. Nun aber lebte er wieder mit Menschen und unter sehr vornehmen Menschen, wo gemessene und zarte und zierliche Worte erklangen, wo sich kein Stock mehr rührte, keine Peitsche knallte, und er richtete sich wieder zu Freude und Mut auf. Mit dem Mute aber kommt alles Glück. Genug, es läßt sich zwar nicht beschreiben, was in ihm vorgegangen ist und wie der Affe ihn verlassen hat, aber das Menschliche mußte auf eine wundersame Weise wieder in ihm erwacht sein. Denn eines Morgens, als der ganze Hof sich in voller Pracht vor der alten Kaiserin verbeugte (es war ihr sechzigster Geburtstag), trat mit einem Male unser Äffchen Paiwai auf zwei Beinen ganz feierlich vor sie hin, verneigte sich zierlich und sagte mit deutlicher Stimme: „Auch ich wünsche Glück zu diesem Tage, aller, großmächtigste und allerdurchlauchtigste Kaiserin!" Dies sah aber bei dem feierlichen Ernst, den er annahm, so possierlich aus, zumal da er äffische Possenkleider an hatte, daß Männer und Frauen laut lachen mußten, so ernsthaft auch die Freude des Tages war. Die alte Kaiserin aber hieß den Affen abführen, weil das Lachen vor ihr sich nicht schicken wollte.

Als aber diese Feierlichkeit vorbei war und sie wieder sein durfte wie andere Menschen, da schickte sie eine ihrer Kammerfrauen und ließ den Affen holen und wollte es mit ihm versuchen; denn ihr war allerlei eingefallen. Und sie fing an mit ihm zu sprechen, als ob er ein Mensch wäre, und er antwortete ihr mehreres und antwortete eben nicht viel ungeschickter, als Knaben des Alters zu tun pflegen, von welchem er die Größe hatte. Da schlug sie die Hände über den Kopf zusammen und rief: „Entweder sind wir dumm und verzaubert, oder dieser hier ist kein Affe oder wenigstens

doch ein in einen Affen verzauberter Mensch!“ Und sie hieß einige ihrer Diener kommen und befahl ihnen, sie sollten den Affen nehmen und ihm den Kopf bescheren und ihn mit den feinsten Salben reiben und waschen vom Haupte bis zu den Füßen und ihm dann zierliche Kleider antun, als wäre er ein Mensch. Und sie taten so und brachten ihn nach einigen Stunden wieder. Und alle sahen nun wohl, daß es ein Mensch war und ein recht hübscher Knabe, wie braun und grau er auch noch aussah uud wie wunderlich äffisch er sich auch trug und hielt. Und die Kaiserin, hocherfreut über diese Verwandlung, nahm den kleinen Paiwai freundlich auf den Schoß und streichelte ihm die Wangen und küßte ihn und weinte über ihn und rief: „Du armes Kind! Wie bist du unter die Unholde geraten? Wie mögen deine Eltern getrauert haben um dich! Nun bist du mein, und ich will für dich sorgen. Hab' ich dich als Affen geliebt, so will ich dich als Menschen mehr lieben; hab' ich zwanzigtausend Taler für das Tier ausgegeben, so kann ich mir den Menschen wohl mehr kosten lassen.“ Und Paiwai verstand das jetzt alles und gebärdete sich immer menschlicher und sprach immer mehr Worte. Und weil er oft das Wort Paiwuzzo aussprach, was er in seinem Leben wohl am meisten und mit der größten Liebe gerufen hatte, wenn er sein niedliches buntes Vöglein lockte, so nannte die Kaiserin ihn nun immer Paiwuzzo, und wir wollen ihn auch so nennen.

Als nun der Paiwuzzo so verwandelt war und schöne Kleider trug und neben der Kaiserin zu Tische saß und auf ihre Kniee seinen Kopf legen und einschlafen durfte, da fand der ganze Hof ihn äußerst anmutig und liebenswürdig, und selbst die Hofjunker und Edelknaben und Hoffräulein fanden ihn so, die er oft geneckt hatte. Denn das ist so der Brauch

bei Hofe, daß alle dahin blasen, wohin der Wind wehet. Er war aber wirklich anmutig und allerliebst, und nachdem er einige Wochen ausgebleicht war, erschien er als einer der lieblichsten Knaben; er mochte damals etwa zehn Jahre alt sein. Aber nicht bloß seine leibliche Schönheit mußten sie bewundern, nein, auch sein Geist war lustig und anmutig; denn von Tage zu Tage blitzte und funkelte seine unter den Affen und im tierischen und wilden Leben verdunkelte Vernunft heller und heller auf, und in wenigen Monaten hatte er das Laufen auf Vieren ganz verlernt und schritt immer aufgerichtet und fast so fest als ein Mensch einher, auch lernte er wunderbar geschwind und anmutig sprechen und konnte schon einiges erzählen aus den Erinnerungen seiner Kindheit und aus seinen Affenzügen. Doch dies war so undeutlich und so wenig, daß niemand daraus wissen konnte, woher das Kind gekommen war, obgleich die Kaiserin es um ihr Leben gern gewußt hätte. Denn wegen seiner Schönheit meinte sie, er müsse von sehr großer Geburt sein; denn das können vornehme Leute nie glauben, daß auch arme Menschen schöne Kinder haben können.

Das war nun natürlich, daß in Dehli und auf viele Meilen ringsum kein Gespräch war als von Paiwuzzo, dem Liebling der alten Kaiserin, der aus einem Affen ein Mensch geworden war; und auch an Märchen und Deutungen fehlte es nicht. Einige flüsterten, es müsse wohl etwas Besonderes auf sich haben mit dem Kinde, und am Ende habe man nur so eine Affenkomödie mit ihm gespielt, um ihn unverdächtig an die Stelle zu bringen, wohin man ihn nicht sogleich aus der Wiege habe setzen können; vielleicht ein heimlicher Sprößling, der dem Kaiserhause angehöre, von dem man aber weder den Garten, worin er gewachsen, noch den Gärtner, der ihn

gepflanzt, nennen dürfe. Andere, die seine Wunderschönheit gesehen oder davon gehört hatten, sagten wieder, es möge wohl ein ausgesetztes oder entführtes Kind vornehmer Abkunft sein, das der Himmel auf eine wunderbare Weise erhalten und hierher gebracht habe und das vielleicht noch zu hohem Glücke bestimmt sei. Manche auch (und zwar das große Heer, das von einigen das Heer der Philister genannt wird) riefen bei der Wundergeschichte: „O je! O je! Kaiser und Kaiserinnen und Könige und Königinnen haben ja in der Welt nichts zu tun, und da kommen sie aus Langerweile auf allerlei Grillen und Einfälle mit Mohren, Affen, Kalmücken, Lappländern und Papageien; was wird es sein? Irgend ein Betteljunge wird es sein, den sie zu einem Affen verkleidet und zugestutzt haben, und der Gaukler oder ein solcher ist wohl sein Vater und denkt durch ihn einmal eine Hofstelle zu bekommen, Obercere- monienmeister oder Oberkammerherr zu werden oder etwas Ähnliches, wozu das Abrichten von Affen und Affensprünge, die man bei Gelegenheit mitlernt, an manchem Hofe die ersten Stufen sind."

Die alte Kaiserin nahm sich indessen des Knaben Pai- wuzzo, zu dem sie allerdings wunderbar genug gekommen war, rechtschaffen an, denn sie war eine fromme und gottesfürchtige Frau. Sie begriff recht gut, daß hier am Hofe, wo er zuerst als Affe aufgetreten war, nur Affenkünste mit ihm getrieben werden würden, und war überhaupt eine zu kluge Dame, als daß sie das Affenspiel der Schmeichelei, Lüge und Ziererei innerlich nicht erkannt hätte, das hier auch solche spielen, die nie mit vierbeinigten Affen gelebt haben, und das hier ein unvertilgbares Übel zu sein scheint. Sie tat also das große, daß sie den Knaben, den sie sehr lieb gewonnen hatte, ja, von dem die Leute sagten, sie könne ohne ihn gar nicht leben, vom

Hofe und von seinen losen Künsten entfernte. Sie schickte ihn zu einem weisen Meister, damit er einen Mann aus ihm machte.

Dieser Meister nebst mehreren wackeren Gesellen, die ihm beistanden, wohnte fern von der Hauptstadt und von dem Getümmel und der Eitelkeit der Menschen in einem einsamen Tale am Indus und war wegen seiner Weisheit und Gottseligkeit und Freundlichkeit in ganz Asien gepriesen, und die Könige und die Weisen schickten aus fernen Landen ihre Söhne zu ihm, damit er sie zu aller Tugend und Stärke erzöge. Zu diesem wurde Paiwuzzo geschickt, als er im zehnten Jahre war.

Und der Knabe artete sehr wohl. Es blieb von der bösen äffischen List und Schalkheit, worunter er so lange gelebt hatte, auch keine Spur in ihm; selbst die unschuldigen und gutartigen Schelmereien, denen er sich sonst noch überlassen hatte, waren von ihm gewichen, und eine liebliche Freundlichkeit und ein milder Ernst leuchteten auf der Stirn des Knaben, der nun allmählich zum Jüngling reifte. Er ward der Liebling des weisen Meisters, weil sein Blick und Gemüt zur Schönheit Gottes und des Himmels gerichtet waren, und er machte so geschwinde und erstaunliche Fortschritte in den geheimen und verborgenen Wissenschaften der Natur und der Gestirne, daß der weise Meister es oft beklagte, daß die alte Kaiserin ihn wieder begehrte für den Hof und das getümmelvolle Leben. „Denn dieser,“ pflegte er seinen Vertrauten wohl zuzuraunen, „wäre ein rechtes Gerät in Gottes Hand, wann ich vor Alter hinfällig und gebrechlich werde, dies Werk nach mir aufzunehmen und zu tragen; doch auch die Welt braucht stille und tiefsinnige Männer, und selbst das Schwert glänzt lieblicher in der Hand eines Frommen.“ Wie begierig und sinnig Paiwuzzo die innere Lehre auffaßte und

behielt, ebenso rasch und geschwind war er in allen Leibes-übungen, sodaß er im Ringen, Springen, Laufen, Schwingen, im Kampf mit dem Degen und der Lanze und in allen edlen Turnübungen auch geschwinder war als die geschwindesten. Da frommte ihm die Gelenkigkeit und Biegsamkeit sehr, die er unter den Affen im Walde und durch die Affenkünste der Gaukler gelernt hatte. Auch hatte er durch das Leben in der Wildnis den festesten und unermüdlichsten Leib gewonnen, welcher des Frostes und der Hitze und jeder Mühe und Arbeit der geduldigste[1]) war.

Paiwuzzo war nun siebenzehen Jahre alt, schlank und stattlich von Wuchs, sodaß er über die Länge der gewöhnlichen Männer ragte, und die ihn sahen, nannten ihn den schönsten und bescheidensten der Jünglinge. Er mußte nun seinen weisen Meister und seine Gespielen verlassen und wieder zu dem prächtigen und getümmelvollen Dehli und zu dem Hofe der alten Kaiserin zurück.

Die alte Kaiserin empfing ihn auf das freundlichste an dem Hofe und hatte ihn so lieb, als wäre er ihr Enkel gewesen. Und wahrlich, er sah dem Sohne eines Kaisers ähnlicher als dem Sohne eines Webers; so sehr ragte er durch Anmut und Tugend über die meisten Menschen. Weil die hohe Frau ihn aber wirklich lieb hatte, so trieb sie ihn bald wieder von sich. Denn sie sprach bei sich: „In dieser lauen Luft, wo es weder kalt noch warm ist, kann kein Jüngling gedeihen: mancher Mann wird darin zermürbt, und ich habe gesehen, daß das gefährlich leichte Spiel eiserne Herzen zerbrochen hat. Darum soll er hier nicht bleiben.“ Und sie

---

[1]) geduldig c. Gen. (wie im Lat. patiens) = ausdauernd in etw. ist eine ungewöhnliche Konstruktion.

schickte ihn in den Krieg gegen Westen, wo mit den Persern seit drei Jahren ein fürchterlicher Kampf war um die Lande, die sich nördlich gegen die Berge hinaufstrecken. Dieser Krieg stand[1]) noch drei Jahre, und die Perser wurden endlich zum Frieden gezwungen; Paiwuzzo aber kam als ein berühmter Held zurück und war durch die Gunst der Kaiserin und durch sein gutes Schwert so hoch gestiegen, daß er schon einen großen Kriegsbefehl überkam und Statthalter der Lande ward, die man den Persern wieder abgewonnen hatte. Dahin stellte der Kaiser aber nur Männer, zu welchen er das höchste Vertrauen hatte.

Aber auch hier blieb Paiwuzzo nicht lange, denn das Schicksal trieb ihn so wunderbar, daß er immer höher hinauf mußte, bis er endlich so hoch stieg, daß er auf Erden nicht höher steigen konnte. Dies begab sich folgendergestalt.

Der Kaiser, der alten Kaiserin Sohn, der von Dehli aus über ganz Indien herrschte, hatte nur eine einzige Tochter. Er war zwar noch nicht alt, aber die Hoffnung war aus, daß sein Gemahl, das nicht mehr jung war, ihm noch mehr Kinder schenken werde. Es geschah also, was in solchen Fällen zu geschehen pflegt, wo keine Söhne sind, die dem Vater im Reiche folgen können: das Volk ward unruhig in Furcht und Hoffnung, und viele ehrsüchtige und herrschlustige Männer regten sich auch hie und da und zettelten insgeheim allerlei Anschläge. Dies taten besonders des Kaisers Verwandte, die ein näheres Recht auf den Thron zu haben meinten. Das verbitterte dem Kaiser seine Tage, und er lebte nicht ohne Sorgen; am meisten aber fürchtete er die gewaltigen Kriegsleute, welche den Persern in die sechs Jahre widerstanden und endlich den Sieg gewonnen hatten, und unter diesen den

[1]) d. h. währte.

Ferdat, einen trotzigen Mann und der sich von seinem Urgroßvater her einen Vetter des Kaisers nannte. In dieser ratlosen Not, damit nicht noch bei seinem Leben Aufruhr im Volke entstände, mußte er sich einen Nachfolger verschaffen. Das wäre nicht schwer gewesen; aber er wünschte auch einen Eidam und einen Gemahl für seine Tochter, der zugleich auf dem Thron säße nach ihm. Den durfte er aber nicht wählen, sondern die Wahl stand unter einem schrecklichen Gesetze, das die Kaiser Indiens in der uralten Zeit hatten ausgehen lassen, damit keine Weichlinge auf den Thron kämen. Die Söhne folgten dem Vater im Reiche in Reihe zu Reihe nach; hatte der Kaiser aber nur Töchter und wollte er die älteste auf dem Throne erhalten, so ward sie dem zu teil, der im Kampfe als der Tapferste oder Glücklichste bestand, und dieser bestieg mit ihr nach des Vaters Tode den Thron. Es mußte mit einem Tiger oder Löwen in offenen Schranken um die höchste Ehre der Welt auf Leben und Tod gekämpft werden, und ob der Streiter jung ins Grab sinken oder die Prinzessin erringen sollte, war oft nur das Zwischenspiel weniger Sekunden.

Der Kaiser stellte denn die Ehe seiner schönen Tochter zwischen einen bengalischen Tiger und das Glück. Herolde ritten in alle Lande aus und bliesen auf Trompeten und verkündigten: Des großen Kaisers von Indien Tochter, die schön sei wie die Sonne und lieblich wie der Mond, werde des Mannes Gemahl, der mit Dolch und mit Schwert in offenen Schranken einen bengalischen Tiger fälle; und dieser siegreiche Gemahl werde des Kaisers Nachfolger im Reiche. Und es zogen herbei Könige und Fürsten und Grafen und Ritter von Fernen und Nähen; aber die Fürsten und Großen des Reichs rüsteten sich auch zu dem Tage. Denn die Prinzessin war eine rechte Rosenblume der Schönheit, und wäre sie häßlich gewesen wie

die Nacht, ein großes Reich deucht[1]) den meisten Männern noch eine anmutigere Rosenblume als die schönste Prinzessin.

Als nun der Morgen angebrochen war, an welchem der Kampf geschehen sollte, war der Tiger aus seinem eisernen Käficht früh in die Schranken gelassen, damit alle ihn beschauen könnten. Die dann noch Lust hatten zu kämpfen, meldeten sich bei dem obersten Kampfrichter, und er schrieb sie auf und ordnete sie nach ihrer Geburt und ihrem Range, so daß der Vornehmste immer zuerst mit dem Tiere zusammengelassen ward. Der Tiger war aber ein so fürchterliches Untier, von solcher Höhe und solchen Knochen, daß die meisten, die auch kampflustig gekommen waren, zurückwichen und nicht viele sich aufschreiben ließen. Unter diesen war der Prinz aus Persien der vornehmste.

Und als es gegen den Mittag ging und alles Volk und die Fürsten und Ritter und Männer sich versammelt hatten, da erschienen der Kaiser und die Kaiserin und die alte Kaiserin, und nach ihnen erschien auch die Prinzessin auf dem Erker des Schlosses über den Schranken, wo Thronen für sie alle gebaut waren. Und die Prinzessin funkelte von Gold und Edelsteinen und Diamanten, aber ihre Schönheit und Jugend überstrahlte alle diese Pracht; sonst war sie blaß wie der Schnee und saß voll Traurens da und schlug die Augen nieder, denn sie zitterte eben so sehr vor einem bösen Gemahl, den ihr der Zufall geben konnte, als vor den Klauen des Tigers und dem gräßlichen Spiele, das sie mit ansehen sollte. Viele aber, die sie in ihrer lieblichen Jugend sahen, dachten bei sich: „Wäre der Tiger nicht gar zu gewaltig, um

[1]) Aus dem unregelm. Präteritum mich (mir) deuchte von „mich dünkt" sind mehrere häufige, aber schlechte Formen gebildet worden, so das hier vorkommende Präsens und bei Schiller sogar der Inf. „deuchten."

solchen Preis schritten wir auch wohl in die Bahn und versuchten das Glück!"

Und als alles geordnet war, sieh, da winkte der Kaiser vom Erker, und der Kampfrichter befahl, und die Posaunen und Trompeten erklangen — und die Schranken öffneten sich, und der Prinz von Persien trat ein, fest und kühnlich, ein schöner Mann und ein ritterlicher Held: das hatten die von Indien in mancher heißen Schlacht empfunden. Und er schritt mutig auf das Tier zu, als wollte er es von vorn angreifen; aber der Tiger übersprang ihn plötzlich mit Schlangenlist und riß ihn von hinten nieder, und sein Herzblut rauchte zum Himmel empor. Und der Prinzessin geschwand es[1]) bei diesem jammervollen Anblick, und sie sank von ihrem Stuhl; alles Volk aber erbebte, und es war eine Totenstille. Und manche von den Kämpfern, die streitlustig gewesen waren, als sie dieses tapfern Helden geschwinden und schrecklichen Fall sahen, erschraken so, daß sie sich nicht schämten, sondern ihre Namen auslöschen ließen und ihre Pferde sattelten und still davon ritten, als wären sie nicht da gewesen. Und da die Könige und Prinzen auf dem Kampfplatze fehlten, kam es nun an die Männer geringerer Ordnung, und es trat ein Mann auf, den sie den indischen Riesen nannten und dessen Name im Kriege gewaltig war. Er hieß Mirdach und war eines Köhlers Sohn aus dem Lande Lahor[2]) und hatte sich durch seine Kriegstugend bis zum höchsten Befehl erhoben. Und der Kaiser lobte seine Siege, aber ihn selbst fürchtete er, denn er war wild und roh, und auch im Frieden zückte durch seine Seele immer das blutige Schwert; auch war er von Leibe

[1]) d. h. die Sinne schwanden ihr, sie wurde ohnmächtig.

[2]) Lahore, Land und gleichnamige Hauptstadt, zum Pendschab gehörig.

garstig und ungeschlacht. Die Prinzessin sank nieder vor Abkraft,[1]) als sie diesen in die Schranken treten sah, denn so gern hätte sie selbst mit dem Tiger gekämpft, als sie eines Solchen Gemahl geworden wäre. Aber Gott erlöste ihre Furcht, denn so stark der Mann war, kam er doch um. Er glitschte aus im Sande, als er nach dem vorspringenden Tiere einen Stoß tat und der Stelle fehlte, und der Tiger stürzte schnell auf ihn und riß ihm den Kopf aus den Schultern. Da jauchzete alles Volk, denn sie haßten ihn alle und fürchteten für ihre geliebte Prinzessin.

Und die Leichen lagen da im Blute, und die Schranken wurden geschlossen, und es ward posaunt und trompetet; aber es erschien kein Kämpfer. Und dem Kaiser bangte es im Herzen. Denn ward der Tiger nicht niedergekämpft, so gebührte das Reich nach ihm von rechtswegen dem nächsten Vetter. Und schon sahen alle auf den stolzen Ferdat, den Nächsten nach dem Kaiser, wie er hohnlächelte, da die Schranken leer blieben. Er war ein tapferer Mann, aber trotzig und ungerecht und des Kaisers Feind. Es wünschten aber alle, daß das Reich bei des Kaisers Tochter bliebe, denn der Kaiser und die junge Prinzessin hatten Gnade bei Gott und den Menschen, so freundlich und gütig waren sie gegen alles Volk. Aber diesmal ward dem Kaiser die Angst noch geheilt, denn die Schranken öffneten sich endlich wieder, und ein schöner, schlanker Mann schritt ein, und als sie sahen, daß es Palwuzzo war, da jauchzeten sie alle und klatschten mit den Händen. Er aber rief laut: „Ich trete nicht in Vermessenheit her; ich habe lange gewartet, daß ein Besserer kommen sollte, als ich bin; und nun helfe mir Gott und bringe dem Kaiser und

[1]) **Abkraft** (äußerst seltenes Wort), d. h. durch Schreck oder Gemütserregung bewirkte Schwäche.

der Prinzessin Heil!" Und er sprang gegen das Tier, und das Tier sprang gegen ihn. Hier aber sah man, was Gott mit Paiwuzzos Waldleben gewollt hatte: er konnte jedem Sprunge des wütenden Tigers durch einen andern Sprung ausweichen, jeder List durch eine andere List begegnen, jeden Schritt und Blick des Tieres messen, sodaß der Tiger fast stutzig ward und oft still stand, ehe er wieder begann. Für die Zuschauer war dies aber ein angstvoll merkwürdiger Kampf. So hatten die beiden wohl schon zwanzig Sprünge und Gegensprünge gemacht, und noch hatte Paiwuzzo keinen einzigen Stoß getan. Endlich ersah er seine Gelegenheit, schwang sich dem Wüterich mit Einem kühnsten Sprunge auf den Nacken, hielt die Mähne und stieß den breiten Dolch bis an den Schaft durch die Schultern. Das Tier brüllte, sprang mit seinem Reiter in der Todesangst wohl zwanzig Schritt weit, streckte dann alle Viere von sich und starb. Paiwuzzo war aber bis ans Ende in seinem Sitz geblieben und hatte die Mähne festgehalten, damit das Tier ihn in den letzten Zuckungen mit den Klauen nicht verletzte. Alle Menschen aber jauchzeten, und ihre Freude und ihr Jubel tosete wie ein Sturmwind um die Schranken.

Der Kaiser stieg nun von dem Erker und von seinem hohen Thron herab, trat in die Schranken und sprach laut vor allem Volke: „Gelobet sei Gott, der mir diesen Mann zum Eidam und Nachfolger erkoren hat, den weisesten und tapfersten aller meiner Diener!" Und er umhalsete und küßte ihn vor allem Volke, und das Volk jubelte dazu. Paiwuzzo aber verneigte sich vor dem Kaiser bis zur Erde, also daß er mit seiner Stirn den Staub fast berührte. Der Kaiser aber hob ihn auf und führte ihn auf den Erker zu seiner Tochter der Prinzessin. Die drückte ihm einen grünen Kranz aufs

Haupt, das Zeichen des Sieges, und steckte ihm einen goldnen Ring an den Finger, das Zeichen der Verlobung. Sie hatte ihn aber vorher nie gesehen und freuete sich, daß er so jung und schön war. Denn im Morgenlande bekommen die Prinzessinnen fast nie einen Mann zu sehen, bis sie vermählt sind; das ist die Sitte des Landes. Die sich aber am meisten freuete über diese Geschichte, das war die alte Kaiserin. Sie hatte diesen Sieger als einen Affen von einem Gaukler gekauft, sie hatte ihn bei dem weisen Meister am Indus erziehen lassen und hatte ihn immer fast wie ihr eigenes Kind geliebt; und nun sollte er der Gemahl ihrer Enkelin werden! Und sie küßte ihn in Freuden und sah gen Himmel und rief: „Gnädiger Gott, so wolltest du es und hast es alles so geschehen lassen, damit nicht Fremde herrschten über unser Volk und über unser hülfloses Alter!“

Und als Paiwuzzos Vermählung mit der Prinzessin mit großem Glanz begangen und er von dem Kaiser feierlich als Nachfolger eingesetzt und von den Fürsten des Landes und von allem Volke anerkannt war, ward er gen Süden geschickt gegen den Niederganges,[1]) daß er Bengalen und die großen jenseitigen Landschaften regierte, welche sich gegen die Grenzen Sinas[2]) erstrecken. Und er wohnte mit seinem Gemahl in einer großen Stadt am Ganges, welche Kalkutta[3]) heißt.

Da begab es sich, daß er einmal auf der Jagd war und in der Lust des Jagens von seinen Begleitern abkam und sich in dem tiefen Wald verirrte. Die Nacht überfiel ihn, und er mußte unter freiem Himmel bleiben, d. h. er

---

[1]) d. h. nach dem Mündungsgebiete des Ganges zu.

[2]) Sina, ältere Form für China.

[3]) Natürlich wieder dichterische Freiheit; die ersten Anfänge von Kalkutta stammen aus dem Jahre 1698.

kletterte auf einen Baum und schlief da, damit er vor den wilden Tieren sicher wäre. Denn diese Art Nachtlager wußte er sich sehr gut zu bereiten. Als der Morgen anbrach, sah er ein Wasser schimmern und erkannte, daß er wieder an dem Ganges war. Es war ihm aber wundersam um das Herz und deuchte ihm fast, als habe er diese Bäume und diese Wiesen schon einmal gesehen; als er aber fürbaß ging und weiterhin ein kleines, mit Rohr gedecktes Häuschen und ein grünes Gärtchen daneben erblickte, traten ihm unwillkürlich Tränen in die Augen. Er wußte aber nicht, was ihm geschah, noch warum ihm so geschah; denn die zarten Erinnerungen seiner Kindheit kamen wieder, sie standen aber nicht deutlich vor seiner Seele, sondern ihm war, wie Menschen im Traum zu sein pflegt. Als er aber an das Häuschen kam, da schloß der Schlüssel seiner Seele ihm die Verborgenheit auf; er rief mehr als einmal „o Paiwuzzo! Paiwuzzo!“ und heiße Tränen rollten ihm über die Wangen; denn er sah das Kammerfensterchen wieder, und die Rebenranken grünten noch, worin das Vögelein sein Nest gehabt hatte, und der alte Palmbaum stand noch da vor der Gartentüre, worunter das Kind so oft gespielt hatte, wann die Sonne zu heiß brannte. Unterdessen war eine Frau mit schneeweißem Kopfe zu ihm getreten und staunte ihn an; er aber erkannte sie sogleich, daß sie seine Muttter war, und fiel ihr um den Hals und küßte sie und weinte sehr, und dann sagte er: „Ich bin Paiwai, dein verlorener Sohn, der nun Paiwuzzo heißt!“ Und sie wollte es nicht glauben. Als er ihr aber alle seine wundersamen Geschichten erzählte, da glaubte sie es gern und freuete sich, daß sie ihren Sohn wieder gefunden hatte. Die alte Frau wohnte jetzt einsam in dem Hause, denn ihr Mann war vor zwei Jahren gestorben. Und nach langer trauriger

Zeit fielen wieder Freudenstrahlen in ihre Seele, daß der geliebte Sohn wieder gekommen war, und als ein großer und vornehmer Herr.

Paiwuzzo schied jetzt von seiner Mutter und kam wieder zu seinen Jagdgenossen und fuhr mit ihnen nach Kalkutta. Da nahm er sein Gemahl mit sich und führte sie zu seiner Mutter, daß sie die alte Frau erfreute. Und er ließ sich ein prächtiges Schloß bauen neben dem Häuschen und dem Hain, worin er als Kind gespielt hatte, und wohnte darin den ganzen Sommer und kam jeden Sommer wieder und pflegte seine alte Mutter, die in ihrem stillen Rohrhäuschen blieb bis an ihr Ende. Und als der Kaiser, sein Schwäher, gestorben war, ward Paiwuzzo Kaiser über ganz Indien und führte ein gerechtes und gewaltiges Regiment, also daß in langer Zeit kein so großer und glücklicher Kaiser geherrscht hatte. Und er zeugte Söhne und Töchter mit seinem teuren Gemahl, und es sind viele große Kaiser und Könige von ihm entsprungen, und seine Urenkel herrschen noch in vielen Landen Asiens bis auf diesen Tag. Gott aber hat diesen Sohn des Webers zum Kaiser gemacht, damit er den Menschen zuweilen durch große Zeichen zeige, daß Tugend besser ist als Geburt, und daß er die Kleinen groß und die Großen klein machen kann, wenn es ihm gefällt.

7.

Die neun Berge bei Rambin.

In der westlichen Spitze der Insel Rügen in der Ostsee an der Feldscheide der Dörfer Rodenkirchen nnd Götemitz, etwa eine Viertelmeile von dem Kirchdorfe Rambin, liegen auf flachem Felde neun kleine Hügel oder Hünengräber, welche gewöhnlich die neun Berge oder die neun Berge bei Rambin genannt werden und von welchen das Volk allerlei Märchen erzählt. Diese entstanden weiland durch die Kühnheit eines Riesen, und seitdem die Riesen tot sind, treiben die Zwerge darin ihr Wesen.

Vor langer Zeit lebte auf Rügen ein gewaltiger Riese (ich glaube, er hieß Balderich), den verdroß es, daß das Land eine Insel war und daß er immer durch das Meer waten mußte, wenn er nach Pommern auf das feste Land wollte. Er ließ sich also eine ungeheure Schürze machen, band sie um seine Hüften und füllte sie mit Erde; denn er wollte sich einen Erddamm aufführen von der Insel bis zur Feste. Als er mit seiner Tracht bis über Rodenkirchen gekommen war, riß ein Loch in die Schürze, und aus der Erde, die herausfiel, wurden die neun Berge. Er stopfte das Loch zu und ging

weiter; aber als er bis Gustow gekommen war, riß wieder ein Loch in die Schürze, und es fielen dreizehn kleine Berge heraus. Mit der noch übrigen Erde ging er ans Meer und goß sie hinein. Da ward der Prosnitzer Haken und die niedliche Halbinsel Drigge. Aber es blieb noch ein schmaler Zwischenraum zwischen Rügen und Pommern, und der Riese ärgerte sich darüber so sehr, daß er plötzlich von einem Schlagfluß hinstürzte und starb. Und so ist denn sein Damm leider nie fertig geworden. Von demselben Riesen Balderich erzählt man ein Kraftstück, das er bei Putbus bewiesen hat. Er hatte schon mehrmals mit Ärger gesehen, daß dem Christengotte zu Vilmnitz, eine halbe Meile von Putbus, eine Kirche erbaut ward, und da hat er bei sich gesprochen: „Laß die Würmer ihren Ameisenhaufen nur aufbauen; den werfe ich nieder, wann er fertig ist.“ Als nun die Kirche fertig und der Turm aufgeführt war, nahm der Riese einen gewaltigen Stein, stellte sich auf dem Putbusser Tannenberge hin und schleuderte ihn mit so ungeheuerer Gewalt, daß der Stein wohl eine Viertelmeile über die Kirche wegflog und bei Nadelitz niederfiel, wo er noch diesen Tag liegt am Wege, wo man nach Posewald fährt, und der Riesenstein genannt wird.

In den neun Bergen bei Rambin wohnen nun die Zwerge und die kleinen Unterirdischen und tanzen des Nachts in den Büschen und Feldern herum und führen ihre Reigen und ihre Musiken auf im mitternächtlichen Mondschein, besonders in der schönen und lustigen Sommerzeit und im Lenze, wo alles in Blüte steht; denn nichts lieben die kleinen Menschen mehr als die Blumen und die Blumenzeit. Sie haben auch viele schöne Knaben und Mädchen bei sich; diese aber lassen sie nicht heraus, sondern behalten sie unter der Erde in den Bergen, denn sie haben die meisten gestohlen

oder durch einen glücklichen Zufall erwischt und fürchten, daß sie ihnen wieder weglaufen möchten. Denn vormals haben sich viele Kinder des Abends und Morgens locken lassen von der süßen Musik und dem Gesange, der durch die Büsche klingt, und sind hingelaufen und haben zugehorcht; denn sie meinten, es seien kleine singende Waldvögelein, die mit solcher Lustigkeit musizierten und Gott lobeten — und dabei sind sie gefangen worden von den Zwergen, die sie mit in den Berg hinab genommen, daß sie ihnen dort als Diener und Dienerinnen aufwarteten. Seitdem die Menschen nun wissen, daß es da so hergeht und nicht recht geheuer ist, hüten sie sich mehr und geht keiner dahin. Doch verschwindet von Zeit zu Zeit noch manches unschuldige Kind, und die Leute sagen dann wohl, es hab's einer der Zwerge mitgenommen; und oft ist es auch wohl durch die Künste der kleinen braunen Männer eingefangen und muß da unten sitzen und dienen und kann nicht wieder kommen. Das ist aber ein uraltes Gesetz, das bei den Unterirdischen gilt, daß sie je alle fünfzig Jahre wieder an das Licht lassen müssen, was sie eingefangen haben. Und das ist gut für die, welche so gefangen sitzen und da unten den kleinen Leuten dienen müssen, daß ihnen diese Jahre nicht gerechnet werden und daß keiner da älter werden kann als zwanzig Jahre, und wenn er volle fünfzig Jahre in den Bergen gesessen hätte. Und es kommen auf die Weise alle, die wieder herauskommen, jung und schön heraus. Auch haben die meisten Menschen, die bei ihnen gewesen sind, nachher auf der Erde viel Glück gehabt: entweder daß sie da unten so klug und witzig und anschlägisch werden, oder daß die kleinen Leute, wie einige erzählen, ihnen unsichtbar bei der Arbeit helfen und Gold und Silber zutragen.

Die Unterirdischen, welche in den neun Bergen wohnen,

gehören zu den braunen,[1]) und die sind nicht schlimm; aber in zwei Bergen wohnen von den weißen, und das sind die freundlichsten und schönsten von den kleinen Leuten, die nichts Arges im Herzen haben, sondern den Menschen alles Gute gönnen und tun. Es giebt aber auch schwarze, das sind Tausendkünstler und Kunstschmiede, geschickt und fertig in allerlei Werk, aber auch arge Zauberer und Hexenmeister, voll Schalkheit und Trug, und ist ihnen nicht zu trauen. Solche wohnen hier aber gar nicht.

Nun will ich ein paar Geschichten erzählen von diesen neun Bergen, die sich vor alters begeben haben und die unser alter Statthalter[2]) zu Grabitz Hinrich Vierk mir in meinen Knabenjahren oft erzählt hat und die ich von vielen andern seiner Geschichten noch behalten habe. Hinrich Vierk war eines Bauers Sohn aus Giesendorf und wußte sehr viele Märchen und Gespenstergeschichten von den Unterirdischen und von goldenen Bechern und silbernen Schalen und gläsernen Schuhen, die durch sie auf die Welt gekommen seien, und von schwarzen und braunen Mützen, die sie verloren hätten und womit die Menschen das Glück herbeizaubern könnten. Was ich also nun erzähle, das erzählt eigentlich Hinrich Vierk.

In Rambin lebte einst ein Arbeitsmann, der hieß Jakob Dietrich, ein Mann schlecht und recht und gottesfürchtig und der auch eine gute und gottesfürchtige Frau hatte. Die beiden Eheleute besaßen dort ein Häuschen und ein Gärtchen und nährten sich redlich von der Arbeit ihrer Hände; denn andere Künste kannten sie nicht. Sie hatten viele liebe Kinder,

---

[1]) Berggeister erscheinen oft in brauner Tracht. Sonst sind im altgermanischen Volksglauben nur die weißen (Lichtalfen) und die schwarzen (Schwarzalfen) begründet.

[2]) Statthalter = Verwalter, Meier.

von welchen das jüngste, Johann Dietrich genannt, ihnen fast das liebste war. Denn es war ein schöner und munterer Junge, aufgeweckt und quick,[1]) fleißig in der Schule und gehorsam zu Hause, und behielt alle Lehren und Geschichten sehr gut, welche die Eltern ihm vorsagten. Auch von vielen andern Leuten lernte er und hielt jeden fest, der Geschichten wußte, und ließ ihn nicht eher los, als bis er sie erzählt hatte.

Johann war acht Jahre alt geworden und lebte den Sommer bei seines Vaters Bruder, der Bauer in Rodenkirchen war, und mußte nebst andern Knaben Kühe hüten, die sie ins Feld gegen die neun Berge hinaustrieben, wo damals noch viel mehr Wald war als jetzt. Da war ein alter Kuhhirt aus Rodenkirchen Klas Starkwolt genannt, der gesellte sich oft zu den Knaben, und sie trieben die Herden zusammen und setzten sich hin und erzählten Geschichten. Der alte Klas wußte viele und erzählte sie sehr lebendig; er ward bald Johann Dietrichs liebster Freund. Besonders aber wußte er viele Märchen von den neun Bergen und von den Unterirdischen aus der allerfrühesten Zeit, als die Riesen im Lande untergegangen und die Kleinen in die Berge gekommen waren, und Johann hörte sie immer mit dem innigsten Wohlgefallen und plagte den alten Mann jeden Tag um neue Geschichten, obgleich ihm dieser das Herz zuweilen so in Flammen setzte, daß er des Abends spät und des Morgens früh, wenn er hier zuweilen heraus mußte, mit sausendem Haar über das Feld hinstrich, als hätte er alle Unterirdischen als Jäger hinter sich gehabt, die ihn fangen wollten. Der kleine Johann hatte sich so vertieft und verliebt in diese Märchen, daß er nichts

---

[1]) quick eigentlich = lebendig (vgl. Quickborn, Queckholder, Quecksilber, Quecken), dann = lebhaft, munter.

anders sah und hörte, von nichts anderm sprach und fabelte als von goldenen Bechern und Kronen, gläsernen Schuhen, Taschen voll Dukaten, goldenen Ringen, diamantenen Kränzen, schneeweißen Bräuten und klingenden Hochzeiten. Wenn er nun so ganz darin war und in kindischer Freude aufjauchzete und umhersprang, dann pflegte der alte Starkwolt wohl den Kopf zu schütteln und ihm zuzurufen: „Johann! Johann! Wo willst du hin? Spaten und Sense, das sind dein Scepter und deine Krone, und deine Braut wird ein Kränzel von Rosmarin und einen bunten Rock von Drell tragen." Johann ließ sich das aber nicht anfechten und träumte immer lustig fort. Und obwohl er herzlich graulich[1]) war und in der Dunkelheit um alles in der Welt nicht über den Kirchhof gegangen wäre, hatte er sich das Leben da in dem Berge und die Schätze und die Herrlichkeiten so ausgemalt, daß ihn fast gelüstete, einmal hinabzusteigen; denn der alte Klas hatte es gesagt, wie man es anfangen müsse, damit man da unten Herr werde und nicht Diener und damit sie einen nicht fünfzig Jahre festhalten und die Becher spülen und das Estrich[2]) kehren lassen könnten. Wer nämlich so klug oder so glücklich sei, die Mütze eines Unterirdischen zu finden oder zu erhaschen, der könne sicher hinabsteigen, dem dürfen sie nichts tun noch befehlen, sondern müssen ihm dienen, wie er wolle, und derjenige Unterirdische, dem die Mütze gehöre, müsse sein Diener sein und ihm schaffen, was er wolle. Das hatte Johann sich hinters Ohr geschrieben und seinen Teil dabei gedacht; ja, er hatte wohl hinzugesetzt, so etwas unterstehe er sich auch wohl zu wagen. Die Leute glaubten ihm das aber nicht,

---

[1]) d. h. leicht Grauen empfand, sich leicht fürchtete.

[2]) Estrich (meist masc.) = mit Steinen gepflasterter oder (eigentlich) aus festgestampftem Lehm bestehender Fußboden.

sondern lachten ihn aus; und doch hat er es getan, und sie haben genug geweint, als er nicht wieder gekommen ist.

Es war nun die Zeit des Johannisfestes, wo die Tage am längsten und die Nächte am kürzesten und wo die Jahreszeit am schönsten ist. Die Alten und die Kinder hatten die Festtage fröhlich gelebt und gespielt und allerlei Geschichten erzählt; da konnte Johann sich nicht länger halten, sondern den Tag nach Johannis schlich er sich heimlich weg, und als es dunkel ward, legte er sich auf dem Gipfel des höchsten der neun Berge hin, wo die Unterirdischen, wie Klas ihm erzählt, ihren vornehmsten Tanzplatz hatten. Und wahrlich, er legte sich nicht ohne Angst hin, und hätte er nicht einmal da gelegen, vielleicht wäre nimmer was daraus geworden; denn sein Herz schlug ihm wie ein Hammer, und sein Atem ging wie ein frischer Wind. So lauschte er in Furcht und Hoffnung von zehn Uhr Abends bis zwölf Uhr Mitternacht. Und als es zwölf schlug, sieh, da fing es an zu klingen und zu singen in den Bergen; und bald wispelte und lispelte und pfiff und säuselte es um ihn her; denn die kleinen Leute dreheten sich jetzt in Tänzen rund, und andere spielten und tummelten sich im Mondschein und machten tausend lustige Schwänke und Possen. Ihn überlief bei diesem Gewispel und Gesäusel ein geheimer Schauder (denn sehen konnte er nichts von ihnen, da ihre Mützchen, die sie tragen, sie unsichtbar machen); er aber lag ganz still, das Gesicht ins Gras gedrückt[1]) und die Augen fest zugeschlossen und leise schnarchend, als schliefe er. Doch konnte er es nicht lassen, zuweilen ein wenig um-

[1]) So muß man auch, wenn die wilde Jagd kommt, sich aufs Angesicht werfen, denn sonst wird man leicht mitgeführt. Die Johanniszeit ist die Zeit der höchsten Triebkraft in der Natur und der völligen Entfesselung alles Übernatürlichen.

her zu blinzeln, damit er etwa seinen Vorteil ersähe, einen der kleinen Leute finge und ein Herr würde, denn dazu hatte er gar große Lust; aber wie heller Mondschein es auch war, er konnte auch nicht das geringste von ihnen erblicken.

Und siehe, es währte nicht lange, so kamen drei der Unterirdischen dahergesprungen, wo er lag, gaben aber nicht acht auf ihn, warfen ihre braunen Mützchen in die Luft und fingen sie einander ab. Da riß der eine dem andern in Schalkheit die Mütze aus der Hand und warf sie weg. Und die Mütze flog dem Johann gerade auf den Kopf, und er fühlte sie, griff zu und richtete sich sogleich auf und ließ Schlaf Schlaf sein. Er schwang mit Freuden seine Mütze, daß das silberne Glöcklein daran klingelte, und setzte sie sich dann auf den Kopf, und (o Wunder) in demselben Augenblicke sahe[1]) er das zahllose und lustige Gewimmel der kleinen Leute, und sie waren ihm nicht mehr unsichtbar. Die drei kleinen Männer kamen listig herbei und wollten mit Behendigkeit die Mütze wieder gewinnen; er aber hielt seine Beute fest, und sie sahen wohl, daß sie auf diese Weise nichts von ihm gewinnen würden; denn Johann war ein Riese gegen sie an Größe und Stärke, und sie reichten ihm kaum bis ans Knie. Da kam derjenige, dem die Mütze gehörte, und trat ganz demütig vor dem Finder hin und bat flehentlich, als hange sein Leben dran, ihm die Mütze wiederzugeben. Johann aber antwortete ihm: „Nein, du kleiner schlauer Schelm, die Mütze bekommst du nicht wieder; das ist nichts, was man für ein Butterbrot weggiebt! Ich wäre schlimm daran mit euch, wenn ich nichts von euch hätte; jetzt aber habt ihr kein Recht an mir, sondern

---

[1]) Das aus der Lutherschen Bibelübersetzung bekannte falsche e in der 3. Pers. Sing. Prät. ist mitteldeutsch.

müßt mir, was ich nur will, zu Gefallen tun. Und ich will mit euch hinabfahren und sehen, wie ihr es da unten treibt; du aber sollst mein Diener sein, denn du mußt wohl. Das weiß ich so gut als ihr, daß es nicht anders sein kann, denn Klas Starkwolt hat mir es alles erzählt.“ Der kleine Mensch aber gebärdete sich, als ob er dies alles nicht gehört noch verstanden hätte; er fing seine Quälerei und Winselei und Plinselei[1]) wieder von vorn an, klagte und jammerte und heulte erbärmlich um sein verlornes Mützchen; aber als Johann ihm kurzweg sagte: „Es bleibt dabei, du bist der Diener, und ich will eine Fahrt mit euch machen,“ da fand er sich endlich drein, zumal da auch die andern ihm zuredeten, daß es so sein müsse. Johann aber warf seinen schlechten Hut nun weg und setzte sich die Mütze an seiner Stelle auf und befestigte sie wohl auf seinem Kopfe, damit sie ihm nicht abgleiten oder abfliegen könnte; denn in ihr trug er die Herrschaft.

Und er versuchte es sogleich und befahl seinem neuen Diener, ihm Speise und Trank zu bringen, denn ihn hungerte. Und der Diener lief wie der Wind davon, und in einem Hui war er wieder da und trug Wein in Flaschen herbei und Brot und köstliche Früchte. Und Johann aß und trank und sah dem Spiele und den Tänzen der Kleinen zu, und es gefiel ihm sehr wohl. Und er führte sich in allen Dingen mit ihnen beherzt und klug auf, als wäre er ein geborner Herr gewesen.

Und als der Hahn seinen dritten Krei getan hatte und die kleinen Lerchen in der Luft die ersten Wirbel anschlugen

---

[1]) Plinsen (Plinzen) eigentlich so weinen, daß Einem die Augen feucht schimmern.

und das junge Licht in einzelnen weißen Streifen im Osten aufdämmerte, da ging es husch husch husch durch die Büsche und Blumen und Halme fort, und die Berge klangen wieder und taten sich auf, und die kleinen Menschen fuhren hinab, und Johann gab wohl acht auf alles und fand es wirklich so, wie sie ihm erzählt hatten. Siehe, auf dem Wipfel der Berge, wo sie eben noch getanzt hatten und wo alles eben voll Gras und Blumen stand, wie die Menschen es bei Tage sehen, hob sich, als es zum Abzuge blies, plötzlich eine glänzende gläserne Spitze hervor; auf diese trat, wer hinein wollte, sie öffnete sich, und er glitt sanft hinab, und sie tat sich wieder hinter ihm zu; als sie aber alle hinein waren, verschwand sie und war auch keine Spur mehr von ihr zu sehen. Die aber durch die gläserne Spitze fielen, sanken gar sanfte in eine weite silberne Tonne, die sie alle aufnahm und wohl tausend solcher Leutlein beherbergen konnte. In eine solche fiel auch Johann mit seinem Diener und mit mehreren hinab, und sie alle schrieen und baten ihn, daß er sie nicht treten möge, denn sie wären des Todes gewesen von seiner Last. Er aber hütete sich und war sehr freundlich gegen sie. Es gingen aber mehrere solcher Tonnen neben einander hin immer hinauf und hinab, bis alle hinunter waren. Sie hingen an langen silbernen Ketten, die unten gezogen und gehalten wurden.

Johann erstaunte beim Hinabfahren über den wunderbaren Glanz der Wände, zwischen welchen das Tönnchen fortglitt. Es war alles wie mit Perlen und Diamanten besetzt, so blitzte und funkelte es; unter sich aber hörte er die lieblichste Musik aus der Ferne klingen. So ward er auf das anmutigste hinabgewiegt, daß er nicht wußte, wie ihm geschah, und vor lauter Lust in einen tiefen Schlaf fiel.

Er mochte wohl lange geschlafen haben. Als er er-

wachte, fand er sich in dem allerweichsten und allernettesten Bette, wie er es in seines Vaters Hause nimmer gesehen hatte, und dieses Bett stand in dem allerniedlichsten Zimmer; vor ihm aber stand sein kleiner Brauner mit dem Fliegenwedel in der Hand, womit er Mücken und Fliegen abwehrte, daß sie seines Herrn Schlummer nicht stören konnten. Johann tat kaum die Augen auf, so brachte der kleine Diener ihm schon das Handtuch und das Waschwasser und hielt ihm zugleich die nettesten neuen Kleider zum Anziehen hin, aus brauner Seide sehr niedlich gemacht, und ein paar neue schwarze Schuh mit roten Bandschleifchen, wie Johann sie in Rambin und Rodenkirchen nie gesehen hatte; auch standen dort einige Paare der niedlichsten und glänzendsten gläsernen Schuhe, die nur bei großen Festlichkeiten gebraucht zu werden pflegen. Es gefiel dem kleinen Knaben sehr, daß er so leichte und saubere Kleider tragen sollte, und er ließ sie sich gern anziehen. Und als Johann angekleidet war, flugs flog der Diener fort und war geschwind wie der Blitz wieder da. Er trug aber auf einer goldenen Schüssel eine Flasche süßen Wein und ein Töpfchen Milch und schönes Weißbrot und Früchte und andere köstliche Speisen, wie kleine Knaben sie gern essen. Und Johann sah immer mehr, daß Klas Starkwolt, der alte Kuhhirt, es wohl gewußt habe; denn so herrlich und prächtig, als er hier alles fand, hatte er es sich doch nicht geträumt. Auch war sein Diener der allergehorsamste und tat alles von selbst, was er ihm nur an den Augen absehen konnte. Der Worte bedurfte es nie, sondern nur leichter Blicke und Winke; denn er war klug wie ein Bienchen, wie alle diese kleinen Leute von Natur sind.

Und nun muß ich Johanns Zimmer beschreiben. Sein Bettchen war schneeweiß mit den weichsten Polstern und mit

den weißesten Laken überzogen, mit Kissen aus Atlas und einer solchen gesteppten Decke. Ein Königssohn hätte darin schlafen können. Neben und vor diesem Bette standen die niedlichsten Stühle, auf das netteste gearbeitet und mit allerlei bunten Vögeln und Tieren verziert, welche kunstreiche Hände eingeschnitten hatten; einige waren auch von edlen Steinen bunt eingelegt. An den Wänden standen weiße Marmortische und ein paar kleinere aus grünen Smaragden, und zwei blanke Spiegel glänzten an den beiden Enden des Zimmers, deren Rahmen mit blitzenden Edelgesteinen eingefaßt waren. Die Wände des Zimmers waren mit grünen Smaragden getäfelt, und hatte einen solchen Glanz nie ein Mensch auf Erden gesehen und wird ihn auch keiner dort sehen, auch nicht in des größten Kaisers Hause. Und in solchem Zimmer wohnte nun der kleine Johann Dietrich, eines Tagelöhners aus Rambin Sohn, daß man wohl sagen mag: das Glück fängt, wem es von Gott beschert ist. Hier unter der Erde sah man nun freilich nie Sonne, Mond und Sterne leuchten, und das schien allerdings ein großer Fehler zu sein. Aber sie brauchten hier solche Lichter nicht, auch bedurften sie weder der Wachslichter noch der Talglichter noch der Kerzen und Öllampen und Laternen; sie hatten andern Lichtes genug. Denn die Unterirdischen wohnen recht eigentlich mitten unter den Edelgesteinen und sind die Meister des reinsten Silbers und Goldes, das in der Erde wächst, und sie haben die Kunst wohl gelernt, wie sie es hell bei sich haben können bei Tage und bei Nacht. Eigentlich muß man hier von Tag und Nacht nicht reden, denn die unterscheiden sie hier unten nicht, weil keine Sonne hier auf und unter geht, welche die Scheidung macht, sondern sie rechnen hier nur nach Wochen. Sie setzen[1]) aber ihre

[1]) aussetzen = auslegen, verzieren.

Wohnungen und die Wege und Gänge, welche sie unter der Erde durchwandeln, und die Orte, wo sie ihre großen Säle haben und ihre Reigen und Feste halten, mit den allerkostbarsten Edelgesteinen aus, daß es funkelt, als wäre es der ewige Tag. Einen solchen Stein hatte der kleine Johann auch in seinem Zimmer. Das war ein auserlesener Diamant, ganz rund und wohl so groß als eine Kugel, womit man Kegel zu werfen pflegt. Dieser war oben in der Decke des Zimmers befestigt und leuchtete so hell, daß er keiner andern Lampen und Lichter bedurfte.

Als Johann Frühstück gegessen hatte, öffnete der Diener ein Türchen in der Wand, und Johanns Augen fielen hinein, und er sah die zierlichsten goldenen und silbernen Becher und Schalen und Gefäße und viele Körbchen voll Dukaten und Kästchen voll Kleinodien und kostbarer Steine. Auch waren da viele liebliche Bilder und die allersaubersten Märchenbücher mit Bildern, die er in seinem Leben gesehen hatte. Und er wollte diesen Vormittag gar nicht ausgehen, sondern betastete und besah sich alles und blätterte und las in den schönen Bilderbüchern und Märchenbüchern.

Und als es Mittag geworden, da klang eine helle Glocke, und der Diener rief: „Herr, willst du allein essen oder in der großen Gesellschaft?" Und Johann antwortete: „In der großen Gesellschaft." Und der Diener führte ihn hinaus. Johann sah aber nichts als einzelne kleine Männer und Frauen, die ihm aus Felsritzen und Steinklüften herauszuschlüpfen schienen, und er verwunderte sich, woher die Glocke klänge, und sprach zu dem Diener: „Aber wo ist denn die Gesellschaft?" Und als er noch fragte, so öffnete sich die Halle, worin sie gingen, zu einer großen Weite und ward ein unendlicher Saal, über welchen eine weite, gewölbte und mit Edelsteinen und Diamanten

geschmückte Decke gezogen war. Und in demselben Augenblick sah er auch ein unendliches Gewimmel von zierlich gekleideten kleinen Männern und Frauen durch viele geöffnete Türen hineinströmen, und tat sich der Boden an vielen Stellen auf, und die niedlichsten, mit den köstlichsten Gefäßen und schmackhaftesten Speisen und Früchten und Weinen besetzten Tische stellten sich an einander hin, und die Stühle und Polster reiheten sich von selbst um die Tische, und die Männer und Frauen nahmen Platz. Und die Vornehmsten des kleinen Völkchens kamen und verneigten sich vor Johann und führten ihn mit sich an ihren Tisch und setzten ihn zwischen ihre schönsten Jungfrauen, daß er seine Lust hatte, mit den lieblichen Kindern zu sein, und es ihm da über die Maßen wohl gefiel. Es war auch eine sehr fröhliche Tafel, denn die Unterirdischen sind ein sehr lebendiges und lustiges Völkchen und können nicht lange still sein. Dazu klang die allerlieblichste Musik aus den Lüften, und die buntesten Vögel flogen umher und sangen in gar anmutigen Tönen, die einem die Seele aus der Brust holen konnten. Es waren aber keine lebendige Vögel, die da sangen, sondern künstliche Vögel und künstliche Töne und von den kleinen Männern so sinnreich gemacht, daß sie fliegen und singen konnten. Und Johann erstaunte und entsetzte[1]) sich sehr über alle die Wunder, die er sah, und freuete sich gewaltig. Die Diener und Dienerinnen aber, welche bei Tische aufwarteten und Blumen streuten und die Flur mit Rosenöl und andern Düften besprengten und die goldenen Schalen und Becher herumtrugen und die silbernen und krystallenen Körbe mit Früchten, waren Kinder der Menschen

[1]) Sich entsetzen = (ohne den Nebenbegriff des Schreckens) sich im höchsten Grade verwundern, außer sich geraten.

da droben, welche aus Neugier oder von ungefähr unter die Kleinen geraten und hier hinabgestiegen waren, ohne sich vorher eines Pfandes zu bemeistern, und die also in die Gewalt der Kleinen gekommen waren, oder die sich nächtlich und mitternächtlich unter ihre Sternenspiele[1]) auf dem gläsernen Berge verirrt hatten. Diese waren anders gekleidet als sie. Die Knaben und die Mädchen waren in schneeweiße Röckchen und Jäckchen gekleidet und trugen feine gläserne Schuh, daß man ihren Tritt hören konnte, und blaue Mützchen auf dem Kopfe; ihre Leibchen aber hatten sie mit silbernen Gürteln umgürtet. Das war die Tracht der Diener und Dienerinnen. Den kleinen Johann jammerten sie anfangs wohl, als er sie sah, wie sie springen und den Unterirdischen aufwarten mußten; aber weil sie munter aussahen und fein gekleidet waren und rosenrote Wangen hatten, so dachte er: „Nun, es geht ihnen doch so schlimm nicht, und ich habe es noch lange so gut nicht gehabt, als ich hinter den Kühen und Ochsen laufen mußte. Ich bin nun freilich ein Herr hier, und sie müssen als Diener laufen. Das kann aber nicht anders sein: warum haben sie sich auch so dumm fangen lassen und sich vorher kein Zeichen genommen? Es muß doch die Zeit kommen, wo sie einmal erlöst werden, und länger als fünfzig Jahre werden sie hier gewiß nicht bleiben." Damit tröstete er sich und spielte und scherzte mit seinen kleinen Gesellinnen und aß und trank in Freuden und ließ sich von seinem Diener und von den andern allerlei unterirdische Geschichten erzählen; denn er wollte alles genau wissen.

So saßen sie ungefähr zwei Stunden lustig beisammen und aßen und tranken und horchten auf die liebliche Musik,

---

[1]) D. h. Spiele beim Sternscheine.

die aus den Lüften erklang. Da klingelte der Vornehmste mit einem Glöckchen, und in einem Hui versanken die Tische und die Stühle wieder, und alle Männer und Frauen und Jünglinge und Jungfrauen standen da wieder auf den Füßen. Und wieder ein zweiter Klang mit einem zweiten Glöckchen, und wo eben die Tafeln gestanden, erhoben sich grüne Orangen- und Palmen und Lorbeerbäume mit Blüten und Früchten, und andere, lustigere und klangreichere Vögel, als die vorher durch die Luft geflattert hatten, saßen in ihren Zweigen und sangen. Und sie sangen alle wie in Einer Weise und in Einem Maße, und Johann sah bald, woher dies kam; denn am Ende des Saales hoch oben an der Decke saß in einer hohlen Wand ein eisgrauer Greis und gab den Ton an, nach welchem sie singen mußten. Sie nannten ihn ihren großen Ballmeister. Er war aber so ernst, als er weise war, und verschwiegen wie die graue Zeit und sprach nie ein Sterbenswort, da die andern alle wohl oft zu viel plapperten und schwätzelten.

Der alte Eisgraue droben strich nun die Geige zum Tanze, und alle die bunten Vögel klangen den Strich nach. Es war aber ein recht fliegender Strich, denn ihr Tanz geht immer äußerst geschwind und lebendig. Als nun der Reigen angeklungen war, siehe, da bewegten sich die leichten und fröhlichen Scharen und sprangen und hüpften und drehten sich, als wenn die Welt im Wirbel aus einander fliegen sollte. Und die kleinen hübschen und feinen unterirdischen Dirnen, die sie neben Johann gesetzt hatten, faßten ihn auch und drehten ihn mit rund. Und er ließ es gern geschehen und tanzte mit ihnen rund wohl zwei Stunden lang. Und diesen lustigen Tanz hat er jeden Nachmittag mitgehalten, solange er da unten geblieben ist, und in seinem spätesten

Alter noch immer mit vielem Vergnügen davon erzählt. Er pflegte dann zu sagen: die himmlische Freude und der Gesang und das Saitenspiel der Engel, welche die Seligen im Himmel einst zu hoffen hätten, mögen wohl überschwänglich schön sein; er aber könne sich nichts Schöneres und Lieblicheres denken als die Musik dieses unterirdischen Reigens: die schönen und beseelten kleinen Menschen, die wunderbaren Vögel in den Zweigen mit den allerzauberischesten Tönen und die klingenden Silberglöckchen an den Mützen. Ein Mensch, der das nicht gesehen und gehört, könne sich gar keine Vorstellung davon machen.

Als die Musik schwieg und der Tanz geendigt war (das mochte wohl die Zeit sein, die wir vier Uhr nachmittag nennen), verschwand das kleine lustige Völkchen, die einen hiehin, die andern dahin, und jeder ging wieder an sein Werk und seine Lust. Des Abends ward nach dem Essen gewöhnlich eben so gejubelt und getanzt. Des Nachts aber schlüpften alle heraus aus den Bergen, besonders in schönen, sternhellen Nächten und wenn sie auf Erden etwas Besonderes zu tun hatten. Da ging aber der kleine Johann immer ruhig schlafen und hielt, wie es einem frommen christlichen Knaben geziemte, andächtig sein Abendgebet, und auch des Morgens vergaß er nie zu beten.

Doch nun muß ich noch mehr erzählen von den Unterirdischen, ehe ich weiter melde, wie es unserm kleinen Johann Dietrich da unten die folgenden Wochen und Jahre ergangen ist.

Daß solche kleine Unterirdische, die man mit vielen Namen auch wohl Braunchen, Weißchen, Elfen, Weißelfen, Schwarzelfen, Kobolde, Puke, Heinzlein, Trolle nennt, seit uralten Zeiten unter den Bergen und Hügeln wohnen und

ihre wunderbaren krystallenen und gläsernen Häuser haben, ist gewiß. Aber wie sie dahin gekommen sind und was es denn eigentlich für Geister sind, und wozu der liebe Gott sie eigentlich geschaffen hat, das hat uns bisher noch keiner sagen können. Sie sind wohl gleich den Seelen und Herzen der Menschen von sehr verschiedener Art, einige bös, andere gut, einige freundlich, andere neckisch; das wird aber von allen ohne Unterschied gesagt, daß sie sehr sinnreich und geschickt sind und die künstlichsten Werke und Geschmeide machen können, die ihnen kein Mensch nachmachen kann und die von den Menschen deswegen oft für Zauberwerk und Hexenwerk gehalten werden. Alles, was ich hier erzähle, hat Johann Dietrich mitgebracht und es seinen Freunden erzählt und seinen Kindern so hinterlassen. Von diesen haben es wieder andere gehört, und so hat sichs weiter erzählt bis diesen Tag.

Die Unterirdischen, zu welchen Johann hinabgestiegen war, gehörten zu den Braunen. Sie hatten auch kleine Schelmstreiche im Herzen, waren aber im ganzen doch gutmütiger und fröhlicher Art. Die Braunen hießen sie, weil sie braune Jäckchen und Röckchen trugen und braune Mützen auf dem Kopf mit silbernen Glöckchen; einige trugen schwarze Schuh mit roten Bändern, die meisten aber feine gläserne, und beim Tanze trugen sie alle keine anderen. Sie hatten ihre Häuschen in den Bergen; aber damit waren sie sehr geheim, und Johann Dietrich, solange er bei ihnen gewesen, hat keine einzige ihrer Kammern gesehen. Er und der Diener hatten ihre Kammer hart bei der Stelle, wo der herrliche Speise- und Tanzsaal immer kam und verschwand; er hat auch an vielen andern Stellen schöne Hallen und offene Plätze und liebliche Anger und Auen gesehen, aber nirgends Wohnungen, sondern die Kleinen waren immer nur einzeln

oder scharweise da, entweder daß sie tanzten, lustwandelten oder auch geschwind vorübergingen. Und wie sie aus den Steinen, worin sie wohnen, herauskamen und wieder hinschwanden, das hat er mit seinen Augen nie sehen können, wie sehr er auch oft darauf gelauscht hat; sondern sie kamen vor seinen Augen und verschwanden wie Blitze und Scheine. Einige kleine Dirnen aber, die ihn lieb hatten, haben ihm zugeflüstert: jeder habe sein eignes Häuschen tief im Gestein, ein liebliches, helles, gläsernes Häuschen; auch sei der ganze Berg durchsichtig von Anfang bis zu Ende und eigentlich rings mit Glas umwachsen; das sei aber seinen Augen zu sehen nicht möglich.

Von diesen kleinen Unterirdischen waren die größten kaum einer Elle lang und die Knaben und Mädchen also gar klein; aber sie waren von Gestalt und Gebärde freundlich und schön, mit hellen, lichten Augen und mit gar feinen und anmutigen Händchen und Füßchen. Und eben durch diese Lieblichkeit und Freundlichkeit haben sie manches Menschenkind verführt, daß es zu ihnen heruntergekommen ist ohne irgend ein Pfand und Zeichen und lange Jahre da hat bleiben und dienen müssen. Denn wenn man ein Pfand von ihnen hat, schadet es nichts, daß man mit in dem silbernen Tönnchen hinabsteigt, und sie müssen einen immer wieder herauslassen. Sie geben aber nicht gern ein Pfand. Das klügste und richtigste ist, daß man mit Listen ein Pfand von ihnen nimmt; denn da müssen sie einem dienen, da sie sonst gern herrschen wollen. Denn sie sind sehr herrschsüchtig, und das ist eigentlich ihr Hauptfehler; vorzüglich herrschen sie gern über die Menschen und bilden sich etwas darauf ein, weil die so viel stärker und größer sind, daß sie sie mit Listen zu ihren Dienern und Knechten machen. Das beste Pfand, das

man von ihnen gewinnen kann und wodurch man am meisten Macht über sie bekömmt, ist eine braune Mütze mit dem Glöckchen; sehr gut ist auch ein gläserner Schuh oder eine silberne Spange, womit sie ihren Leibgürtel zu schließen pflegen. Wer die hat, der hat aller Freuden Fülle bei ihnen und ist ein großer Gebieter.

Ob sie auch sterben[1]), das weiß man nicht, oder ob sie, wie einige erzählen, wann sie alt werden wollen, sich in Steine und Bäume verkriechen und so sich verwachsen und zu wundersamen Klängen, Ächzern und Seufzern werden, die sich zuweilen hören lassen, ohne daß man weiß, woher sie kommen, oder zu abenteuerlichen Knorren und verflochtenen Schlingen, wodurch die Hexen schlüpfen sollen, wann sie von dem wilden Jäger gejagt werden. Eine Leiche von ihnen hat keiner gesehen, und wenn man sie darnach gefragt hat, haben sie immer so geantwortet, als verständen sie das Wort gar nicht. Das ist gewiß, daß manche von ihnen über zweitausend Jahre alt sind. Da ist es denn kein Wunder, daß man so weise Leute unter ihnen findet.

Sie haben einen großen Vorteil voraus vor uns Menschenkindern, daß sie nicht nötig haben, für das tägliche Brot zu sorgen und zu arbeiten, denn Speise und Trank kommt ihnen von selber oder Gott weiß durch welche wundersame Kunst, und es fehlt nie Brot und Wein und Braten auf ihrem Tische. Auch sieht man dort unten, wo sie wohnen und wo hin und wieder auch weite Fluren und Felder sind, nirgends Korn wachsen oder Vieh weiden oder Wild laufen, sondern bloß das allerlustigste ist zum Genuß da, nämlich die schönsten Bäume und Reben, die mit den auserlesensten Früchten

[1]) Nach dem ältesten Volksglauben sind Alfen, Zwerge, Riesen zwar sterblich, aber nur durch gewaltsamen Tod.

und Trauben prangen; auch die lieblichsten Blumen in Menge, worauf so bunte Schmetterlinge flattern, als man in dem Lande der Sonne und des Mondes nimmer sieht, und die allerschönsten und schimmerndsten Vögel, die alle wie Paradiesvögel und wie der Vogel Phönix aussehen, wiegen sich in den Zweigen und singen süße Lieder. Anderes Lebendiges sieht man dort nicht, wenn man das nicht etwas Lebendiges nennen will, daß hie und da aus den Krystallwänden Quellen von Wein und Milch sich ergießen.

So scheint dies Völkchen denn sehr glücklich zu sein und bloß für die Freude und Lust geboren, und sie verstehen sich sehr wohl auf die Kunst, vergnügt zu sein und ihr Leben lustig zu gebrauchen. Doch muß man nicht glauben, daß sie nichts weiter tun als Tafel, Spiel und Tanz halten, dann in ihre Kammern schlüpfen und schlafen und etwa die Mitternächte über der Erde verspielen — nein, sie sind wohl die allerregsamsten und allerfleißigsten Wesen, die man je gesehen hat. Niemand versteht so gut als sie das Innere der Erde und die geheimen Kräfte der Natur und was in Bergen und Steinen und Metallen wächst und was in den Farben der Blumen und den Wurzeln der Bäume für Triebe lauschen. Denn ihre Sinne sind die allerklarsten und die allerfeinsten, viel feiner als des heitersten und hellesten Kindes, von Menschen geboren; denn auch unsere kleinen Kindlein haben wohl recht feine Sinne und Gedanken, welche die Erwachsenen nur nicht immer verstehen, weil diese meistens schon wieder durch Stein und Erde verhärtet und vergröbert sind. Die Unterirdischen haben viel Freude an Silber und Gold und edlen Steinen und machen die allerkünstlichsten Arbeiten daraus, sodaß die besten Meister hier oben erstaunen, wenn ein solches unterirdisches Werk hier mal gesehen wird. Deswegen

nennen viele sie auch wohl Hüter des Goldes und Silbers und meinen, daß sie von schlimmer Gier besessen und böse metallische Geister sind. Die meisten, die das sagen, tun ihnen aber unrecht, denn die weißen und braunen Unterirdischen sind wohl nicht so gierig. Sie verschenken ja so viel Schönes an die Menschenkinder; das würden sie aber nicht tun, wenn sie das Gold und die Edelsteine zu lieb hätten. Sie haben es nur lieb wegen des Glanzes, denn Glanz und Licht lieben sie über alles in der Welt. Die mit den schwarzen Jacken und Mützen sind aber wohl geizig und überhaupt von schlimmerer Natur als diese.

Wie die Unterirdischen des Nachts aus ihren gläsernen Bergen schlüpfen und im Mondschein und Sternenschein tanzen und sich erlustigen, habe ich schon erzählt. Sie können sich aber auch unsichtbar in die Häuser der Menschen schleichen; denn wenn sie ihre Mützen aufhaben, kann sie kein Mensch sehen, er habe denn selbst eine solche Mütze. Da sagen die Leute denn, daß sie allerlei Schalkereien treiben, die Kinder in den Wiegen vertauschen, ja gar wegstehlen und mitnehmen. Das ist aber gewiß nicht wahr von den Weißen und Braunen. Auch hat ihnen Gott über die Häuser und Wohnungen der Menschen keine Gewalt gegeben, solcherlei schlimme Schalkerei zu treiben. Sie kommen wohl in die Häuser der Menschen, sie können sich auch verwandeln, sodaß kein Schlüsselloch so klein ist, daß sie nicht hindurchschlüpfen; aber sie tun den Menschen nichts Böses, sondern wollen nur zuweilen sehen, was sie machen. Meistens bringen sie ihnen was Schönes mit, besonders den Kindern, die sie sehr lieb haben. Und wann die Kinder beim Spielen Dukaten oder goldene Ringe gefunden haben, wie das wohl zuweilen geschieht, und mit nach Hause bringen, oder wenn kleine zierliche Schuhe oder ein

neues Kleidchen oder grüne Kränzlein, wann sie erwachen, auf ihren Wiegen und Bettchen hangen, so haben das wohl nicht immer die himmlischen Englein getan, sondern oft auch die kleinen Unterirdischen. Das sagen aber viele Leute, die es wissen, daß sie oft unsichtbar um die Kinder sind und sie behüten, besonders damit sie nicht im Feuer und Wasser umkommen. Wenn sie ja jemand necken und schrecken, so sind es faule Knechte und schmutzige Mägde, die sie mit bösen Träumen ängstigen, als Alp[1]) drücken, als Flöhe stechen, als Hunde und Katzen ungesehen beißen und kratzen, oder es sind Diebe und Buhler, welchen sie, wenn sie des Nachts auf verbotenen Wegen schleichen, als Eulen in den Nacken stoßen oder die sie als Irrlichter in Sümpfe und Moräste locken oder gar ihren Verfolgern entgegen bringen. Aber das, denke ich, ist keine Sünde. Die Schwarzjacken aber sind bösartig und üben gern arge Tücken. Die dürfen aber den Häusern der Menschen nicht nahe kommen, auch überhaupt wenig auf der Erde sein, es sei denn in Wüsten und Einöden, wohin selten Menschen kommen. Sie kommen auch nicht zu den Menschen, außer wenn diese ihnen selbst die Gewalt über sich gegeben oder sich ihnen verpfändet und verschrieben haben. Denn darauf sinnen diese schwermütigen und grüblerischen Geister Tag und Nacht, wie sie arme Narren und listige Schelme verstricken und sich endlich an ihrer Not ergötzen mögen. Und diese Schwarzen sind auch nicht schön wie die andern Unterirdischen, sondern grundhäßlich, haben trübe und triefende Augen wie die Köhler und Grobschmiede, sind stumm und heimlich bei ihrer Arbeit, leben einsam und höchstens zu Zweien und Dreien und kennen keinen Tanz und Musik,

[1]) als Truden. Vgl. meine Abhandlung „Das Pferd im germanischen Volksglauben (Berlin 1900, Heyfelder.)

sondern nur Geheul und Gewimmer. Und wenn es in Wäldern und Sümpfen schreit wie eine Menge schreiender Kinder oder wie ein Haufe Katzen miauen und eine Schar Eulen kreischen und wehklagen würde — das sind ihre nächtlichen Versammlungen, das ist ihre Musik, das sind sie.

Doch haben die Menschen vor allen Unterirdischen ein Grauen, und das ist wohl natürlich. Denn dem Menschen ist das Licht angeboren und die Liebe zu allem Lichten und Hellen, und es schaudert ihm vor dem Dunklen und Verborgenen und vor allen geheimen Kräften, die unsichtbar umherschleichen und walten. Auch wissen sie ja, daß die Unterirdischen allenthalben sein und sich verwandeln und zaubern können. Freilich erzählt man viel mehr von ihren Zaubereien, als wahr ist; das meiste machen sie durch ihre Unsichtbarkeit und Künstlichkeit, wodurch sie so feine Arbeit als Spinnen und Wespen weben und wirken und den Menschen allerlei Gaukelei und Einbildung vormachen können. Und wenn sie ja viel zaubern, tun sie es mehr zur Freude und zum Spiel als zum Bösen. Die Schwarzen aber können auch hexen und sind schlimme Hexenmeister, und wenn die sich verwandeln, sind sie die scheußlichsten Tiere und Gewürme, Bären, Wölfe, Hyänen, Tiger, Katzen, Schlangen, Kröten, Skorpionen, Krähen und Eulen; und wehe den armen Menschen, die sich mit ihnen eingelassen haben! Denn von ihnen muß man dreifache Pfänder nehmen, und auch der Klügste wird von ihnen betrogen, wenn er nicht kurzen Kauf mit ihnen hält. Daß diese Hexenkappen und Nebelkappen weben, womit man sich unsichtbar machen und in einem Hui über Land und Meer fahren kann, das ist wahr. Dem Doktor Faust haben sie seinen Mantel gemacht, womit er in einer Sekunde von Straßburg nach Rom und von Mainz nach Paris gefahren ist. Aber wie ist es diesem armen Doktor

Faust auch ergangen! Er ist mit diesen schwarzen Künstlern, weil er zu weise werden wollte, ein Schwarzkünstler geworden und endlich zu dem Allerschwärzesten gefahren. Die Schwarzen machen auch Zauberwaffen, Harnische, die gegen Stahl und Hieb fest sind, Degen, die nie Scharten bekommen können und vor welchen kein Helm und Panzer aushält, dünne Kettenhemde leicht wie Spinnweben, wodurch keine Kugel dringt. Der Gebrauch derselben ist aber sehr abgekommen, seit die meisten Menschen Christen sind, und war mehr in der heidnischen Zeit. Das ist einmal wahr, künstliche Schmiede und Waffenschmiede sind sie und wissen eine Härtung und zugleich eine Schmeidigung des Stahls, die ihnen kein irdischer Schmied nachmachen kann; denn ihre Klingen sind zugleich biegsam wie Rohrhalme und scharf wie Diamanten. Auch wirken sie noch viel anderes Zaubergeschmeide aus Stahl und Eisen, das zu mancherlei verborgenen Künsten gebraucht wird und zum Teil die seltsamsten und unbegreiflichsten Eigenschaften hat. Die Braunen sind aber die Juweliere der Berge, die mehr in Gold und Silber und Edelsteinen arbeiten. Die feinsten und künstlichsten aller Unterirdischen sind die Weißen; die wirken ihre Arbeit so fein und dünn wie die zartesten Blumen aus, so fein und zart, daß viele Augen sie gar nicht sehen können; und sie können aus Silber und Gold Röckchen weben, von denen man schwören sollte, sie seien aus Sonnenstrahlen oder Mondschein gewebt: denn sie sind leichter als die leichtesten Spinnweben.

Johann Dietrich kam die ersten Wochen, die er in dem gläsernen Berge verlebte, nicht weiter als in sein Kämmerchen und von dem Kämmerchen in den Speise- und Tanzsaal und wieder zurück. Er konnte gar kein Ende finden, die schönen und köstlichen Sachen zu betrachten und zu loben, die in seinem

Zimmer und in dem Schränkchen aufgestellt waren. Am meisten aber ergötzte er sich an den schönen Bildern und an seinem Bücherschranke, wo viele hundert der sauberst gebundenen Bücher mit goldenem Schnitte neben einander standen und in welchen er die allerfeinsten und lustigsten Märchen fand, an welchen er sich nicht satt lesen konnte. Als aber die ersten Wochen vergangen waren, da spazierte er oft aus und ließ sich von seinem Diener alles zeigen und erzählen. Es gab da unten aber die allerlieblichsten Spaziergänge nach allen Seiten hin, und er konnte viele Meilen weit wandeln, und sie nahmen kein Ende; und man sieht daraus, wie unendlich groß der Berg war, worin die Unterirdischen wohnten, und doch erschien die Spitze oben nur wie ein kleiner Hügel, worauf einige Bäume und Sträuche stehen. Und daraus kann man auch wissen, wieviele Meilen seine Tiefe nach unten hinabgehen mußte. Das war aber das besondere, daß zwischen jeder Au und jedem Anger, die man hier mit Hügeln und Bäumen und Blumen und Inseln und Seen durchsäet in der größten Mannigfaltigkeit hatte, gleichsam eine schmale Gasse war, durch welche man wie durch eine krystallene Felsenmauer gehen mußte, bis man zu etwas Neuem gelangte. Die einzelnen Anger und Auen waren aber wohl oft eine Meile lang. Von den Bäumen habe ich schon erzählt, wie sie voll köstlicher Früchte hingen, und von den Quellen, in welchen Milch und Wein aus den Felsen rieselte. Da konnten die Wanderer sich nie so weit vergehen[1]), sie fanden immer, womit sie sich erquicken konnten. Aber das allerlustigste waren die bunten Vögel, die immer von Zweig zu Zweig flatterten und wie tausend himmlische Nachtigallen sangen, und die Blumen, so

---

[1]) sich vergehen d. h. sich verirren (zu weit gehen).

wunderschön von Farben und Düften, daß Johann ihresgleichen nimmer auf Erden gesehen hatte. Kurz, es war hier alles zauberisch lustig und anmutig und bei aller der Lust und dem Jubel ein so stilles Leben. Es wehete, und man fühlte keinen Wind; es schien hell, und man fühlte keine Hitze; die Wellen brauseten, und man fand keine Gefahr, sondern die niedlichsten Nachen und Gondeln, als schneeweiße Schwäne gestaltet, kamen, wann man über einen Strom wollte, von selbst ans Land geschwommen und führten an das jenseitige Ufer, und eben so führten sie über die Seen zu den Inseln. Woher das alles kam, wußte niemand, und der Diener durfte es nicht sagen; das aber sah Johann wohl und konnte es mit Händen greifen, daß die großen Karfunkel und Diamanten, womit die hohe Decke statt des Himmels gewölbt war und womit alle Wände des Berges geschmückt standen, für Sonne, Mond und Sterne leuchteten. Diese lieblichen Fluren und Auen waren meist einsam. Man sah wenige Unterirdische auf ihnen, und die man sah, schienen immer nur so vorüberzuschlüpfen, als hätten sie die größte Eile, davon zu kommen. Selten geschah es, daß einige hier im Freien einmal einen Reigen aufführten, etwa zu Dreien, höchstens zu einem halben Dutzend: mehr hat Johann hier nie beisammen gesehen. Nur dann ging es lustig her, wenn die Schar der Diener und Dienerinnen, die wohl ein paar Hundert sein mochten, ausgelassen und spazieren geführt wurden. Das geschah aber alle Woche nur zweimal; meistens waren sie da drinnen in dem großen Saale oder in den anstoßenden Zimmern beschäftigt oder mußten auch in der Schule sitzen.

Das war hier auch noch besonders, daß, wie die Diamanten und Edelsteine oben die Sonne und den Mond und die Sterne vorstellen mußten, es hier eigentlich keine Jahreszeiten gab;

sondern die Luft war immer gleich, d. h. es war jahraus jahrein eine milde, linde Frühlingsluft, von Blütenatem durchwehet und von Vogelgesang durchklungen. Doch zwei Tageszeiten gab es, Tag und Nacht, und diese teilten sich wieder in vier Teile, in Morgen, Mittag, Abend und Nacht; doch war der Mittag nicht wärmer als die anderen Tageszeiten. Das aber hatte es hier besonders, daß die Nacht nie so dunkel und der Tag nie so hell ward, als sie oben auf der Erde sind.

Johann hatte viele Monate hier gelebt (ich glaube, es waren zehen), und sie waren ihm hingeschwunden wie ein Tag. Da begegnet ihm etwas, das ihn in die Schule brachte. Ich will erzählen, wie das zuging. Er wandelte einst nach seiner Gewohnheit mit seinem Diener herum. Da sah er in der Abenddämmerung etwas Schneeweißes in eine krystallene Felswand hineinschlüpfen und dann plötzlich verschwinden. Und es hatte ihm gedeucht, daß es von den kleinen Leuten war und daß ihm auch schneeweiße Locken von den Schultern herabhingen. Er fragte denn seinen Begleiter: „Was war das? Giebt es auch unter euch, die in weißen Kleidern gehen wie die Diener und Dienerinnen, die ihr uns abgefangen habt?“ Der Diener antwortete: „Ja, es giebt deren, aber wenige, und sie erscheinen nie bei dem Tanze noch an den großen Tafeln, außer einmal im Jahre, wann des großen Bergkönigs, der viel tausend Meilen unter uns in der innersten Tiefe wohnt, Geburtstag ist. Darum hast du sie noch nie gesehen. Das sind die ältesten Männer unter uns, und einige von ihnen sind wohl manches Jahrtausend alt und wissen vom Anfang der Welt und vom Ursprung der Dinge zu erzählen und werden die Weisen genannt. Sie leben sehr einsam für sich und kommen nur aus ihren Kammern, daß sie unsere Kinder

und die Diener und Dienerinnen unterweisen, für welche hier auch eine große Schule ist; sonst sind sie meist mit der Betrachtung der innerlichen und himmlischen Dinge und mit der Sternkunde und Alchimie beschäftigt.“ „Was? Giebt es hier auch Schulen?“ rief Johann. „Das ist nicht recht, Diener, daß du mir das verschwiegen hast; ich habe immer große Lust gehabt, in die Schule zu gehen und etwas Ordentliches zu lernen.“ „Das kannst du haben, wie du willst,“ antwortete der Diener; „Du bist hier der Herr, und was du haben willst, müssen wir dir schon zu Gefallen tun. Du kannst dir einen der schneeweißen Weisen in die Kammer kommen lassen, wenn dir das gefällt, oder kannst auch in eine der Schulen gehen.“ „Das will ich gleich morgenden Tages tun,“ sprach Johann, „und ich will mit in die Schule gehen, wo die Diener und Dienerinnen unterwiesen werden. Denn ich will mit denen lernen, die auf der Erde geboren sind; ihr möchtet mir zu fein sein, und ich käme nicht mit, und der hinterste zu sein wäre unlustig.“

Und gleich den andern Morgen ließ Johann sich von dem Diener in die Schule führen, und es gefiel ihm da so gut, daß er nachher nie einen Tag versäumt hat. Das ist nämlich sehr löblich von den Unterirdischen, daß die Kinder, welche zu ihnen herabkommen, immer sehr gut unterwiesen werden, so daß sehr kluge und geschickte Leute aus den Bergen gekommen sind, Männer und Frauen, die ihre Wissenschaft bei den Unterirdischen gelernt haben. Hier waren Meister in allerlei Künsten. Die Kinder lernten schreiben, lesen, rechnen, zeichnen, malen, Geschichten und Märchen aufschreiben und erzählen und wurden zugleich in mancherlei feiner und künstlicher Arbeit unterwiesen. Die Größeren und Fähigeren erhielten auch Unterricht von der Natur und von den Gestirnen

und wurden auch in der Dichtkunst und Rätselkunst geübt, welche beiden Künste die Unterirdischen über alles lieben und womit sie sich bei der Tafel und bei Festen unter einander viel reizen und ergötzen. Der kleine Johann war sehr fleißig und ward bald einer der geschicktesten Zeichner und Maler; auch arbeitete er sehr fein in Silber und Gold und Stein, ja, er konnte aus Stein zuletzt so feine Früchte und Blumen wirken, daß man glauben sollte, der liebe Gott, der doch alles auf das schönste und künstlichste geschaffen hat, könne es kaum besser machen; er machte auch hübsche Reimlein, und im Rätselkampf war er so gewandt, daß er fast allen antworten konnte und ihm mancher die Antwort schuldig blieb.

Manches liebe Jahr hatte Johann hier verlebt, ohne daß er an seine schöne Erde gedacht hätte und an diejenigen, welche er dort oben zurückgelassen hatte; so angenehm verfloß ihm die Zeit, und es währte nicht lange, daß er die Schule viel lieber hatte als den Tanzsaal und alle seine anderen Freuden. Auch hatte er hier unter den Kindern manchen lieben Gespielen und Gespielin gefunden. Nur war das betrübt, daß diese gewisse Stunden immer dienen mußten und dann nicht mit ihm sein durften, obgleich sie keinesweges hart gehalten wurden und einen sehr leichten und meistens nur spielenden Dienst hatten, denn schwere und schmutzige und mühevolle Arbeit gab es hier unten gar nicht.

Unter allen seinen Gesellen und Gesellinnen hatte Johann niemand lieber als ein kleines blondes Mädchen, welches Lisbeth Krabbin hieß. Diese war mit ihm aus demselben Dorfe; es war die Tochter des Pfarrers Friedrich Krabbe in Rambin. Sie war als ein vierjähriges Kind weggekommen, und Johann erinnerte sich wohl, wie sie ihm von ihr erzählt hatten. Sie war aber nicht gestohlen von den Unterirdischen,

sondern einen Sommertag mit den andern Kindern ins Feld gelaufen. Sie waren zu den neun Bergen gegangen; da war die kleine Lisbeth eingeschlafen und von den andern vergessen und des Nachts, als sie erwachte, unter die Unterirdischen und mit ihnen unter die Erde gekommen. Johann aber hatte sie nicht bloß deswegen so lieb, weil sie mit ihm aus Einem Dorfe war, sondern Lisbeth war von Natur ein ausnehmend freundliches und liebes Kind mit hellblauen Äuglein und blonden Löckchen und dem allerenglischesten Lächeln, und als sie groß ward, war sie ausbündig schön.

Mit diesem niedlichen Kinde hatte Johann hier seine Kinderjahre recht lustig verspielt und gar nicht mehr daran gedacht, daß da oben über den Bergen auch noch Leute wohnten. So war er achtzehn Jahre alt geworden und Lisbeth sechzehn. Und was bis jetzt ein unschuldiges Kinderspiel gewesen war, ward nun eine süße Liebe. Sie konnten nicht mehr von einander lassen und nannten sich Braut und Bräutigam und waren lieber allein als unter den andern Gespielen. Die Unterirdischen sahen das aber sehr gern, denn sie hatten den Johann alle sehr lieb und hätten ihn gern auch als ihren Diener gehabt — denn Herrschsucht ist ihr Laster bei manchen Tugenden. Und sie dachten: „Durch diese hübsche Dienerin werden wir ihn fangen, und er wird sich um ihretwillen zuletzt wohl gefallen lassen, bei Tische aufzuwarten und Äpfel und Trauben von den Bäumen zu lesen und Blumen zu streuen und das Estrich zu kehren.“ Sie irrten sich aber sehr. Der kleine Diener, dem er die Mütze genommen und den die Langeweile oft bei ihm geplagt, hatte ihm zu viel erzählt: daß er hier nur das Befehlen habe und daß sie alles tun müßten, was er wolle; denn wer Meister von Einem Unterirdischen geworden, sei dadurch auch

soweit Meister aller übrigen, daß sie ihm alles zu Gefallen tun müssen, was in ihrer Macht stehe.

Johann ging nun viel spazieren mit seiner süßen kleinen Braut und ließ den Diener oft zu Hause, denn jetzt waren dort keine Wege und Stege mehr, die er nicht kannte. Und sie spazierten viel in der Dämmerung und oft bis in die sinkende Nacht hinein, ohne daß sie es merkten, wo ihnen die Zeit blieb; denn die Liebe ist eine Zeitdiebin, die ihres gleichen nicht hat. Der Johann war bei diesen Spaziergängen immer fröhlich und munter; aber die Lisbeth war oft stumm und traurig und erinnerte ihn oft des Landes da droben, wo die Menschen wohnen und Sonne, Mond und Sterne scheinen. Weil er das aber immer wegschob durch andere Gespräche, so verstummte sie wieder und seufzete still in sich, vergaß es endlich auch wohl wieder durch das Glück, daß sie an seinen Armen wandeln durfte. Nun begab es sich einmal, daß sie bei einem Spaziergange über ihrer Liebe und dem lustigen Gekose und Geflüster derselben ganz der Zeit vergessen hatten und Gott weiß wie weit geschlendert waren. Es war schon nach Mitternacht, und sie waren zufällig unter die Stelle gekommen, wo die Spitze des gläsernen Berges sich aufzutun und wo die Unterirdischen heraus und herein zu schlüpfen pflegten. Als sie nun da wandelten, hörten sie mit einem Male mehrere irdische Hähne laut krähen. Bei diesem süßen Klange, den sie nun in zwölf Jahren nicht gehört hatte, ward der kleinen Lisbeth gar wundersam um das Herz; sie konnte sich nicht länger halten, sie umfaßte ihren Johann, als wollte sie ihn totdrücken, und netzte ihm mit heißen Tränen die Wangen. So hing sie lange sprachlos an seiner Brust; dann küßte sie ihn wieder und bat ihn, daß er ihnen den unterirdischen Kerker doch aufschließen sollte. Sie sprach ungefähr also zu ihm:

„Lieber Johann, es ist hier unten wohl schön, und die kleinen Leute sind auch freundlich und tun einem nichts zu leide, aber geheimelt hat es mir hier nie, sondern ist doch immer schauerlich zu Mute gewesen, und eigentlich froh bin ich hier erst geworden, seit ich dich so lieb habe, und doch nicht recht froh, denn es ist hier doch kein rechtes Leben, wie es für Menschen sein soll. Ich habe hier doch keine Ruhe Tag und Nacht, und ich will es dir nun sagen, was ich immer verschwiegen habe: alle Nacht träumt mir von meinem lieben Vater und von meiner Mutter und von unserm Kirchhofe, wo die Leute so andächtig an den Kirchtüren stehen und auf den Vater warten; und mir ist es dann so sehnsüchtig im Herzen, daß ich Blut weinen möchte, weil ich nicht mit ihnen in die Kirche gehen und beten und Gott loben und preisen kann, wie Menschen sollen. Denn ein christliches Leben ist hier unten einmal nicht, sondern nur so ein buntes, künstliches in der Mitte, wobei einem doch nicht ganz wohl wird, weil es wohl halb heidnisch ist. Und, lieber Johann, auch das mußt du bedenken, wir können hier ja nie Mann und Frau werden, denn es ist hier ja kein Priester, der uns vertrauen[1]) kann; und so müssen wir immerfort Brautleute bleiben und können alt und grau darüber werden. Darum denke darüber und mache Anstalt, daß wir von hier kommen; mich verlangt unbeschreiblich, wieder bei meinem Vater und unter frommen Christen zu sein."

Auch für Johann hatten die Hähne ganz wunderbar gekrähet, und er empfand etwas, was er hier unten noch nie empfunden hatte, nämlich eine tiefe Sehnsucht nach dem schönen Sonnenlande, und er antwortete seiner Braut:

---

[1]) d. h. ehelich trauen, verheiraten.

„Liebe, süße Lisbeth, du ermahnest mich ganz recht! Ich empfinde nun auch, daß es Sünde ist für Christen, hier zu bleiben, und mir ist im Herzen fast, als hätte der Herr Christus uns mit diesem Hahnenkrei als mit seiner Liebesstimme gerufen: Kommt herauf, ihr Christenkinder, aus der Bezauberung und aus den Wohnungen der Verblendung! Kommt herauf an das Sternenlicht und wandelt wie die Kinder des Lichts! Ja, Lisbeth, mir ist zum ersten Mal recht weh um das Herz geworden, und ich sehe wohl, daß es ein großer Fürwitz und eine schreckliche Sünde war, daß ich so mit den Unterirdischen hinabgefahren bin. Das mag Gott meinen jungen Jahren vergeben, weil ich ein Kind war und nicht wußte, was ich tat. Und nun will ich auch keinen Tag länger warten, sondern geschwinde Anstalt machen, daß ich fortkomme. Mich dürfen sie hier nicht halten."

Und er war sehr bewegt in seiner Seele und führte sein liebes Kind eilends dannen. So trieb ihn der Vorsatz fort, der schon in ihm lebendig war. Er hatte aber nicht bemerkt, daß Lisbeth bei seinen letzten Worten totenblaß geworden war und wie schwer sie ihr aufs Herz gefallen waren; denn sie hatte vorher nicht bedacht, daß sie Dienerin war und ihre fünfzig Jahre aushalten mußte und daß sie mit ihm nicht fort konnte. Und der Schmerz ward so gewaltig in ihr, daß sie endlich laut weinen und schluchzen mußte und er sie nun fragte, was ihr sei; er wolle ja gern mit ihr fortziehen, ja durch die ganze Welt mit ihr, wohin sie wolle. Da antwortete sie ihm: „Ach! Du bist hier der Herr und kannst es; aber ich bin die Dienerin und muß nach dem strengen Gesetze, das hier gilt, aushalten, bis die fünfzig Jahre um sind. Und was soll ich dann auf der Erde tun, wann Vater und Mutter lange tot und die Gespielen alt und grau sind? Und du bist

dann auch grau und alt; was kann es mir da helfen, daß ich hier jung bleibe und nicht älter werden kann als zwanzig Jahre? Ach, ich arme Lisbeth!"

Sie sprach diese Worte so kläglich aus, daß sie einen Stein hätte rühren können. Und in Johanns Ohren tönten sie wie Donnerschläge, und er ward auch sehr traurig. Denn das fühlte er wohl, ohne sie konnte er von hier nicht gehen — und er konnte doch in seiner Seele nirgends einen Ausweg finden. Sie schieden also, als sie heimgekommen waren, sehr traurig von einander. Johann aber drückte Lisbeths Hand an sein Herz und küßte sie viel tausendmal und sagte ihr: „Nein, liebe Lisbeth, ohne dich gehe ich nimmer von hier, das glaube mir!" Und Lisbeth war sehr getröstet durch diese Worte.

Johann wälzte sich die ganze Nacht auf seinen Kissen hin und her und konnte kein Auge zutun, denn die Gedanken ließen ihm keine Ruh, sondern flogen wie aufgescheuchte Vögel, hinter welchen der Falke ist, immer rundum in seiner Seele. Endlich, als der Morgen schon grauete, fuhr er geschwind aus dem Bette und sprang hoch auf vor Freuden und jauchzete in seiner Stube hin und her und schrie überlaut: „Nun hab' ich's! Nun hab' ich's! Diener! Diener! Du hast mir zu viel erzählt." Und er klingelte, und der Diener kam, und er befahl: „Diener, geschwind! Geschwind! Bringe mir Lisbeth!" Und in einigen Augenblicken war der Diener da und führte die schöne Lisbeth an der Hand. Und er hieß den Diener hinausgehen und küßte seine Lisbeth und sprach zu ihr: „Liebe Lisbeth, nun freue dich mit mir! Ich hab' es gefunden! Ich hab' es gefunden! Wir werden nun beide bald wieder zu Christen kommen, und sie können uns hier nicht festhalten. Verlaß dich nur drauf, ich kann es machen. Und nun gehe,

mein Herzchen, und sei froh." Und er küßte sein liebes Kind, rief darauf dem Diener und hieß ihn die Lisbeth wieder heimführen und auf dem Rückwege die sechs Vornehmsten zu ihm rufen. Der Diener aber verwunderte sich über diese Sendung, und die Sechs wunderten sich noch mehr, als er ihnen die Mutung[1]) Johanns brachte, und munkelten und flüsterten untereinander, gingen aber mit ihm.

Und als die Sechse in Johanns Zimmer traten, empfing er sie sehr freundlich, denn es waren ja die, mit welchen er alle Tage zu Tische zu sitzen pflegte, und sprach also zu ihnen:

„Liebe Herren und Freunde, euch ist wohl bewußt, auf welche Weise ich hieher gekommen bin, nicht als ein Gefangener und Überlisteter oder Diener, sondern als ein Herr und Meister über Einen von euch und dadurch über alle; nur daß dieser Eine immer mein leiblicher und stündlicher, ja sekundlicher Diener sein muß. Ihr habt mich die zehn Jahre, welche ich bei euch lebe, wie einen Herrn empfangen und gehalten, und dafür bin ich euch Dank schuldig. Ihr seid mir aber noch größern Dank schuldig, denn ich hätte euch mit allerlei Befehlen und Einfällen manche Mühe und Arbeit, Neckerei und Plage antun, ja ich hätte ein recht tückischer und unfreundlicher Tyrann gegen euch sein können, und ihr hättet es alles in Gehorsam leiden und tun müssen und nicht mucksen dürfen. Ich habe das aber nicht getan, sondern mich wie euresgleichen aufgeführt und mehr mit euch gejubelt und gespielt, als daß ich unter euch geherrscht hätte. Nun bitte ich euch, seid wieder freundlich gegen mich, wie ich gegen euch gewesen bin, und gewähret mir eine Bitte. Es ist hier unter den Dienerinnen eine feine Dirne, die ich

---

[1]) d. h. Zumutung, Aufforderung.

lieb habe, Lisbeth Krabbin aus Rambin, wo auch ich geboren bin. Diese gebt mir, und lasset sie mit mir ziehen! Denn ich will nun wieder hinauf, wo die Sonne scheint und der Pflug ins Feld geht. Weiter begehre ich nichts als dieses schöne Kind und den Geschmuck und das Gerät meines Zimmers mitzunehmen."

So sprach er mit sehr lebendigem und kräftigem Ton, daß sie den Ernst wohl fühlten. Sie aber schlugen die verlegenen und bedenklichen Blicke zu Boden und schwiegen alle; darauf nahm der älteste unter ihnen das leise Wort und lispelte: „Herr, du begehrst, was wir nicht geben können; es tut uns leid, daß du unmögliches verlangest. Es ist ein unverbrüchliches Gesetz, daß nie ein Diener oder eine Dienerin entlassen werden kann von hier vor der bestimmten Zeit. Brächen wir das Gesetz, so würde unser ganzes unterirdisches Reich einen Fall tun. Sonst alles, denn du bist uns sehr lieb und ehrenwert; aber die Lisbeth können wir dir nicht herausgeben."

„Ihr könnt die Lisbeth herausgeben, und ihr sollt sie herausgeben!" rief Johann im Zorn. „Nun geht und bedenkt euch bis morgen! Ihr wißt meinen Befehl; es ist keine Bitte mehr. Morgen kommt zu dieser Stunde wieder. Ich will euch zeigen, ob ich über eure schmeichlischen und füchsischen Listen herrschen kann."

Die Sechs verneigten sich und gingen; den begleitenden Diener aber schalten sie, daß er zu viel erzählt habe. Er aber entschuldigte sich und verneinte es und sagte: „Ihr wißt ja, wie klug er mich überlistet hat mit der Mütze und wie er von den Geheimnissen unserer Herrschaft alles gewußt hat durch den alten Kuhhirten aus Rodenkirchen; der hat ihm

dies auch erzählt." Und sie glaubten ihm und schalten ihn nicht mehr.

Als die Sechse den andern Morgen zur befohlenen Stunde wiederkamen, empfing Johann sie doch freundlich und sprach: „Ich habe euch gestern hart angeredet; aber ich habe es nicht so schlimm gemeint, als ich ausgesehen habe. Aber die Lisbeth will ich und muß ich haben: dabei bleibt es! Und ich weiß wohl, daß ihr auch mich nicht gern misset, weil ihr die Menschenkinder gern habet, besonders wenn sie freundlich und lustig sind, wie ich bin. Aber ich kann's nun einmal nicht helfen[1]), ich muß wieder zu Christen und wie ein Christ leben und sterben, und ist eine große Sünde, wenn ich hier länger säume. Und deswegen verlasse ich euch, und nicht aus Widerwillen oder Haß. Und meine liebe Lisbeth will ich auch mitnehmen; dabei bleibt es! Und nun gebärdet euch nicht länger widerwärtig und widerspenstig und tut wie Freunde dem Freunde, was ihr sonst aus Not tun müsset, und gebet mir die schöne Dirne heraus und lasset uns freundlich von einander scheiden und hier und dort ein freundliches Andenken in den Herzen bewahren!"

Und die Sechs taten sehr freundlich und redeten nun einer nach dem andern und machten sehr schöne Wendungen und Schlingungen der Worte, womit sie ihn zu bestricken hofften, denn darin sind sie sehr geschickt. Auch hatten sie sich heute vorbereitet, daß sie wußten, was sie sprechen wollten. Aber es half ihnen nichts, und ihre Worte verflogen sich in den Winden und berührten Johann nicht stärker, als hätten sie Spreu aus dem Munde geblasen. Und das Ende vom Liede war wieder, nachdem er alle die schönen und künstlichen

[1]) helfen = ändern, anders machen.

Worte angehört hatte: „Gebt die Lisbeth heraus! Ich gehe nicht ohne die Lisbeth.“ Denn Johann war zu sterblich verliebt, als daß er die schöne Dirne hier gelassen hätte. Die Sechs aber verweigerten es standhaft und gebärdeten sich, als hätten sie Recht und würden es nimmer tun. Johann aber sagte ihnen lächelnd: „Geht nun! Fahrt wohl bis morgen! Morgen seid ihr wieder zu dieser Stunde hier! Ich gebe euch nun das dritte und letzte Mal. Wollt ihr meinen Befehl dann nicht in Güte erfüllen, sollt ihr sehen, ob ich verstehe, Herr zu sein.“ Er hatte aber, da er sie so hartnäckig sah, in sich beschlossen, sie durch Plagen zum Gehorsam zu zwingen, falls sie nicht unterdessen auf bessere Gedanken kämen.

Und sie kamen den dritten Morgen, und Johann sah sie mit ernstem und strengem Blick an und erwiderte ihre Verbeugungen nicht, sondern fragte kurz: „Ja oder Nein?“ Und sie antworteten einstimmig Nein. Darauf befahl er dem Diener, er solle noch vierundvierzig der Vornehmsten rufen und solle ihre Frauen und Töchter mitkommen heißen und auch die Frauen und Töchter von diesen Sechsen, die vor ihm standen. Und der Diener fuhr dahin wie der Wind, und in wenigen Minuten standen die vierundvierzig da mit ihren Frauen und Töchtern und auch die Frauen und Töchter der Sechse, und waren in allem wohl fünfhundert Männer, Frauen und Kinder da. Und Johann hieß sie hingehen und Hauen, Karsten und Stangen holen und dann flugs wiederkommen. Und sie taten, wie er befohlen hatte, und waren bald wieder da. Er aber gedachte sie nun zu plagen, damit sie aus Not täten, was sie aus Liebe nicht tun wollten.

Er führte sie auf einen Felsenberg, der auf einem der Anger lag. Da mußten diese feinen und zarten Wesen, die

für schwere Arbeit nicht geschaffen waren, Steine hauen, sprengen und schleppen. Sie taten das ganz geduldig und ließen sich nichts merken, sondern gebärdeten sich, als sei es ihnen ein leichtes und gewohntes Spiel. Er aber ließ sie sich plagen vom Morgen bis an den Abend, und sie mußten schwitzen und arbeiten, daß ihnen der Atem fast ausging, denn er stand immer dabei und trieb sie an. Sie aber hofften, er werde die Geduld verlieren, und der Jammer werde ihn überwinden, daß er sie und ihre Frauen und Kinder so bleich und welk werden sah, die sonst so schön und lustig waren. Und wirklich war Johann zu keinem König Pharao und Nebukadnezar geboren, denn nachdem er es einige Wochen so getrieben hatte, ging ihm die Geduld aus, und der Jammer, daß er die schönen kleinen Menschen so mißhandeln mußte, tat auch sein Teil dazu. Sie aber wurden nicht mürb, denn es ist ein gar eigensinniges Völkchen. Sie brauchten aber immer die List, daß die schönsten unter ihnen immer zunächst bei Johann arbeiten mußten; besonders stellten sie die niedlichen kleinen Dirnen dahin, die sonst seine Tischgesellinnen waren, und die mußten auf seine Mienen und Gebärden acht geben und hatten bald bemerkt, daß er sich oft verstohlen wegwendete und eine Träne aus den Augen wischte. Johann dachte nun darauf, wie er eine Plage erfände, die ihn geschwinder zum Ziele führte.

Und er machte sich hart und gebärdete sich noch viel härter und rief sie einen Abend zusammen und sprach: „Ich sehe, ihr seid ein hartnäckiges Geschlecht; so will ich denn viel hartnäckiger sein, denn ihr seid. Morgen, wann ihr zur Arbeit kommt, bringe sich jeder eine neue Geißel mit!" Und sie gehorchten ihm und brachten die Geißeln mit. Und er hieß sie sich alle entkleiden und einander mit den Geißeln zerhauen,

bis das Blut darnach floß; und er sah grimmig und grausam dabei aus, als hätte ihn eine Tigerin gesäugt oder ein schwarzer Galgenvogel das Futter zugetragen. Aber die kleinen Leute zerhieben sich und bluteten und hohnlachten dabei und taten ihm doch nicht den Willen. So taten sie drei, vier Tage.

Da konnte er es nicht länger aushalten; es jammerte und ekelte ihn, und er hieß sie ablassen und schickte sie nach Hause. Und er dachte auf viele andere Plagen und Martern, die er ihnen antun könnte. Da er aber von Natur weich und mitleidig war und diese Wochen wirklich mehr ausgestanden hatte, daß er sie plagen mußte, als sie, die geplagt wurden, so gab er den Gedanken daran ganz auf; für sich und für seine Lisbeth wußte er aber auch gar keinen Rat und ward so traurig, daß sie ihn oft trösten und aufrichten mußte, der sonst immer so fröhlich und beherzt war. So lieb er die kleinen Leute sonst gehabt hatte, so unlieb wurden sie ihm jetzt. Er schied sich ganz aus ihrer Gesellschaft und von ihren Festen und Tänzen und lebte einsam mit seiner Dirne und aß und trank einsam in seinem Zimmer, so daß er fast ein Einsiedler ward und ganz in Trübsinn und Schwermut versank.

Als er einmal in dieser Stimmung in der Dämmerung spazierte, warf er im Unmut, wie man zu tun pflegt, kleine Steine, die ihm vor den Füßen lagen, gegen einander, daß sie zersprängen. Vielleicht erquickte es seinen schweren Mut auch, daß er die Steine sich so an einander zerschlagen sah, denn wenn ein Mensch in sich uneins und zerrissen ist, möchte er im Unmut oft die ganze Welt zerschlagen. Genug, Johann, der nichts Besseres tun mochte, zerwarf die armen Steine, und da geschah es, daß aus einem ziemlich großen Stein, der aus einander sprang, ein Vogel schlüpfte, der ihn erlösen sollte. Es war dies eine Kröte, deren Haus in dem Stein mit ihr

gewachsen war und die vielleicht seit der Schöpfung der Welt darin gesessen hatte[1]). Kaum sah Johann die Kröte springen, so ward er ganz freudenfroh und sprang hinter sie drein und haschte sie und rief einmal über das andere: „Nun hab' ich sie! Nun hab' ich meine Lisbeth! Nun will ich euch schon kirr machen, nun sollt ihr's kriegen, ihr tückischen kleinen Gesellen! Habt ihr euch mit Ruten nicht wollen zum Gehorsam geißeln lassen, so will ich euch mit Kröten und Skorpionen geißeln." Und er barg die Kröte wie einen kostbaren Schatz in seiner Tasche und lief eilends nach Hause und nahm ein festes silbernes Gefäß und setzte sie darein, damit sie ihm nicht entrinnen könnte. Und in seiner Freude sprach er überlaut für sich viele Worte und gebärdete sich so wunderlich, als sei er närrisch geworden, und sprang dann ins Freie hinaus. „Komm mit, mein Vöglein," rief er, „nun will ich dich versuchen, ob du echt bist!" Und er nahm das Gefäß mit der Kröte unter den Arm und lief hin, wo ein paar Unterirdische in der Einsamkeit des Weges gingen. Und als er ihnen näher kam, stürzten sie wie tot auf den Boden hin und winselten und heulten jämmerlich. Er aber ließ flugs ab von ihnen und rief: „Lisbeth, Lisbeth, nun hab' ich dich! Nun bist du mein!" Und so stürmte er nach Hause, schellte den Diener herein und hieß ihn Lisbeth holen.

Und als Lisbeth kam, war sie ganz erstaunt, daß sie ihn so munter fand, denn seit einem halben Jahre hatte sie ihn nicht mehr froh gesehen. Und er lief auf sie zu und umhalsete sie und sprach: „Lisbeth! Süße Lisbeth! Nun bist du mein, nun nehme ich dich mit; übermorgen soll der Auszug

[1]) Ein alter Volksglaube. In den alpinen Gebieten sieht man übrigens vielfach die Kröten für erlösungsbedürftige arme Seelen an.

sein, und juchhe, wie bald die lustige Hochzeit!“ Sie aber erstaunte noch mehr und sagte: „Lieber Johann, bist du geck[1]) geworden? Wie sollte das möglich sein?“ Er aber lächelte und sprach: „Ich bin nicht geck geworden, aber die kleinen Schlingel will ich geck machen, wenn sie sich nicht zum Ziele legen wollen. Sieh hier! Hier ist dein und mein Erlöser.“ Und er nahm das silberne Geschirr und öffnete es und zeigte ihr die Kröte, vor deren Garstigkeit es ihr fast geschwunden hätte. Nun erzählte er ihr, wie er zu dem seltenen Vogel gekommen war und wie herrlich ihm die Probe geglückt war, die er mit ihm an den Unterirdischen angestellt hatte, und wohlgefällig rief er noch einmal: „Sei froh, meine liebe Lisbeth! Du sollst es sehen, wie ich sie mit dieser zu Paaren treiben will.“

Nun muß ich auch das Geheimnis erzählen, das in der Kröte steckte. Klas Starkwolt hatte dem kleinen Johann oft erzählt, daß die Unterirdischen keinen Gestank vertragen und daß sie bei dem Anblick, ja bei dem Geruch von Kröten sogleich in Ohnmacht fielen und die entsetzlichsten Schmerzen litten; mit Gestank und mit diesen garstigen und scheußlichen Tieren könne man sie zu allem zwingen. Daher findet man auch nie etwas Stinkendes in dem ganzen gläsernen Reiche, und die Kröten sind dort etwas Unerhörtes, und man muß daher diese Kröte, die so wunderbar in einem Stein eingehäust und fast eben so wunderbar aus diesem ihren steinernen Hause herausgekommen war, fast ansehen als von Gott von Ewigkeit her zu solcher geheimen Wohnnng verdammt, damit Johann und Lisbeth zusammen aus dem Berge kommen und Mann und Frau werden könnten.

---

[1]) Geck, eigentlich mit quick identisch, hat den Sinn der übermäßigen Lebhaftigkeit, also = übermütig, ausgelassen, toll. Vgl. S. 124.

Johann und Lisbeth glaubten auch gern an ein solches Wunder, besonders Lisbeth, die Gottes liebes, frommes Kind war. Und als Johann ihr alles erzählt und erklärt hatte, was er ferner tun und wie er die Kleinen endlich zu seinem Willen zwingen wollte, da fiel sie ganz entzückt und gerührt auf ihr Gesichtchen zur Erde und betete und dankete Gott, daß er sie endlich von den kleinen Heiden erlösen und wieder zu Christenmenschen bringen wolle. Und sie ging ganz fröhlich heim und faltete ihre Händchen im Bette noch viel zum Gebete und hatte die Nacht die allersüßesten Träume. Johann legte sich auch nicht traurig nieder, und er überdachte und überlegte sich alles, wie er die Kleinen erschrecken und endlich mit seiner gelieben Braut aus dem Berge ziehen wollte.

Und den folgenden Morgen, als es getagt hatte, rief er seinem Diener und hieß ihn die fünfzig Vornehmsten holen mit ihren Frauen und Töchtern. Und sie erschienen alsbald vor Johann, und er sprach zu ihnen:

„Ihr wisset alle und ist euch nicht verborgen, wie ich hieher gekommen bin und wie ich diese manchen Jahre mit euch gelebt habe, nicht als ein Herr und Gebieter, sondern als ein Freund und Genosse. Und ich habe es wohl gewußt, wie ich hätte Herr sein und meiner Herrschaft gegen euch gebrauchen können; und das habe ich nicht getan, sondern nur einen einzigen von euch hab' ich als Diener gebraucht, und auch nicht als Diener, sondern mehr als Freund. Und ihr schienet mit mir zufrieden zu sein und mich lieb zu haben; als es aber dahin gekommen ist, daß ich endlich eine einzige kleine Freundlichkeit von euch begehren mußte, habt ihr euch gebärdet, als forderte ich Leben und Reich von euch, und mir sie trotzig abgeschlagen. Ihr wisset auch, was ich da ergriffen habe und wie ich angefangen habe, euch mit Arbeit und

Streichen zu plagen, damit ihr einsähet, daß ihr unrecht hättet, und mir die Liebe tätet. Aber ihr seid trotziger und hartnäckiger gewesen, als ich strenge, und aus Barmherzigkeit habe ich ablassen müssen von der Strafe. Ihr habt das aber nicht erkannt, sondern habt mich ausgelacht als einen Dummen, der keinen Rat wisse, euch zum Gehorsam zu zwingen. Ich aber weiß wohl Rat und will es euch bald zeigen, wenn ihr in eurer Verstocktheit bleibet und mir die Lisbeth nicht losgeben wollt. Darum zum letzten Male, besinnet euch noch eine Minute, und sagt ihr dann Nein, so sollt ihr die Pein fühlen, die euch und euren Kindern von allen Peinen die fürchterlichste ist!"

Und sie säumten nicht lange und sagten mit Einer Stimme Nein und dachten bei sich: „Welche neue List hat der Jüngling erdacht, womit er so weise Männer einzuschrecken meint?" Und sie lächelten, als sie Nein sagten. Dies Lächeln ärgerte Johann mehr als alles Andere, und voll Zorns rief er: „Nun denn, da ihr nicht hören wöllt, sollt ihr fühlen," und lief geschwind wie ein Blitz einige hundert Schritt weg, wo er das Gefäß mit der Kröte unter einem Strauch versteckt hatte.

Und er kam zurück, und als er sich ihnen auf hundert Schritt genahet hatte, stürzten sie alle hin, als wären sie mit Einem Schlage zugleich vom Donner gerührt, und begannen zu heulen und zu winseln und sich zu krümmen, als ob sie von den entsetzlichsten Schmerzen gefoltert würden. Und sie streckten die Hände aus und schrieen einer um den andern: „Laß ab, Herr! Laß ab und sei barmherzig! Wir fühlen, daß du eine Kröte hast und daß kein Entrinnen ist. Nimm die greulichen Plagen weg; wir wollen ja alles tun, was du befiehlst." Und er ließ sie noch einige Sekunden zappeln;

dann entfernte er das Gefäß mit der Kröte, und sie richteten sich wieder auf, und ihre Züge erheiterten sich wieder, denn die Pein war weg, wie das Tier weggenommen war.

Johann behielt nur die sechs Vornehmsten bei sich und ließ die Weiber und Kinder und die übrigen Männer alle gehen, wohin jeder wollte. Zu den Sechsen aber sprach er seinen Willen also aus:

„Diese Nacht zwischen zwölf und ein Uhr ziehe ich mit der Lisbeth von dannen, und ihr beladet mir drei Wagen mit Silber und Gold und edlen Steinen. Wiewohl ich alles nehmen könnte, was ihr in dem Berge habt, da ihr so widerspenstig und ungehorsam gegen mich gewesen seid, will ich euch doch so hart nicht strafen, sondern barmherziger gegen euch sein, als ihr gegen mich und die Lisbeth gewesen seid. Auch alle meine Herrlichkeiten und Kostbarkeiten und Bilder und Bücher und Geräte, die in meinem Zimmer sind, werden auf zwei Wagen geladen, also daß in allem fünf Frachtwagen bereit gemacht werden. Mir selbst aber rüstet ihr den schönsten Reisewagen, den ihr in euren Bergen habt, mit sechs schwarzen Rappen, worauf ich und meine Braut sitzen und zu den Unsrigen einfahren wollen. Zugleich befehle ich euch, daß von den Dienern und Dienerinnen alle diejenigen freigelassen werden, welche so lange hier gewesen sind, daß sie droben zwanzig Jahre und drüber alt sein würden; und ihr sollt ihnen so viel Silber und Gold mitgeben, daß sie auf der Erde reiche Leute heißen können. Und das soll künftig ein ewiges Gesetz sein, und ihr sollt mir es hier diesen Augenblick beschwören, daß nimmer ein Menschenkind hier länger festgehalten werden soll als bis zu seinem zwanzigsten Jahre.“

Und die Sechse leisteten ihm den Schwur und gingen dann traurig weg; er aber nahm jetzt die Kröte und vergrub

sie tief in die Erde. Und sie und die übrigen Unterirdischen rüsteten alles zu, und auch Johann und Lisbeth bereiteten sich zur Reise und schmückten sich festlich gegen die Nacht, damit sie als Braut und Bräutigam erscheinen könnten. Es war aber jetzt beinahe dieselbe Zeit, in welcher er einst in den Berg hinabgestiegen war, die Zeit der längsten Tage, also Mittsommerszeit, die sie die Sonnengicht[1]) nennen. Und er war etwas über zwölf Jahre in dem Berge gewesen und Lisbeth etwas über dreizehn, und er ging in sein einundzwanzigstes Jahr und Lisbeth in ihr achtzehntes. Die kleinen Leute taten mit großem Gehorsam, aber sehr still alles, wie er ihnen befohlen hatte; desto lauter aber war die Schar der Diener und Dienerinnen, welche sein neues Gesetz über das zwanzigste Jahr mit erlöset hatte. Diese jubelten um ihn und um seine Lisbeth her und freueten sich sehr, daß sie mit ihnen auf die Oberwelt ziehen durften.

Und als alle Kostbarkeiten herausgeschafft und die erlöseten Diener und Dienerinnen hinaufgefahren waren, setzte Johann und seine Lisbeth sich zuletzt in die silberne Tonne und ließen sich hinaufziehen. Es mochte wohl eine Stunde nach Mitternacht sein. Und es deuchte ihnen eben so als vormals, wie sie hinabgefahren waren. Sie waren von Jubel umrauscht und von Musik umtönt, und endlich klang es über ihren Köpfen, und sie sahen den gläsernen Berg sich öffnen, und die ersten Himmelsstrahlen blickten zu ihnen hinab nach so manchen Jahren, und bald waren sie draußen und sahen das Morgenrot schon im Osten dämmern. Johann sah eine Menge Unterirdischer, die um ihn und Lisbeth und die Wagen geschäftig

---

[1]) Sonnengicht, eigentlich = Sonnengang; Sonnenwende, Johannistag.

waren, dort hin und her wallen, und er sagte ihnen das letzte Lebewohl; dann nahm er seine braune Mütze, schwang sie dreimal in der Luft um und warf sie unter sie. Und in demselben Augenblicke sah er nichts mehr von ihnen, sondern erblickte nun nichts weiter als einen grünen Hügel und bekannte Büsche und Felder und hörte die Glocke vom Rambiner Kirchturme eben zwei schlagen. Und als es still geworden war und er von dem unterirdischen und überirdischen Getümmel nichts weiter hörte als einige Lerchen, die ihre ersten Morgenlieder anstimmten, da fiel er mit seiner Lisbeth im Grase auf die Kniee, und sie beteten beide recht andächtig und gelobten Gott ein recht christliches Leben, weil er sie so wunderbar von den Unterirdischen errettet hatte. Und alle Diener und Dienerinnen, welche durch sie miterlöset waren, taten desgleichen.

Darauf erhuben sie sich alle, und die Sonne ging eben auf, und Johann ordnete nun den Zug seiner Wagen. Voran fuhren zwei Wagen, jeder mit vier Rotfüchsen bespannt, die waren mit eitel Gold und Dukaten beladen, so schwer, daß die Pferde von der Last stöhneten; diesen folgte ein anderer Wagen mit sechs schneeweißen Pferden, welche alles Silber und Krystall zogen; hinter diesem fuhren zwei letzte Wagen, jeder mit vier Grauschimmeln bespannt, und diese waren mit den herrlichsten Geräten und Gefäßen und Edelsteinen und mit der Bibliothek Johanns beladen. Er mit seiner Braut fuhr zuletzt in einem offenen Wagen aus lauter grünem Smaragd, dessen Decke und Vorderseite mit vielen großen Diamanten besetzt waren, und sechs mutige wiehernde Rappen zogen ihn. Er war aber nebst seiner Braut auf das kostbarste geschmückt, damit sie den Ihrigen auch durch den Schmuck und die Pracht als ein rechtes Wunder Gottes kämen. Denn beide waren von ihnen lange als tot betrauert, und wer hätte wohl gedacht, daß sie

jemals wiederkehren würden? Die erlösten Diener und Dienerinnen in gläsernen Schuhen und weißen Kleidern und Jäckchen mit silbernen Gürteln gingen vor und hinter und neben den Wagen und geleiteten sie; einige führten auch die Pferde. Denn sie wollten sie alle bis Rambin begleiten und von da jeder seines Weges weiter ziehen. Es waren ihrer in allem zwischen fünfzig und sechzig. Und sie jauchzeten vor Freuden, und einige, welche Geigen und Pfeifen und Trompeten mit hatten, spielten lustig auf. So zogen sie mit Jauchzen und Klingen die Hügel hinab auf die Straße, welche von Rambin nach Gartz führt. Es war aber dem Johann und der Lisbeth gar wunderlich zu Mute, als sie den Turm von Rambin wiedersahen und die Sturmweiden von Drammendorf und Giesendorf aus der Ferne, wo sie als Kinder so viel gespielt hatten. Als sie vor Rodenkirchen hinzogen, kam eben die Kuhherde über den Weg, und Klas Starkwolt mit seinem treuen Hurtig zog ihr langsamen Schrittes nach. Johann sah ihn und erkannte ihn stracks und dachte bei sich: „Den treuen Alten wirst du nicht vergessen.“ Und so zog er mit seiner Begleitung weiter, und alle Leute, die auf der Straße waren, hielten oder standen still, und viele liefen ihnen nach, ja einige liefen voraus und meldeten in Rambin, welche blanke und prächtige Wagen dort auf der Landstraße führen, und brachten das ganze Dorf auf die Beine. Der Zug ging aber sehr langsam wegen der schwer beladenen Wagen.

So zogen sie etwa um vier Uhr morgens in Rambin ein und hielten still mitten im Dorfe, etwa zwanzig Schritt von dem Hause, wo Johann geboren war. Und es war alles Volk zusammengelaufen und aus den Häusern gegangen, damit sie die glänzende Herrlichkeit mit eigenen Augen sähen.

Johann entdeckte bald seinen alten Vater und seine Mutter und erkannte unter den Vielen auch seinen Bruder Andres und seine Schwester Trine. Auch der alte Pfarrer Krabbe stand da in schwarzen Pantoffeln und einer weißen Schlafmütze, wie er eben aus dem Bette gekommen war, und gaffte mit den andern; aber Lisbeth erkannte ihn nicht mehr, denn sie war zu klein gewesen, als sie in den Berg entführt worden. So hielten sie etwa zehn Minuten still, ohne sich etwas merken zu lassen. Und man kann wohl sagen, daß in dem Dorfe Rambin nie eine solche Herrlichkeit erschienen war und auch nicht erscheinen wird bis an der Welt Ende. Johann und seine Braut funkelten von Diamanten und edlen Steinen; die Wagen, die Pferde, die Geschirre waren auf das prächtigste geziert, die Begleiter und Begleiterinnen alle in der Blüte der Jahre, mit den schönen weißen Kleidern angetan und den sonderbaren Mützen und gläsernen Schuhen. Alles war wie aus einer andern Welt, sodaß der Küster, seines Handwerks ein Schuhmacher, der in seiner Jugendwanderschaft bis nach Moskau und Konstantinopel gekommen war, sagte: „Sind es keine tatarische und persische und asiatische Prinzen, so müssen sie vom Mond heruntergekommen sein, denn in dem Lande Europa habe ich dergleichen nie gesehen und bin doch auch in vielen Städten gewesen, wo Kaiser und Könige wohnen!“ Der gute Küster irrte sich aber; sie kamen weder aus Persien noch aus der Tatarei, sondern ganz aus der Nähe, aber freilich aus einer sehr wenig entdeckten Welt.

Als Johann nun glaubte, es sei genug und sie hätten ihre Augen bis zur Sättigung geweidet, sprang er rasch vom Wagen und hob sein schönes Kind auch heraus und drang durch die Menge hin, die ihm ehrerbietig Platz machte. Und ohne sich lange zu besinnen, eilte er zu dem niedrigen strohenen

mehr tragen, ohne daß man ihnen den Segen ansehen kann." Die alte Frau reichte ihm den Stock mit einer so geheimnisvollen Gebärde und lächelte so leidig[1]) und zauberisch dazu, daß der Junge gleich in ihrer Gewalt war. Er griff gierig nach dem Stock und gab ihr die Hand und sagte: „Topp, schlag ein! Die Glocke ist dein für den Stock." Und sie schlug ein und nahm die Glocke und fuhr wie ein leichter Wind über das Feld und die Heide hin. Und er sah sie verschwinden, und sie deuchte ihm wie ein Nebel hinzufließen und sanft fortzusausen, und alle seine Haare richteten sich zu Berge.

Der Unterirdische, der ihm die Glocke in der Verkleidung einer alten Frau abgeschwatzt, hatte ihn nicht betrogen. Denn die Unterirdischen dürfen nicht lügen, sondern das Wort, das sie von sich geben oder geloben, müssen sie halten; denn wenn sie lügen, werden sie stracks in die garstigsten Tiere verwandelt, in Kröten, Schlangen, Mistkäfer, Wölfe und Lüchse und Affen und müssen wohl Jahrtausende in Abscheu und Schmach herumkriechen und herumstreichen, ehe sie erlöst werden. Darum haben sie ein Grauen davor. Fritz Schlagenteufel gab genau acht und versuchte seinen neuen Schäferstab, und er fand bald, daß das alte Weib ihm die Wahrheit gesagt hatte, denn seine Herde und all sein Werk und seiner Hände Arbeit geriet ihm wohl und hatte ein wunderbares Glück, so daß alle Schafherren und Oberschäfermeister diesen Jungen begehrten. Er blieb aber nicht lange Junge, sondern schaffte sich, ehe er noch achtzehn Jahre alt war, seine eigene Schäferei und ward in wenigen Jahren der reichste Schäfer auf ganz Rügen, so daß

---

[1]) leidig eigentlich = mitfühlend, gefühlvoll, traurig, dann = mit freundlicher Gebärde.

er sich endlich ein Rittergut hat kaufen können: und das ist Grabitz gewesen hier bei Rambin, was jetzt den Herren vom Sunde gehört. Da hat mein Vater ihn noch gekannt, wie aus dem Schäferjungen ein Edelmann geworden war, und hat er sich auch da als ein rechter kluger und frommer Mann aufgeführt, der bei allen Leuten ein gutes Lob hatte, und er hat seine Söhne wie Junker erziehen lassen und seine Töchter wie Fräulein, und es leben noch davon und dünken sich jetzt vornehme Leute. Und wenn man solche Geschichten hört, möchte man wünschen, daß man auch mal so etwas erlebte und ein silbernes Glöcklein fände, das die Unterirdischen verloren haben.

Ein Bauer aus Rodenkirchen, Johann Wilde genannt, fand einmal einen gläsernen Schuh auf einem der Berge, wo die kleinen Leute zu tanzen pflegen. Er steckte ihn flugs ein und lief weg damit und hielt die Hand fest auf der Tasche, als habe er eine Taube darin. Denn er wußte, daß er einen Schatz gefunden hatte, den die Unterirdischen teuer wiederkaufen müßten. Andere sagen, Johann Wilde habe die Unterirdischen mitternächtlich belauert und einem von ihnen den Schuh ausgezogen, indem er sich mit einer Branntweinflasche dort hingestreckt und gleich einen Besoffenen gebärdet habe. Denn er war ein sehr listiger und schlimmer Mann und hatte durch seine Verschlagenheit manchen betrogen und war deswegen bei seinen Nachbarn gar nicht gut angeschrieben, und keiner hatte gern mit ihm zu tun. Viele sagen auch, er habe verbotene Künste gekonnt und mit den Unholden und alten Wettermacherinnen geheimen Umgang gepflogen. Als er den Schuh nun hatte, tat er es denen, die unter der Erde wohnen, gleich zu wissen, indem er um die Mitternacht zu den neun Bergen ging und lauten Halses schrie: „Johann Wilde

in Rodenkirchen hat einen schönen gläsernen Schuh, wer kauft ihn? Wer kauft ihn?" Denn er wußte, daß der Kleine, der einen Schuh verliert, den Fuß so lange bloß tragen muß, bis er ihn wiederbekommt. Und das ist keine Kleinigkeit, da die kleinen Leute meist auf harten und steinigten Boden treten müssen. Der Kleine säumte auch nicht, ihn wieder einzulösen. Denn sobald er einen freien Tag hatte, wo er an das Tageslicht hinaus durfte, klopfte er als ein zierlicher Kaufmann an Johann Wildens Türe und fragte, ob er nicht gläserne Schuh zu verkaufen habe? Denn die seien jetzt eine angreifische[1]) Ware und werden auf allen Märkten gesucht. Der Bauer antwortete, er habe einen sehr kleinen, kleinen, netten gläsernen Schuh, sodaß auch eines Zwerges Fuß davon geklemmt werden müsse und daß Gott erst eigene Leute dazu schaffen müsse; aber das sei ein seltener Schuh und ein kostbarer Schuh und ein teurer Schuh, und nicht jeder Kaufmann könne ihn bezahlen. Der Kaufmann ließ ihn sich zeigen und sprach: „Es ist eben nichts so Seltenes mit den gläsernen Schuhen, lieber Freund, als ihr hier in Rodenkirchen glaubt, weil ihr nicht in die Welt hinauskommet;" dann sagte er nach einigen Hms: „Aber ich will ihn doch gut bezahlen, weil ich grade einen Gespan[2]) dazu habe." Und er bot dem Bauer tausend Taler. „Tausend Taler ist Geld, pflegte mein Vater zu sagen, wenn er fette Ochsen zu Markt trieb," sprach der Bauer spöttisch; „aber für den lumpigen Preis kommt er nicht aus meiner Hand und mag er meinethalben auf dem Fuße von der Docke[3]) meiner Tochter prangen. Hör' Er, Freund, ich habe von dem gläsernen Schuh so ein Liedchen

---

[1]) D. h. leicht verkäuflich, vielbegehrt.

[2]) eigentlich = Genosse, Teilnehmer; hier = einen andern, der dazu paßt. — [3]) Docke = Puppe.

gesinn hören, und um einen Quark kommt er nicht aus meiner Hand. Kann Er nicht die Kunst, mein lieber Mann, daß ich in jeder Furche, die ich aufpflüge, einen Dukaten finde, so bleibt der Schuh mein, und er fragt auf anderen Märkten nach gläsernen Schuhen.“ Der Kaufmann machte noch viele Versuche und Wendungen hin und her; da Er aber sah, daß der Bauer nicht nachließ, tat er ihm den Willen und schwur's ihm zu. Der Bauer glaubte ihm's und gab ihm den gläsernen Schuh; denn er wußte, mit wem er's zu tun hatte. Und der Kaufmann ging mit seinem Schuh weg.

Und nun hat der Bauer sich flugs in seinen Stall gemacht und Pferde und Pflug bereitet und ist ins Feld gezogen und hat sich ein Stück mit der allerkürzesten Wendung ausgesucht, und wie der Pflug die erste Scholle gebrochen, ist der Dukaten aus der Erde gesprungen, und so hat er's bei jeder neuen Furche wieder gemacht. Da ist des Pflügens denn kein Ende gewesen, und der Bauer hat sich bald noch acht neue Pferde gekauft und auf den Stall gestellt zu den achten, die er schon hatte, und ihre Krippen sind nie leer geworden von Haber, damit er je alle zwei Stunden zwei frische Pferde anschirren und desto rascher treiben könnte. Und der Bauer ist unersättlich gewesen im Pflügen und ist immer vor Sonnenaufgang ausgezogen und hat oft noch nach der Mitternacht gepflügt, und immerfort, immerfort, solange die Erde nicht zu Stein gefroren war, Sommer und Winter. Er hat aber immer allein gepflügt und nicht gelitten, daß jemand mit ihm gegangen oder zu ihm gekommen ist; denn er wollte nicht sehen lassen, warum er so pflügte. Und er ist weit geplagter gewesen als seine Pferde, welche den schönen Hafer fraßen und ordentlich Schicht[1]) und Wechsel hielten;

[1]) Schicht = festgesetzte Tageszeit, Arbeitszeit.

und er ist bleich und mager geworden von dem vielen Wachen und Arbeiten. Seine Frau und Kinder haben keine Freude mehr an ihm gehabt; auf die Schenken und Gelage ist er nicht mehr gegangen und hat sich allen Leuten entzogen und kaum ein Wort mehr gesprochen, sondern ist stumm und in sich gekehrt so für sich hingegangen und hat des Tages auf seine Dukaten gearbeitet, und des Nachts hat er sie zählen und darauf grübeln müssen, wie er noch einen geschwinderen Pflug erfände. Und seine Frau und die Nachbarn haben ihn bejammert wegen seines wunderlichen Tuns und wegen seiner Stummheit und Schwermut und haben geglaubt, er sei närrisch geworden; auch haben alle Leute seine Frau und Kinder bedauert, denn sie meinten, durch die vielen Pferde, die er auf dem Stalle hielt, und durch die verkehrte Ackerwirtschaft mit dem überflüssigen Pflügen müsse er sich um Haus und Hof bringen. So ist es aber nicht ausgefallen. Aber das ist wahr, der arme Bauer hat keine vergnügte Stunde mehr gehabt, seit er so die Dukaten aus der Erde pflügte, und es hat wohl mit recht von ihm geheißen: Wer sich dem Golde ergiebt, ist schon halb in des Bösen Klauen. Auch hat er es nicht lange ausgehalten mit diesem Laufen in den Furchen bei Tage und Nacht. Denn als der zweite Frühling kam, ist er eines Tages hinterm Pflug hingefallen wie eine matte Novemberfliege und vor lauter Golddurst vertrocknet und verwelkt, da er doch ein sehr starker und lustiger Mensch war, ehe er den unterirdischen Schuh in seine Gewalt bekam. Seine Frau aber fand nach ihm einen Schatz, zwei große vernagelte Kisten voll heller, blanker Dukaten. Und seine Söhne haben sich große Güter gekauft und sind Herren und Edelleute geworden. So macht der Teufel zuweilen auch große Herren. Aber was hat das dem armen Johann Wilde gefrommt?

Ein anderer Bauer hatte es klüger gemacht als dieser. Der ward einmal Herr eines der kleinen Schwarzen, welche die Grobschmiede und Waffenschmiede sind. Es hatte sich dies auf eine sehr sonderbare Weise begeben. Vor dem Felde des Bauers stand am Wege ein steinernes Kreuz. Vor diesem Kreuze pflegte er, wenn er des Morgens an seine Arbeit ging, immer nieder zu knieen und einige Minuten zu beten. Einmal sah er auf dem Kreuze einen schönen blanken Wurm von solchem Glanze, als er sich nicht entsann, je einen Wurm gesehen zu haben. Er wunderte sich darüber, doch ließ er ihn ruhig sitzen; aber der Wurm blieb nicht lange still, sondern lief immer hin und her auf dem Kreuze, als ob er fort wolle und Angst habe. Der Bauer sah denselben Wurm auch den folgenden Morgen und wieder in derselben Unruhe hin und her laufend, und es fing an ihm dabei unheimlich zu werden, und er dachte bei sich: „Sollte dies auch einer von den kleinen Hexenmeistern sein? Richtig ist es nun einmal nicht mit dem Wurm; er läuft wie einer, der ein böses Gewissen hat, wie einer, der weg will und nicht weg kann.“ Und er kam auf allerlei Gedanken, denn er hatte oft von seinem Vater gehört und von andern alten Leuten, daß, wenn die Unterirdischen zufällig an etwas Geweihtes geraten, sie festgehalten werden und nicht von der Stelle können, und daß sie sich deswegen sehr davor in acht nehmen. Er dachte aber auch: „Es mag wohl auch was anderes sein, und du tust vielleicht Sünde, wenn du das Würmchen störst oder wegnimmst.“ So ließ er es denn sitzen. Als er es aber noch zwei Mal ebenso wieder gefunden hatte und in derselben Angst herumlaufend, sprach er: „Nein, es ist nicht richtig! Und nun darauf in Gottes Namen!“ Und er griff nach dem Wurm, der sich wehrte und festklebte. Er aber hielt ihn

sicher und riß ihn mit Gewalt los und hatte mit einem Male einen kleinen häßlichen schwarzen Kerl sechs Daumen hoch beim Schopfe, der erbärmlich schrie und zappelte. Dem Bauer schauderte ob der plötzlichen Verwandlung, doch hielt er seine Beute fest und rief ihm zu, indem er ihm einige Klapse vor den Hintern gab: „Geduld, Geduld, mein Bürschchen! Wäre es mit dem Schreien getan, so müßte man die Helden in der Wiege suchen. Wir wollen dich einstweilen ein wenig mitnehmen und sehen, wozu du gut bist.“ Der kleine Kerl zitterte und bebte an allen Gliedern und fing dann an erbärmlich zu wimmern und dem Bauern zu flehen, daß er ihn losließe. Der Bauer sagte aber: „Nein, Gesell, ich lasse dich nicht los, bis du mir sagst, wer du bist uud wie du hieher gekommen und was du für Künste kannst, womit du in der Welt dein Brot verdienst.“ Da grinsete und kopfschüttelte das Männchen und sagte kein Wort; er bat und flehete auch nicht mehr, und der Bauer mußte nun anfangen zu bitten, wenn er etwas aus ihm herauslocken wollte. Aber das half ihm nichts. Da ergriff er das andere und prügelte und geißelte ihn, bis das Blut darnach floß; aber das half auch nicht; der kleine Schwarze blieb stumm wie das Grab, denn diese Art ist die allertückischeste und allereigensinnigste von den Unterirdischen. Da ergrimmte der Bauer und sprach: „Nur Geduld, mein Kind! Ich wäre ein Tor, wenn ich mich an einem solchen Knirps ärgern wollte; du sollst mir schon kirr werden.“ Und der Bauer lief flugs mit ihm nach Hause und steckte ihn in einen schwarzen und rußigen Eisengrapen[1]) und stieß den eisernen Deckel drauf und legte auf den Deckel einen großen, schweren Stein und setzte ihn in

---

[1]) Grape(n) oder Grope(n), metallener oder steinerner Kochtopf.

eine dunkle, kalte Kammer und sprach: „Steh du hier und friere, bis du schwarz wirst! Du sollst mir zuletzt schon gute Worte geben.“ Und der Bauer ging jede Woche zweimal in die Kammer und fragte seinen schwarzen Gefangenen, ob er nun Ton geben wolle; der Kleine aber war und blieb stumm. Das hatte der Bauer wohl sechs Wochen vergeblich getan; da kroch sein Gefangener endlich zu Kreuz. Er rief, als der Bauer die Kammertür öffnete, ihn nun von selbst an, er möge kommen und ihn aus seinem garstigen und stinkenden Kerker nehmen; er wolle nun gerne alles tun, was er von ihm haben wolle.

Der Bauer gebot ihm zuerst, ihm die Geschichte zu erzählen. Der Schwarze antwortete: „Lieber, die weißt du so gut als ich; sonst hättest du mich nicht hier. Siehe, ich bin dem Kreuze von ungefähr zu nahe gekommen, und das dürfen wir kleinen Leute nicht, und da bin ich fest geworden und mußte dem Leibe nach sogleich sichtbar werden; da habe ich mich, damit sie mich nicht erkenneten, in einen Wurm verwandelt. Du aber hast es erraten. Denn wenn wir an heiligen und geweiheten Dingen fest werden, kommen wir nimmer dannen, es nehme uns denn ein Mensch weg. Das geht aber nie ohne Plage und Not ab; doch auch das Festsitzen ist nicht lustig. Und so habe ich mich denn auch gegen dich gewehrt, denn wir haben ein natürliches Grauen, uns von Menschenhänden fassen zu lassen.“ „Ei! Ei! Klingst du mir da hinaus?“ rief der Bauer, „Also ein natürliches Grauen? O glaube mir, ich hab' es vor dir auch, mein schwarzer Freund! Und deswegen sollst du geschwind weg, und wir wollen unsern Handel mit einander kurz abmachen; aber erst mußt du mir was schenken.“ „Was du willst, begehre nur,“ sprach der Kleine; „Silber und Gold und Edelsteine und kostbares Ge-

rät — alles soll im Augenblick dein sein." „Silber und Gold und Edelsteine und andere solche blanke Herrlichkeiten will ich nicht," sprach der Bauer; „die haben schon manchem das Herz verschoben und den Hals gebrochen, und wenige werden darüber des Lebens froh. Ich weiß, ihr seid künstliche Schmiede und habt so manches Besondere für euch, was andere Schmiede nicht wissen. So schwöre mir denn, du willst mir einen eisernen Pflug schmieden, den das kleinste Füllen ziehen kann, ohne müde zu werden — und dann laufe, so weit deine Beine dich tragen!" Und der Schwarze schwur, und der Bauer rief: „Nun mit Gott! Du bist frei!" Und der Kleine verschwand in einem Hui.

Und den andern Morgen, ehe noch die Sonne aufging, stand ein neuer eiserner Pflug auf dem Hofe des Bauers, und er spannte seinen Hund Wasser davor, und der Hund zog den Pflug, der wie ein gewöhnlicher Pflug von Größe war, durch das schwerste Kleiland[1]), und der Pflug riß mächtige Furchen. Diesen Pflug hat der Bauer viele Jahre gebraucht, und das kleinste Füllen und magerste Pferdchen konnte ihn zur Verwunderung aller Leute durch den Acker ziehen und legte kein Haar[2]) dabei. Und der Pflug hat den Bauer zu einem wohlhabenden Mann gemacht, denn er kostete kein Pferdefleisch; und der Bauer hatte ein lustiges und vergnügtes Leben dabei geführt. Hieraus sieht man, daß mäßig am längsten aushält, und daß es nicht gut ist, zu viel zu begehren.

Diese schwarzen Unterirdischen sind meistens an ihre Berge gebunden, viel mehr als die Braunen und Weißen, und dürfen bei Tage selten aus ihren Behausungen heraus,

---

[1]) Kleie ist die schwere, fette Marscherde, die nur mit Mühe aufgekratzt (kleien = kratzen) werden kann.

[2]) Haar legen = beschädigt werden.

und nicht weit weg davon. Das sagt man von ihnen, daß sie des Sommers viel unter Hollunderbäumen[1]) sitzen, deren Duft sie sehr lieben, und daß, wer etwas von ihnen will, sie da suchen und anrufen muß. Das tun aber wenige Menschen; man giebt sich nicht gern mit ihnen ab, weil sie hinterlistig und von Natur mehr böse als gut sind. In Rügen, sagt man, wohnen sie meist in den Uferbergen, die zwischen der Ahlbeck und Mönchgut sich am Strande hinziehen, und halten da ihre Versammlungen und nächtlichen Spiele.

Nicht weit von der Ahlbeck liegt ein kleiner Hof Namens Granitz unter der großen waldigen Uferforst, welche auch die Granitz genannt wird. Auf diesem Höfchen lebte vor nicht langen Jahren ein Herr von Scheele. Dieser war in seinen späteren Tagen in Trübsinn versunken und sah fast keinen Menschen mehr, da er früher ein sehr munterer und geselliger Mann und ein gewaltiger Jäger gewesen war. Diese Einsamkeit des alten Mannes, sagen die Leute, kam daher, daß ihm drei schöne Töchter, die man die drei schönen Blonden hieß und die hier in des Waldes Einsamkeit unter Herden und Vögeln aufgewachsen waren, mit einem Male alle drei in einer Nacht davon gegangen waren und nie wieder gekommen sind. Das hatte der alte Mann sich zu Gemüt gezogen und sich von der Welt und ihren lustigen Freuden abgewendet. Er hatte vielen Umgang mit den kleinen Schwarzen und war auch manche Nacht außer dem Hause, und kein Mensch wußte, wo er gewesen war; wenn er aber um die Morgendämmerung heimkam, flüsterte er seiner Haushälterin zu: „Pst! Pst! Ich

---

[1]) Der Holunder (Holûn tar d. h. Baum der Holle) ist ein Liebling speziell der Holda (Bercht, Nerthus). Vgl. meine Abhandlung „Die Göttin Bercht — Holda und ihr Gefolge“ in der Zeitschrift des D. u. Oe. Alpenvereins 1881.

habe heint[1]) an hoher Tafel geschmaust." Dieser alte Herr von Scheele pflegte seinen Freunden zu erzählen und bekräftigte es wohl mit einem tüchtigen husarischen und weidmännischen Fluche, in den Granitzer Tannen um die Ahlbeck und an dem ganzen Ufer wimmle es von Unterirdischen. Auch hat er Leuten, die er dort herum spazieren führte, oft eine Menge kleiner Spuren gezeigt, wie von den allerkleinsten Kindern, die da im Sande von ihren Füßchen einen Abdruck hinterlassen hätten, und ihnen plötzlich zugerufen: „Horch! Wie es da wieder wispert und flüstert!" Ein ander Mal, als er mit guten Freunden längs dem Meeresstrand gegangen, ist er wie in Verwunderung plötzlich still gestanden, hat auf das Meer gezeigt und gerufen: „Da sind sie meiner Seele wieder in voller Arbeit, und viele Tausende sind um ein paar versunkene Stückfässer Wein beschäftigt, die sie ans Ufer wälzen. Was wird das die Nacht ein lustiges Gelag werden!" Dann hat er ihnen erzählt, er könne sie sehen bei Tage und bei Nacht, und ihm tun sie nichts, ja sie seien seine besonderen Freunde, und einer habe sein Haus einmal von Feuersgefahr errettet, da er ihn nach mitternacht aus tiefem Schlafe aufweckte und ihm einen Feuerbrand zeigte, der vom Herde gefallen und schon anderes Holz und Stroh, das auf der Flur lag, anzünden wollte. Man sehe beinahe alle Tage einige von ihnen am Ufer; bei hohen Stürmen aber, wo das Meer sehr tobe, seien sie fast alle da und lauren auf Bernstein und Schiffbrüche, und gewiß vergehe kein Schiff, von welchem sie nicht den besten Teil der Ladung bergen und unter der Erde in Sicherheit bringen. Und wie herrlich da unter den Sandbergen bei ihnen zu wohnen sei und welche krystallene Paläste

[1]) heint = heutenacht.

sie haben, davon habe auch kein Mensch eine Vorstellung, der nicht da gewesen sei.

Dieser alte Mann galt sonst für einen guten und freundlichen Mann, und kein Mensch hat ihm nachgesagt, daß er etwas tue, was einen Bund mit bösen Geistern verrate. Aber der Umgang mit den kleinen Schwarzen ist nicht immer so unschuldig. Davon giebt es auch eine Geschichte.

Bei dem Kirchdorfe Lanken unweit der Granitz wohnte ein Bauer Namens Matthes Pagels, ein sinniger, fleißiger Mann, der sehr einsam und still lebte und den die Leute für sehr reich hielten. Einige munkelten auch, er sei ein Hexenmeister. Aber mancher wird für einen Hexenmeister gehalten, der sein Geld durch die natürlichste Hexerei erwirbt, daß er fleißig ist und gut aufpaßt. Dieser Pagels war aber kein guter Mensch. Er bekam Streit mit einem seiner Nachbarn, weil dieser ihn beschuldigte, er pflüge ihm an einer Seite den Acker ab. Und der Bauer Pagels tat das wirklich; er fluchte und schwur aber, das ganze Ackerstück gehöre ihm in seiner ganzen Breite, so weit er gepflügt hatte, und noch zehn Schritte weiter bis zu der hohen Buche, die oben an dem Rain[1]) stand; und das wollte er durch Eid und Schriften beweisen. Und er hat es bewiesen durch Eid und Urkunden und ein Papier vorgebracht, wodurch der Acker sein geworden ist. Die Leute sagen aber, zwei von den kleinen Schwarzen, die ihm auch das Geld in das Haus getragen, haben das falsche Papier geschmiedet und in der großen höllischen Staatskanzlei des Teufels geschrieben und besiegelt. Matthes Pagels aber hat schon bei seinem Leben die Strafe dafür gehabt, daß er weder

---

[1]) Rain = schmaler, meist mit Gras bewachsener und von Kleinvieh abgeweideter Weg, der verschiedene Felder von einander trennt und oft als Fußpfad dient.

Rast noch Ruhe hatte vor seinen kleinen Geistern: jede Nacht um zwölf Uhr mußte er mit aller Gewalt aus dem Bette und auf dem Ackerstücke rundwandeln und auf die hohe Buche klettern und dort zwei volle Glockenstunden aushalten und frieren. Noch sieht man ihn zuweilen da als einen kleinen Mann im grauen Rocke mit einer weißen Schlafmütze auf dem Kopfe; gewöhnlich sitzt er aber wie eine schneeweiße Eule auf dem Baume, sobald die Mitternacht vorbei ist, und schreit ganz jämmerlich. Und kein Mensch kommt dem Baume gern zu nah, und kein Pferd[1]) ist da auf dem Wege vorbeizubringen, sondern sie schnauben und blasen und bäumen sich und gehen auch mit dem besten Reiter durch und querfeldein. Als meine selige Mutter, die in Lanken geboren war, noch ein Kind war, sangen die Leute noch vom Matthes Pagels und seiner Buche:

Pagels mit de witte Mütz,
Wo koold un hoch is din Sitz!
Up de hoge Bök
Un up de kruse Eek
Un achter'm hollen Tuun;
Worüm kannst du nich ruhn?

Darüm kann ick nich rasten:
Dat Papier liggt im Kasten,
Un mine arme Seel
Brennt in de lichte Höll.

Die kleinen Schwarzen sind auch Wilddiebe, denn sie essen gern Braten. Sie dürfen aber das Wild mit keinem Gewehr fällen, sondern sie stricken eigene Netze, die kein Mensch sehen kann: darin fangen sie es. Darum sind sie auch Feinde der Jäger und haben schon manchem Jäger sein Gewehr behext, daß er nicht treffen kann. So war es auch einem

[1]) Pferde sind in besonderem Grade geistersichtig.

Jäger gegangen Namens Jochen Schulz, der zuletzt als Kirchenvogt in der Stadt Barth gestorben ist. Dieser war bisher ein sehr glücklicher Weidmann gewesen, fand sich aber mit einem Male wie behext, sodaß er nichts treffen konnte und alle seine guten Dienste verlor, die er als Jäger gehabt hatte. In dieser großen Not hatte er viele Leute um Rat gefragt, sie hatten ihm auch genug Rat gegeben (denn den geben alle Menschen gern umsonst und ungebeten), aber es hatte alles nichts geholfen, sondern die Behexung blieb nach wie vor. Da sagte ihm einmal eine alte Bettelfrau, die er im Walde traf, sie wisse gewiß, es sei ein Schwarzer, der ihm den Schuß besprochen habe, und es könne ihm kein Rat und kein Mittel in der ganzen Welt helfen, als daß er etwas von ihnen in seine Gewalt bekomme. Sie hatte ihm zugleich einen Platz gezeigt, einen kleinen Hügel im Walde, wo sie des Nachts immer herauskamen aus den Bergen und ihre Tänze hielten. Da sollte er sich nur hinschleichen, seinen Hagelbeutel nehmen und ein christliches Gebet darüber halten, dann die Hand voll Hagel nehmen und ihn geschwind ausstreuen, wie man Erbsen zu säen pflegt, und dazu rufen: „In Gottes Namen! Satan, weiche von mir!“ Falle dann nur Ein Körnlein auf etwas, das einem der Unterirdischen gehöre, so müssen sie es da lassen. Er solle nur den Morgen abwarten, bis die Sonne aufgegangen. Dann seien sie alle fort, und das Getroffene müsse dann auch sichtbar werden. Er solle es auflesen und mitnehmen. Der Eigner werde dann in der Herzensangst schon kommen und sich mit ihm abfinden müssen. Der Schulz hat es ganz so gemacht, wie die alte Bettlerin ihm gesagt hatte, und nach Mitternacht einen tüchtigen Hagelwurf gewagt; und siehe, den andern Morgen hat er auf dem Hügel einen schönen silbernen Gürtel mit einem silbernen Spänglein gefunden und

weiße Täubchen und bringen den kleinen Kindern oft schönes und den Erwachsenen zarte Gedanken und himmlische Träume, von welchen sie nicht wissen, wie sie ihnen kommen. Das ist bekannt, daß sie sich häufig in Träume verwandeln, wenn sie in geheimer Botschaft reisen. So haben sie manchen Betrübten getröstet und manchen Treuliebenden erquickt. Wer ihre Liebe gewonnen hat, der ist im Leben besonders glücklich, und wenn sie nicht so reich machen an Schätzen und Gütern als die andern Unterirdischen, so machen sie reich an Liedern und Träumen und fröhlichen Gesichten und Phantasien. Und das sind wohl die besten Schätze, die ein Mensch gewinnen kann. Das kann man für gewiß sagen, daß, wer unter ihrem Schutze steht, vor vielem Leide geborgen ist. Ich will davon eine kleine Geschichte erzählen; sie heißt die Geschichte vom Lilienmädchen.

Mitten zwischen hohen Alpen, auf welchen das Eis und der Schnee nie ganz geschmolzen wären, wenn die Sonne um Johannis, wo die Tage am längsten sind, auch die vollen vierundzwanzig Stunden am Himmel stände, lag unten in tiefer Verborgenheit ein grünes Tal, wo es nie schneiete noch fror und wo gleichsam ein ewiger Lenz war und die Nachtigallen nie aufhörten von Liebe zu singen und zu klagen. In diesem Tale war ein wunderschöner Garten mit einem hellen krystallenen Schlosse und mit so schönen Blumen, als man sie nirgends auf Erden gesehen hat. Die Rosenbüsche standen hier so hoch und wölbig als die Eichen und die Lilien als die höchsten Tannen, und es war alles über die Maßen fein und wunderbar[1]). Das wunderbarste in dem wunder-

Der Dichter hat hier die namentlich in den Alpen häufig vorkommende Sage von einem nur wenigen Glücklichen sichtbaren Zaubergarten frei benutzt. Vergl. meinen Aufsatz: „Die Paradiessage in den Alpen“ in der Alpenvereinszeitschrift 1879.

samen Garten war aber ein wunderschönes Mägdlein, welches das Lilienmädchen hieß, weil es am meisten unter den Lilien spazieren ging und weil es ein Liedchen viel zu singen pflegte von den schneeweißen Lilien und von den schneeweißen Engelein. Das Liedchen war dem Kindlein von seiner Mutter schon in der Wiege oft vorgesungen, und es war das einzige, was es aus seiner Kindheit behalten hatte. Das Kind war aber hier nicht geboren, sondern auf eine seltsame Weise in den Garten gekommen. Das Liedlein lautete also, und sie sang es immer mit trauriger Stimme:

Schlafe, Kindlein hold und weiß,
Das noch nichts von Sorgen weiß;
Schlaf' in stiller, süßer Ruh,
Tu' die kleinen Äuglein zu.

Draußen stehn die Lilien weiß,
Haben allerschönsten Preis;
Droben in der lichten Höh
Stehn die Englein weiß wie Schnee.

Kommt ihr Englein, weiß und fein,
Wiegt mir schön mein Kindelein,
Wiegt sein Herzchen fromm und gut,
Wie der Wind der Lilie tut!

Schlafe, Kindlein, schlafe nun!
Sollst in Gottes Frieden ruhn;
Denn die frommen Engelein
Wollen deine Wächter sein.

Mit dem kleinen Lilienmädchen verhielt es sich folgendergestalt. Sie war die Tochter eines sehr reichen Königs und einer sehr schönen Königin. Nun war da eine Hexe, die wußte vorher, daß die Königin kein anderes Kind mehr gebären würde und daß diese junge Prinzessin einmal das Reich erben

und Königin darin sein würde. Diese alte Hexe hatte einen einzigen Sohn, der war lahm und sehr häßlich. Ihr kam er aber sehr schön vor, weil es ihr Sohn war, und sie dachte, daß es doch was Feines sei, wenn sie ihm einmal die schöne Prinzessin zur Frau verschaffen könnte und das Königreich obenein als Mitgift. Darauf hatte sie oft viel hin und hergesonnen und endlich ihren ganzen Anschlag fertig gemacht. Eines Tages, als der König und die Königin mit der kleinen dreijährigen Prinzessin im Rosengarten spazieren ging, siehe, da hatte die alte Hexe sich in eine Wölfin verwandelt, sprang in den Rosengarten hinein, nahm die kleine Prinzessin in den Rachen und lief mit ihr davon. Der König und die Königin schrieen Hülfe! Hülfe! und liefen nach; aber die Wölfin war mit dem Kinde über alle Berge, und kein Mensch konnte sie einholen und ihr das Kind wieder abjagen. Alle Menschen glaubten, es sei von ihr aufgefressen, und der König und die Königin betrauerten es wie ein totes. Es lebte aber gottlob noch, und es lebte auf die allerlustigste Weise. Die alte Hexe hatte in einem wilden Tale, das wohl zweihundert Meilen von der Stadt lag, wo der König und die Königin, des Kindes Eltern, wohnten, einen paradiesischen Garten hingezaubert, wozu kein Weg und Steg führte und wohin man nur durch die Luft auf dem Rücken des Adlers oder als ein Vögelein Briefe tragen konnte. Sie selbst hatte sich in einen Vogelgreif[1]) verwandelt, als sie das Kind über die hohen, verschneiten Alpen dahin trug. Der Garten hatte nicht allein die schönsten Blumen und Rosen und Lilien, wovon ich eben erzählt habe, sondern es standen auch die herrlichsten Bäume darin,

[1]) Der Vogel **Greif** (Roch) ist seit den Kreuzzügen aus den orientalischen Märchen in die deutsche Sagenwelt eingedrungen.

woran die lieblichsten Früchte im Überfluß hingen, und Reben und Sträuche voll Trauben und mancherlei süßer Beeren, und Bäche voll Milch und Honig rieselten und Quellen sprudelten den köstlichsten Wein in die Höhe. Von allem diesen konnte das Kind immer essen und trinken, wann und wieviel es wollte. Und die lustigsten Vögel saßen in allen Zweigen und machten Musik zu der Herrlichkeit. Es stand auch in dem krystallenen Häuschen ein sehr niedliches Bettchen in einem stillen, kühlen Kämmerlein, wo das Kind sich schlafen legte, wann es Abend ward, und in einem kleinen Nebengemache setzten unsichtbare Diener und Dienerinnen die niedlichsten Speisen und Getränke auf den Tisch und nahmen sie zu ihrer Zeit wieder weg. Kurz, es fehlte dem Kinde an garnichts; nur Menschen waren nicht da, und es mußte mit seinen Blumen und Vögeln sprechen, was es denn auch genug tat, sodaß es den kleinen Blümchen zuweilen Geschichten erzählte und ins Ohr säuselte und mit den Vögelchen, die sich ganz zahm ihm auf Schultern und Händchen setzten, manche liebe Stunde verzwitscherte und verschwätzelte, auch wohl zuweilen versang; denn das Lilienmädchen konnte bald alle Vogelstimmen nachzwitschern und nachsingen. Die alte Hexe aber hatte das Kind darum hieher in den Garten gesetzt, weil sie glaubte, hier sei es ihr sicher, und hieher werde keiner kommen und es ihr wieder stehlen und entführen können; denn wer wollte hieher kommen? Sie dachte es hier groß werden zu lassen, und sie freute sich jedesmal, wenn sie in den Garten kam und das Kind größer und schöner werden sah. Dann wollte sie, wann die Prinzessin erwachsen war, ihren Sohn hieherbringen und mit ihr verheiraten, daß sie Söhne und Töchter mit einander bekämen. „Denn“, sprach sie bei sich, „haben sie nur erst Kinder miteinander, so kann ich sie beide

dann mit den Kindern zu dem Könige nnd der Königin bringen und sagen: Sehet, dies ist eure schöne Tochter, welche die Wölfin entführte und welche Gott auf eine wunderbare Weise erhalten hat; und das ist euer schöner und würdiger Eidam, und das sind eure niedlichen kleinen Enkelein; und sie werden sich schon darin finden müssen, und ich werde eine Großmutter von Königen und von Königinnen werden. Juchhe!" So hat die alte Hexe gehofft; doch ist es ihr nicht alles nach Wunsch geraten.

Die kleine Prinzessin hieß Gunhilde und war des Königs von Schweden Töchterlein. Sie spielte, da sie ihre Eltern und die dunkeln Erinnerungen ihrer Kindheit bald vergaß, recht fröhlich unter den Blumen und Bäumen herum und wußte in dem ewigen Frühlinge, worin sie sich erging, nichts von den Plagen und Bosheiten dieser argen Welt. Nur wenn sie das kleine Wiegenlied sang von den Lilien und den Englein, ward sie wohl auf einen Augenblick traurig; aber dieser Eindruck verwehte so leicht, als Tropfen, die im Sommer auf Blumen fallen, von dem Sonnenwinde weggeblasen werden. So vergingen ihr in eitel Freuden unter den lustigsten Kinderspielen und Vögeln und Blumen Monate wie Sekunden und Jahre wie Minuten. Und sie war zwölf Jahre alt geworden und eine rechte Blume der Schönheit, schlank wie eine Lilie und frisch wie eine Rose. Und sie wäre in all ihrer Unschuld wohl die Frau des lahmen und garstigen Hexenunholds geworden, wenn Gott es nicht anders gewollt hätte. Dieser ließ nämlich ein buntes Vögelein in diesen Garten hinunterwehen, und das bunte Vöglein kehrte das, was das bitterste Leid hätte werden können, zur süßesten Freude. Ich muß nun erzählen, wie es sich mit dem Vöglein begeben hat und was mehr daraus geworden ist.

Jenseits jener hohen, beschneiten Alpen, welche das tiefe Tal umringten, worin Gunhildens Garten blühete, wohnte ein Köhlerpaar, fromme und einfältige Leute, welche Gott lieb waren. Diese hatten auch gar liebe und fromme Kinder. Das hatten die kleinen Weißen gemerkt und kamen in mancherlei Gestalt und Verkleidung oben in das Köhlerhaus und brachten Segen hinein. Auch den Kindern brachten sie zuweilen Geschenke, von welchen die Eltern nicht begreifen konnten, wie sie dazu gekommen seien. Die Kinder sagten aber immer, sie hätten sie gefunden, und sie hatten sie auch fast immer gefunden. Nun kam einmal einer der Weißen als ein Schneevögelchen geflogen und wollte zur Köhlerhütte. Weil es nämlich gewöhnlich da oben sehr kalt war, so nahmen sie, wenn sie dahin wollten, meistens die Gestalt solcher Tiere an, welche die Kälte ertragen können. Als nun das Schneevögelchen auf seiner Alpenreise im besten Fluge war, entstand plötzlich ein greulicher Sturm mit Wirbeln und Schneegestöber, und es ward in der Dunkelheit mit fortgewehet, es wußte nicht wohin, bis es sich endlich zwischen den Alpen in der hellesten und heitersten Luft wiegte und tief unten im Tale einen wunderschönen Garten liegen sah. Da flog es hinab und wollte sehen, was der Garten bedeute hier mitten in der Einöde. Schneevögelein ließ sich darum unter den andern Vögeln nieder und zwitscherte und sang mit ihnen aus seinen besten Künsten, sah das krystallene Haus, sah das hübsche und weiße Lilienmädchen in seinem reizendem Liliengange wandeln, wo die Lilien so hoch standen, als anderswo die Linden und Birken stehen, und begriff auf der Stelle, daß hier etwas von Zauberei walten müsse. Zufällig war auch die alte Hexe eben da, welche einmal nachgesehen und sich gefreut hatte, daß Gunhilde so geschwinde wuchs. Sie kroch aber als eine garstige

Kröte in einem Winkel des Gartens. Das Vögelchen wußte noch nicht recht, wohin die Zauberei wolle; als es aber die Kröte mit dem wunderlich lauschenden Kopfe und den hellen, listigen Augen gesehen hatte, deutete es sich alles. Die Hexe merkte von dem Vögelchen auch nicht das allergeringste, denn wenn die Hexen alles wüßten, würde nie eine Seele erlöst, die ihre Künste verstrickt haben.

Als das Schneevögelein sich alles besehen, erlauscht und erkundet hatte, schwang es sich auf seinen leichten Schwingen wieder hoch über die Alpen hinaus, flog über das wohlbekannte Köhlerhäuschen hin und war bald weit davon unten auf einer blühenden Wiese, wo es seine Gesellen fand. Diese tanzten schon den fröhlichen Sternenreigen um die Quelle, denn es war Abend geworden und der Mond aufgegangen. Und der kleine Weiße zog sein Vogelkleidchen aus und erzählte seinen Gespielen sein Abenteuer und die Ursache seines langen Ausbleibens. Und sie ratschlagten sogleich, was zu tun sei, und daß es eine Sünde sei, wenn das schöne Kind, das gewiß vornehmen Eltern gestohlen worden, so der schnöde Raub einer listigen Hexe werde. Und sie späheten und forschten die nächsten Tage umher und sandten auf Windesfittichen und auf Vogelflügeln manche geschwinde Boten aus und hatten es bald heraus, das Lilienmädchen sei gewiß die kleine Gunhilde, des Königs von Schweden Töchterlein, womit eine grimmige Wölfin einst in den Wald gelaufen. Und in wenigen Tagen waren sie auch hinter dem ganzen Anschlage der alten Hexe und daß sie nichts Geringeres meine, als daß ihr garstiger Sohn solle der Gemahl der Prinzessin und gar einmal Prinz und König werden. Und sie beschlossen einmütig, das solle nimmer geschehen, und hielten von diesem Tage an redlich Wache bei der Prinzessin, sodaß immer einer den andern ablösete; und

das machten sie auf folgende Weise. Immer waren zwei von ihnen in dem Zaubergarten des kleinen Lilienmädchens. Sie flogen als Schneevögel oder als Raben, Krähen, Adler und andere Vögel, welche die Kälte ertragen können, über die Alpen, senkten sich dann ins Tal hinab, und wie sie die niedere und mildere Luft berührten, wurden sie bunte Vögel und Schmetterlinge und mischten sich unter die andern Vögel und Schmetterlinge, welche im Garten sangen und herumflogen und welche die alte Hexe in so zahlloser Menge und in solcher wunderlichen und seltsamen Mannigfaltigkeit der Farben erschaffen hatte, daß sie unmöglich merken konnte, ob einige mehr oder weniger da waren. Auf diese Weise waren Tag und Nacht immer einige Weiße um Gunhilden und ließen sie nicht aus den Augen, damit ihr kein Leid widerfahren könne.

Zuerst jammerte das Kind sie, daß es so dumm aufwachsen sollte in aller seiner Unschuld und Schönheit, und sie fingen an, ihm viele feine Gedanken in das Herz zu geben und ihm allerlei Kunst und Wissenschaft einzuflößen, ohne daß Gunhilde es merken könne. Denn es geschah meistens im Schlafe, sodaß das Kind meinte, was es gelernt hatte, sei ein Traum; denn sichtbar wurden sie der Prinzessin nie, durften es auch nicht werden. Wenn sie aber als Vögelein und Schmetterlinge zu ihr flogen und ihr allerlei vorzwitscherten, unterschied sie sie nicht von den andern bunten Vögeln und Schmetterlingen, wenn sie ihr gleich ganz andre Sachen vorklangen und zuflüsterten, als jene konnten. Das ist aber gewißlich wahr, daß die Prinzessin, seitdem die Weißen da waren, viel geistreicher und sinnvoller geworden war, sodaß selbst die alte Hexe, wann sie in den Garten hinabkam, zuweilen erstaunt vor ihr stillstand und sich darüber verwunderte, welch ein seltsames Kind das sei, das ohne alle Unterweisung so

klug werde. Sie hatte da einmal das Wort fliegen lassen: „Ich muß ihr meinen Hahn bald bringen, ehe mir dies Hühnlein zu klug wird und ihm wegfliegt.“ Die Vögelein, welche als Sendeboten der Weißen da waren, hatten sich das gemerkt, und flugs war einer derselben zu den Ihrigen geflogen und hatte es berichtet. Und die waren erschrocken zu Rat gegangen und hatten gegen den verruchten Anschlag, den die Hexe mit ihrem Lahmen hatte, eine sonderliche List erfunden.

Sie schmiedeten aus ihrer klügsten Kunst und mit unverdrossenstem Fleiße Tag und Nacht an einem Goldringelein. Und als das Ringelein fertig war, flugs ward einer eine Krähe, nahm es in den Schnabel und flog damit über die Schneeberge und in den Garten hinein. Und als es Nacht geworden war und die süße Prinzessin Gunhilde im Bette lag und schlief, flatterte das Vögelein auf das Bett und belehrte das Kind in der Gestalt eines Traumes über sein Schicksal, indem es ihr im Traum in seiner wahren Gestalt erschien als ein feiner Unterirdischer im schneeweißen Gewande und mit dem weißen Mützchen mit der silbernen Glocke auf dem Kopfe. Es flüsterte ihr aber folgendes vor:

„Liebes, freundliches Lilienkind, ich bin einer der weißen Unterirdischen, von welchen du nichts weißt, die aber sehr deine Freunde sind, und ich komme, dich über dein Schicksal zu belehren und dich vor den bösen Tücken und Künsten einer alten Hexe zu warnen, die dich auf eine uns unbegreifliche Weise in ihre Gewalt bekommen hat. Dein Vater ist ein großer König, der im fernen Norden herrscht, und deine Mutter ist eine Königin. Von diesen hat sie dich weggestohlen und entführt und dich in diesen Garten und in dieses krystallene Haus gesetzt. Sie ist ein sehr häßliches altes Weib, mager und runzelicht und triefäugig und hat einen häßlichen, lahmen

Sohn; mit dem und mit dir hat sie einen Anschlag. Sie will ihn nämlich mit dir vermählen, d. h. er wird kommen, als wenn er mit dir spielen und dir die Zeit vertreiben wollte; und er wird sehr freundlich mit dir tun, so freundlich, als ein solcher Mensch sein kann. Aber der Bube hat den Schelm im Nacken, wie seine Mutter; er will dich nur berücken, daß du ihn als deinen Herzliebsten annehmen sollst und Hochzeit mit ihm machen. Hat er das vollbracht, dann, meinen sie, haben sie dich ganz in ihrer Macht, daß sie mit dir tun können, was ihnen nur gefällt. Und die Alte hofft nichts Geringeres, als daß dein Vater und deine Mutter ihr hinkendes Söhnlein als Eidam annehmen sollen, damit er nach ihrem Tode als König das Reich beherrsche. Das wäre aber ewig schade um deine Schönheit und Jugend, wenn sie einem solchen Ungeheuer von Häßlichkeit und Bosheit zu teil werden sollte. Darum haben wir dich warnen wollen, damit du dich hütest vor ihren schmeichlischen und bübischen Listen. Denn du bist eine erwachsene Jungfrau und füllest bald dein dreizehntes Jahr, und die Alte wird nun bald kommen mit ihrem Sohn. Nimm dich nun in acht vor ihnen, so gut du kannst! Eines aber sollst du wissen. Hier hast du ein Goldringelein, das ich dir an den Finger stecke. Das verwahre wohl und birg es als dein köstlichstes Kleinod. Und wann du in der größten Not bist und nicht mehr weißt, wo aus noch ein, dann nimm das Ringelein vom Finger und reibe dir die Stirn damit, so wirst du plötzlich in zwei Wesen verwandelt werden, in ein Sandkorn und in ein Spinnweb, und sie werden dir nichts zu leide tun können. Denn vor einem Sandkörnchen, das dieser Ring berührt hat, haben alle Hexen und Hexenmeister einen Schauder, und Spinnweben dürfen sie nicht anrühren, oder sie kriegen den Schlag. Die zweierlei Verwandlungen haben

wir aber angestellt, damit, wenn dem Sandkörnchen etwas zu leide geschähe, das Spinnwebchen noch da sei, oder, wenn dem Spinnweb was widerführe, das Sandkörnchen wieder Gunhilde werden könne. Du brauchst aber nie länger Sandkörnchen oder Spinnweb zu bleiben als einmal vierundzwanzig Stunden, denn vierundzwanzig Stunden ist die längste Zeit, welche die Alte in dem Garten bleiben darf; dann muß sie fort und kommt in zehn Tagen nicht wieder: denn je alle zehn Tage darf sie nur hinkommen. Die Hexen haben auch ihre strengen Gesetze, unter welchen sie stehen; und wäre das nicht, wer wollte mit ihnen auskommen? Und nun sei mutig und behalte diese Worte wohl! Wir werden immer da sein und dir beistehen."

Dieser Traum ward dem Lilienmädchen mehrmals erzählt, sodaß dem Kinde alles klar ward und es alles fast eben so gut verstand, als hätte es auf der Welt immer unter Menschen gelebt, wo gutes und böses immer unter einander im Schwange geht.[1]) Auch wurden ihm viele Gestalten, die es nachher wirklich sehen sollte, in ihrer ganzen, vollen Natürlichkeit gezeigt. Und als das Lilienmädchen erwachte, fand es sein Goldringelein am Finger und beschauete es mit Wohlgefallen und sang das Verslein dazu, das ihm auch im Traume zugeflüstert war und das also klang:

Goldringelein! Goldringelein!
Mach' mich klein, mach' mich fein!
Sandkorn ist das Kleinste,
Spinnweb ist das Feinste.

Huhu, welch ein Wicht!
Körnlein, verwehe nicht!

---

[1]) Im Schwange gehn = in Bewegung sein, fortdauernd geschehen.

Spinnweb, zerreiße nicht!
Huhu! Huhu!
Mein Glück, wie dünn bist du!

Die kleinen Weißen hatten alles richtig vorher gewußt oder geahnet. Es vergingen nicht vierzehn Tage, so begab sich's, wie sie dem Lilienmädchen im Traum gesagt hatten. Die alte Hexe war bisher noch nie in menschlicher Gestalt erschienen, sondern war als Maus[1]) in den Garten oder in das Haus gekrochen oder auch als Kröte und Eidechse hineingeschlüpft oder als Mistkäfer[1]) über die Mauer geflogen. Unter diesen Verkappungen hatte sie die Prinzessin immer belauscht und sich ihr nie in ihrer wahren Gestalt gezeigt. Sie hatte aber ihre tückische Absicht dabei gehabt, denn sie hoffte sie mit ihrem Sohne desto besser überraschen zu können, wenn sie vorher nie ein menschliches Bild gesehen. Dafür aber hatten die kleinen Weißen schon gesorgt, denn sie hatten ihr den schönsten Prinzen und Ritter im Traume gezeigt, sodaß sie unter ihren Blumen schon seit mehreren Wochen in träumender Sehnsucht ging. Dies alles hatten sie so vorbereitet, damit die Häßlichkeit der Alten und ihres lahmen Krüppels dem Lilienmädchen desto scheußlicher erschiene. Die Alte hatte nun beschlossen, ihre Geschichte zu vollenden, und kam deswegen zum ersten Mal in ihrer wahren Gestalt, wie sie leibte und lebte.

Die Prinzessin Gunhilde hatte eben ihren dreizehnten Geburtstag angetreten, und es schien, als wolle der Himmel ihn mitfeiern, so lieblich und anmutig war der Morgen aufgegangen. Das Kind hatte einen wunderlieblichen Traum gehabt und von einem schönen blonden Jüngling geträumt, der

---

[1]) Mäuse und Mistkäfer sind echte Hexentiere.

vor ihr Bett getreten, sich demütig und freundlich vor ihr verneigt und sie mit einem großen grünen Kranze ganz zugedeckt hatte. Durch diese süße Erscheinung war sie aufgeweckt und hatte den blonden Kranzträger vergebens in dem Zimmer und in dem Hause und Garten gesucht; denn ihr deuchte, er sei leibhaftig da gewesen. Jetzt ging sie voll der süßen und wehmütigen Gefühle, welche das holde Bild in ihrem Busen erregt hatte, in ihrem Liliengange auf und ab und hörte die Nachtigallen schlagen und den Morgen begrüßen. Besonders ergötzte sie sich an einer Nachtigall, die sie, in der Luft hin und her fliegend, immer begleitete und fast, wie die Lerchen und Grasmücken tun, im Fluge sang. Das war aber keine von den Nachtigallen der alten Hexe, die zum Garten gehörten, sondern es war einer der kleinen Weißen, unter den Vögeln versteckt. Als sie nun so unschuldig und in süßer, träumender Sehnsucht und Wehmut versunken unter ihren Blumen spazieren ging, da kam mit einem Male von dem andern Ende des Gartens eine alte Frau daher in einem braunen Rocke und mit schneeweißem Kopfe, den eine schwarze Mütze bedeckte und der mit dem gekrümmten Rücken fast bis zur Erde niederhing; sie kroch aber mehr, als sie ging, und hustete bei jedem Schritt, den sie tat. Als sie nun näher herbeikam, da sah Gunhilde, wie scheußlich sie war. Ihre Stirn und ihre Wangen waren zusammengerunzelt, wie Handschuhe, die naß geworden und auf dem Ofen getrocknet sind; ihre schielenden Augen glühten wie feurige Kohlen und leckten[1]) Tropfen, wie der Schornstein leckt, wann regnigtes Wetter ist. In ihrem häßlichen Munde war auch kein Zahn mehr, und

---

[1]) lecken als Verb. trans. = zum Herabfalleu bringen, herabtröpfeln lassen.

wo weiland ein rundes Kinn gewesen, war jetzt ein spitziger, magerer Knochen mit einigen langen weißen Barthaaren besäet, die wie einzelne Stoppeln standen gleich dem Barte, womit die Katzen geziert sind. Die schöne Gunhilde schauderte freilich zusammen bei dem ersten Anblick, aber doch war ihr das alte Weib anziehend. Denn das haben fast alle Hexen so an sich, daß auch, die sie verabscheuen, nicht leicht von ihnen kommen können. Die Alte grüßte das schöne Kind und bot ihm einen schönen guten Morgen, lächelte dazu gar leidig und gebärdete sich freundlich und tat so süß wie ein Thimiansbeutelchen;[1]) dann begann sie nach manchen Räusperungen und Flüsterungen also:

„Ich sehe es dir an, liebes Kind, daß du dich nicht wenig wunderst über diese Erscheinung, die jetzt vor dir steht. Ich aber verwundere mich nicht über deine Verwunderung; denn was ist natürlicher, da du nie einen Menschen gesehen hast als dich selbst? Aber fürchte dich nicht vor mir! Ich liebe dich mehr als mein Leben und bin allein gekommen, dich glücklich zu machen. Du weißt das Wunder nicht und darfst es noch nicht wissen, wodurch du in diesen Garten gekommen bist und hier zehn einsame Jahre unter Bäumen und Blumen verlebt hast; das aber sollst du wissen, daß ich es bin, die dich hieher gebracht hat, damit du vor vielem Unglück und vor Verführung, wovon es in der bösen Welt wimmelt, frei wärest. Ich bin deine Erretterin und Pflegerin und Helferin gewesen bis diesen Tag, und daß du fröhlich und schön bist, ist das Werk meiner Fürsorge. Aber ich bedenke, daß es nicht gut ist, daß du hier länger so in der Einsamkeit bleibst, und

[1]) Die Blüten der verschiedenen Thymianarten enthalten ein erfrischendes ätherisches Öl, weshalb blühende Thymianzweige als belebendes Riechmittel und sonst gebraucht werden.

morgen sollst du einen Gespielen erhalten, den liebenswürdigsten und anmutigsten Jüngling, den je die Sonne beschienen hat, und er soll bei dir sein Tag und Nacht und dir die Tage und Nächte versüßen und verspielen helfen, und er soll dir der Liebste sein, was die andern Menschen einen Bräutigam nennen, und du sollst seine Braut sein. Aber du verstehst das noch nicht; du wirst es aber wohl lernen, wie süß und freundlich der holde Knabe ist."

Dies und viele solche Sachen plapperte die leidige und redselige Alte der Prinzessin den ganzen Tag vor und sagte sie mit den allerschmeichlichsten und süßlichsten Tönen und Gebärden, worin nur Hexen sprechen und sich gebärden können, und meinte, sie habe sie ganz gefangen und werde das junge unerfahrene Vöglein leicht in die Schlinge gehen, ja, es sitze schon halb darin. Denn Gunhilde, die merkte, wie leidig und listig die Alte war, brauchte auch List und stellte sich, als freue sie sich über die Maßen über die Ankunft des Gespielen, den sie ihr zubringen wolle, und tat überhaupt so kindisch und sorglos und dumm, daß die Alte ganz entzückt war.

Und als der andere Morgen gekommen war und Gunhilde aus ihrem Kämmerchen in den Garten hinaustrat, über welchem eben die Sonne aufging, da war die Alte wieder da und sagte: „Fahrwohl mit dir, feines Kindchen! In ein paar Minuten ist dein Bräutigam da. Nun spielt nur schön, bis ich wiederkomme, und laßt euch die Zeit nicht lang werden! Um zehn Tage bin ich wieder bei euch." Sie dachte aber bei sich: „Es wird ein feines Spiel werden, daß dem alten Könige in Mitternacht einmal die Augen davon übergehen werden, wann er meinen Sohn Eidam grüßen muß. Indessen er ist mein Sohn, und aus jedem Tropfen Adamsblut kann bei Gelegenheit ein Kaiser und König werden. Und ist er

nicht ein feiner Junge? Pah! Ich meine, er braucht vor Königsblut nicht umzukehren.“ Mit diesem fröhlichen Selbstgespräch schied sie aus dem Garten und verschwand durch die Pforte; und nach einigen Augenblicken trat statt ihrer ihr Söhnlein daher, oder vielmehr es humpelte — und wie sah es aus?

Es war ein Jüngling von neunzehn Jahren, nicht viel über drei Fuß hoch und fast eben so breit und dick, als er lang war. Er zeigte vorn (denn der Kopf ging dem Leibe eine halbe Elle voran) einen breiten Kopf, der sich nach oben gradauf wie ein Zuckerhut zuspitzte, mit einem platten Gesicht, eingedrückter Schnauze und kleinen, blinzelnden, grauen Augen, und, was noch glatt hätte sein können, von Blatternarben jämmerlich zerrissen. Seine Scheitel bedeckten dünne weiße Haare, und wo der Männerbart stehen sollte, standen hie und da einzelne Struppen, wie Disteln auf einem unfruchtbaren Sandfelde. Diese saubere Gestalt war auf das allerabenteuerlichste und lächerlichste verziert, etwa wie vor hundert Jahren die Edelknaben an den Fürstenhöfen gekleidet gingen. Er trug einen roten Scharlachrock mit Gold besetzt, eine seidene, golddurchstickte Weste und weiße atlassene Beinkleider und weiße seidene Strümpfe bei schwarzen Schuhen mit roten Bandschleifen von der Größe einer rotflammenden Bauerrose, die vornehm Päonie genannt wird. Den Hut trug er unter dem Arm, ein spanisches Rohr mit einem goldenen Knopf glänzte in seiner Rechten, und ein breiter Haarbeutel, aus welchem der Puder bei jeder Bewegung in weißen Strömen wehte, wackelte auf einem spitzen Hügel hin und her, der aus seinem Rücken gewachsen war und den man allenfalls als Nagel hätte brauchen können, Hüte, Mäntel und dergleichen daran zu hängen. Dieser anmutige und anmutig verzierte

Gesell hinkte denn langsam und von Liebesseufzern und Luftschnappern ächzend den Liliengang hinauf, in dessen Mitte die Prinzessin stand; und sie ließ das neue Abenteuer auf sich zukommen, ohne sonderlich zu erschrecken, denn in seiner Kleinheit kam er ihr mehr lächerlich als gefährlich vor.

Und er trat vor das Lilienmädchen hin und verneigte sich dreimal sehr tief, und seine Blicke fielen bald auf sie, bald auf sich selbst zurück, und er betrachtete sich dann mit innigem Wohlgefallen vom Kopf bis zu den Füßen, besonders seine breiten Waden in den glänzenden seidenen Strümpfen, seine Bräutigamsschuhe mit den roten Bändern von der Farbe, die man Liebesflammen nennt, und seinen Scharlakenrock[1]) von Golde strotzend — und selbstbehaglich lächelte er aus sich heraus, als wollte er sagen: „Schöne Prinzessin, komm! Hier hast du den anmutigsten aller Prinzen; mache ihn zu deinem Liebsten und Bräutigam!“ Das sagte er aber nicht, sondern, nachdem er einige Minuten Atem geschöpft hatte (denn der Kasten, den er auf dem Rücken trug, drückte verzweifelt schwer auf seine Brust, besonders wenn er nach seiner Weise geschwinde gegangen war), sprach er etwa solche Worte:

„Vielgeliebte Prinzessin oder schneeweißes Lilienmädchen oder Prinzessin Tulipan Schneeblümchen und Schneeflöckchen, und welche Namen dir sonst lieb sind — ich komme durch ein wundersames Schicksal weither über Alpen und durch hohe Lüfte und auf einem befiederten Fuhrwerk, dir meine Schönheit und Jugend zu weihen. Denn meine Frau Mutter, deren Weisheit schon an meiner Wiege aus den Sternen ge-

[1]) Scharlaken Umdeutschung aus Scharlach, einem ursprünglich orientalischen Worte scarlat, feinem Wollenzeug, das es nicht bloß in roter Farbe gab.

lesen hatte, daß wir von Ewigkeit her für einander bestimmt waren und daß große Kaiser und Könige aus uns entspringen sollten, hat mich eben so in der Einsamkeit erzogen als dich, damit nicht andere Jungfrauen, durch meine Reize gelockt, mich verführten und damit ich in der vollen Unschuld und Liebenswürdigkeit meines Herzens dein Bräutigam würde. Und nun komm, mein schneeweißes Blümchen, komm, meine Lilie, meine Narcisse, meine Konvalle[1]), mein Schneeflöckchen, mein zartes Federchen aus dem Krönchen des Paradiesvogels und dem Schwänzchen des Vogels Venus,[2]) der sich jedes Jahrtausend aus seiner eigenen Asche verjüngt, komm und streichle mich und herze mich und küsse mich und spiele mit mir und sei meine süße Braut, und ich will dein süßester Bräutigam sein!"

Und er machte sich vorwärts und streckte seine Arme aus, als wollte er sie umfangen; sie aber schauderte zusammen und wich drei Schritt zurück. Der arme Prinz aber kam aus dem Gleichgewichte mit seinem einzigen breiten Stämmer[3]), worauf er sich nur verlassen konnte (denn der lahme schleppte nur so nach) und fiel auf seine Nase, daß sie blutete. Sie aber lachte lauten Halses bei dem Anblicke des kleinen Purzels, wie er sich in seiner Breite im Sande hingelegt hatte; doch jammerte er sie, und sie gab ihm die Hand und half ihm sich aufrichten, und als er wieder stand, zog sie sanft die Hand zurück und sagte ihm: „Lieber Prinz Taliquo oder Qualiquo oder Quiproquo (denn mir hat einmal von einem Prinzen

[1]) Konvalle = Maiblume.

[2]) Absichtlich ist dem dummen Hexensohne die Verstümmelung „Venus" statt „Phönix" in den Mund gelegt, um anzuzeigen, daß er auswendig gelernte Wörter falsch nachspricht.

[3]) = kräftiges, stämmiges Bein.

geträumt, der aussah wie du und mit einem solchen Namen ungefähr gerufen ward), aus deiner Bräutigamsschaft, wenn die in einem Streicheln und Herzen und Küssen bestehen soll, wird nun und nimmer nichts; der muß ein bißchen anders aussehen, der mich umhalsen soll. Ich bitte dich also, bleib mir mit deinen Küssen zehn Schritt vom Leibe und bilde dir nicht ein, daß ich je deine Braut werden könne; denn lieber will ich Schlangen und Kröten küssen als deine Ungestalt. Siehe, es ist Platz genug in dem schönen, großen Garten; da können wir immer neben einander her spazieren, und ich will dir gern alles Schöne gönnen, was er hat; aber vergönne mir, daß ich lieber mit meinen Lilien und Nachtigallen spreche und spiele als mit dir!"

Prinz Qualiquo (so können wir ihn mit der Prinzessin nennen) ward gar nicht bestürzt durch diese Worte; er lächelte und sprach bei sich selbst: „Hahaha! Ist es nicht grade, wie mir's die Mutter gesagt hat, ehe sie mich zu ihr in den Garten ließ? Sagte sie nicht: Sie wird tun, wie alle Jungfrauen tun, wenn man ihnen von Küssen und von Hochzeit spricht; sie wird sich gebärden, als sei dabei eine fürchterliche Gefahr; sie wird tun, als wenn du häßlich wärest; sie wird vor dir fliehen, sie wird sprechen, du könnest nie ihr Bräutigam werden, und sie wolle eher den Tod umhalsen als dich. Laß dich das alles nicht anfechten; das ist so die blöde oder gezierte Jungfrauenart; sei mutig! Sei mutig, Sohn! Schreite stolz einher, als trügest du eine Kaiserkrone! Lächle, wie ein gnädiger Gott von seinem Throne lächelt! Gebärde dich groß und majestätisch, und die Majestät muß sich dir zu Füßen legen. Durch Mut und Stolz werden Felsen durchbohrt und Löwen und Tiger gebändigt; wie viel mehr das Herz einer zarten Jungfrau! Alle Jungfrauen machen es im Anfange so; sie fliehen

vor dem, was sie am liebsten haben; sie scheinen zu verabscheuen, was sie wünschen. Halte du nur an, halte du nur fest und laß sie nicht los, bis sie dein Weib wird! Es müßte wunderseltsam zugehen, wenn sie, die in so lauterer Einfalt gelebt hat, nicht fände, daß ein Gespiele ein köstliches Ding ist, und noch dazu ein Bräutigam, und welch ein Bräutigam!"

So tröstete sich Prinz Qualiquo und kam immer wieder, wenn die Prinzessin ihm auch mal entlief. Das ist aber wahr, sie ergötzte sich herzlich an seinen wunderlichen Gebärden und Männchen und an den seltsamen Reden, die er ihr von Zeit zu Zeit hielt. Dann war es ihr Scherz, daß sie ihm auf das geschwindeste entlief bis zur entgegengesetzten Seite des Gartens, wo er wenigstens eine halbe Stunde brauchte, bis er wieder zu ihr hin hinkte. Dies trieb sie so lange, bis er schachmatt war und auf das jämmerlichste ächzete und hinfiel und endlich einschlief. Als er nun so elendiglich da lag und von der heißen Mittagssonne gebrannt wurde, da jammerte er sie, und sie kitzelte ihn mit einem Lilienstengel solange unter Kinn und Nase, bis er wach ward, hieß ihn darauf aufstehen und führte ihn an einen süßen Weinquell, damit er sich erquickte. Dies tat er denn auch in solchem Überfluß, daß er an dem Quell liegen blieb und zum zweiten Male einschlief, und so fest, daß sie den ganzen Nachmittag und Abend Ruhe vor ihm hatte, bis die Nacht kam und sie sich in ihrer Kammer verschloß und zu Bett ging.

Auf die Weise wie die ersten Tage ging es die folgenden auch, und schon fing der Prinz Qualiquo an, dem Lilienmädchen herzlich langweilig zu werden. Denn wenn sie ihm auch leicht entrinnen konnte, sie sah ihn doch immer wieder heranhumpeln, und das ewige Geschwätz und Gewinsel von Liebe ward ihr zuletzt ganz unerträglich. Und das um so mehr, weil es ihr

vorkam, als sei dieser bucklichte Prinz mit seiner quäkigen und quäligen Stimme nicht allein ein Prinzessinnenscheuch, sondern auch ein Vogelscheuch; denn die Vögel, die sonst immer so lustig aus allen Zweigen sangen, schwiegen jetzt, sobald er da war. Es war also zuletzt ihr einziger Trost, daß er gegen den Nachmittag immer so weit war, daß er Sonne und Mond nicht mehr unterscheiden konnte. Sie gebrauchte da auch eine unschuldige List; denn wenn er sie mit seinem Nachhinken zu sehr ängstigte, blieb sie etwa an einer neuen Weinquelle stehen, die er noch nicht versucht hatte, und zeigte sie ihm; und gewöhnlich ward seine Lüsternheit dabei fest.

Das ward ihr aber sehr unangenehm, daß er endlich die Stelle ausgespürt hatte, wo sie schlief. Da kam er, wann die Nachtkälte und der Morgenwind ihn von seinem Rauschlager aufstörten, gewöhnlich in die Laube, die in ihr Schlafzimmer führte, klopfte an ihre Türe, wispelte und lispelte, ächzete und seufzete, girrte und schwirrte, hielt feurige Reden und sang noch feurigere Lieder, bis er auch da meistens wieder einschlief und oft schnarchte, bis die Sonne schon hoch am Himmel stand. Dies letzte war ihr das unleidlichste, denn ihr liebstes war, in der Frühe unter ihren Lilien zu wandeln und die Sonne über die Alpen aufsteigen zu sehen. Nun mußte sie aber drinnen warten, bis es ihm beliebte, aufzustehen.

Da jammerte der arme Qualiquo sie, denn er kam ihr eben so dumm vor, als er garstig war. Und wirklich, der arme Schelm war sehr dumm, und was er von zierlichen Redensarten und Ausrufen und in Worte gefaßten Seufzern so anbrachte, hatte seine Mutter, die alte Hexe, ihm auswendig gelehrt. Doch kam es dahin, daß das Lilienmädchen ihm im vollen Ernste böse ward und ihn endlich wie einen Missetäter in Ketten und Bande legte. Und das ging so zu.

Sie fand ihn eines Tages sehr jämmerlich liegen. Er war in einem bacchischen Wirbelwinde, der in seinem bezechten Gehirne gar lustige Wellen schlug, an einem Bache so unglücklich ausgeglitscht, daß sein lahmer Fuß im Wasser hing. In dieser Stellung war er sanft eingeschlafen und lag allerdings so, daß eine einzige falsche Wendung, wozu ihn allenfalls ein Mückenstich bringen konnte, ihn in den Bach rollen und bei seinem Zustande in den ewigen Wasserschlaf versenken konnte. Gunhilde ging also hin und zog ihn sanft vom Ufer weg wieder ganz auf das Trockene. Bei dieser weichen Berührung, die ihm vielleicht wie ein holder Traum kam, ward er wach, faßte eine ihrer Hände und zog sie so plötzlich auf sich herab, daß sein häßlicher Mund ihre schönen Wangen mit einem Kusse berühren konnte. Das Kind schrie auf, als wär' es von einer Natter gestochen, und stieß ihn zornig von sich und machte seine Hand wieder frei. Er ward auch sogleich wieder von seinem alten Rausch gefaßt und schnarchte mit offenem Munde. Sie aber rief im Zorn: „Warte, mein Prinzchen!“ und lief geschwind und löste die Bande, welche einige junge Bäume an ihren Pfählen festhielten, schlug ihm diese um die Hände und band ihn an dem Baum fest, an welchem er hingesunken war. So ließ sie ihn liegen und sprach: „Ade, mein süßer Bräutigam! Hier magst du gebunden liegen bis an den jüngsten Tag; meine Hände lösen dich nicht.“

Der Prinz hatte die Nacht glücklich durchschlafen und göttliche Träume gehabt. Die Arme der Prinzessin, die ihn von dem Bache weggezogen, der Kuß auf ihre Wangen, die nachherige Wälzung, die sie mit ihm vorgenommen, als sie ihn an den Baum band — alles das hatte sich in seiner von dem Traubensafte durchglüheten und ergeisterten Phantasie zu einem bunten Traum zusammengeflochten, in welchem die Prin-

zessin immer mitten drin war. Kurz, er wachte in den süßesten Gedanken auf, und seine Arme tasteten noch vor Entzücken um sich, als ob sie etwas haschen wollten; aber o weh, der Arme lag da auf der kalten Erde und war festgebunden und fror, und endlich ächzete und winselte er. Denn es kam keine barmherzige Hand, die ihn lösete, und die Sonne brannte ihn, und ihn hungerte und durstete sehr. Die Prinzessin hörte er am andern Ende des Gartens mit den kleinen Vögeln ein Morgenlied singen; seine kleine Stimme aber konnte bis zu ihr nicht dringen.

Es war Mittag gewesen, und die Sonne wandelte schon wieder von ihrer hohen Bahn herab; da kam die Prinzessin, um zu sehen, was ihr Gefangener mache. Er aber ward lustig in seinem Herzen, denn er dachte, sie käme, ihn zu lösen. Aber sie hielt ihm alles vor von gestern, wovon er nichts wußte, und sagte: „Ich habe gesprochen: hier magst du gebunden liegen bis an den jüngsten Tag; meine Hände lösen dich nicht, und ich will mein Wort halten." Er hoffte, sein Flehen werde ihr das Herz brechen, und er bat, flehete, ächzete, seufzete, stöhnte, weinte, heulte und brüllte so, daß einem Steine sein steinernes Herz hätte springen mögen — sie blieb ungerührt und hüpfte weg mit einem Trallalara und rief: „Verbrenne, verdurste, verhungere, garstiges Ungeheuer, das mich zu lieben wagt! Das hast du mit Einem frechen Kuß verdient." Doch erbarmte sie sich so weit über ihn, daß sie ihm einzelne abgefallene Äpfel und Birnen zuwarf oder hintrug und einen hölzernen Trinknapf aus dem Bache füllte und ihm hinhielt. Sie pries sich aber glückselig, daß sie ihn fest hatte.

Drei Tage hatte er so gefesselt gelegen, da war der zehnte Tag da, und die alte Hexe erschien und sah ganz erstaunt aus, da sie Gunhilden allein fand, und fragte nach

dem Prinzen. „O, der ist wohl aufgehoben," rief das Kind; „komm! Komm! Ich will ihn dir zeigen." Und sie nahm die alte Frau unter den Arm und führte sie zu dem Gefesselten und sprach: „Siehe, dieser Prinz Taliquo oder Qualiquo hat sich unterstanden, mich lieb zu haben und mich seine Braut zu nennen; ja, seine Frechheit ist so weit gegangen, daß er mich hat küssen wollen. Darum ist ihm dies widerfahren. Und nun sage, Mütterchen, liegt er nicht gar niedlich da? Nimmt er sich nicht allerliebst aus? Prr! Hündchen! Beißest du auch?" Und sie neckte ihn mit einem Blumenstengel, womit sie ihm unter die Nase fuhr, und lachte dabei vor Freuden so hellkehlig, als hätten tausend lustige Vögel ein Feldgeschrei angestimmt.

Die Alte aber verdunkelte ihre Runzeln und stieß den Prinzen Qualiquo mit ihrem Stocke und schlug derb auf ihn los und sprach: „Du Tölpel, du Pinsel, du Holzkopf, du Dickkopf, du Ausbund von Dummkopf! So lässest du dich binden und liegst hier wie ein armer Sünder auf der Erde und krümmst dich wie ein Wurm im Staube? Und ich dachte dich als einen fröhlichen Bräutigam zu begrüßen. Nein, an dir sind alle meine Künste verloren!"

Darauf wandte sie sich zu dem Lilienmädchen, und ihre Blicke wurden so fürchterlich, als seien tausend Kröten zugleich aus ihren glühenden Augen gesprungen und als zischten wer weiß wie viele Schlangen aus ihrem garstigen Munde. Das Kind erschrak bei diesem scheußlichen Anblick so sehr, daß ihre ganze süße kleine Seele in ihr bis in das Innerste erbebte, und sie hatte grade noch Zeit, ehe ihr das ärgste widerfuhr, sich mit dem Ringelein die Stirn zu reiben und das Reimlein herzusagen:

Goldringelein! Goldringelein!
Mach mich klein, mach mich fein!
Sandkorn ist das Kleinste,
Spinnweb ist das Feinste.

Und als sie diese Worte leise gemurmelt hatte, fiel sie flugs als ein Sandkörnchen und Spinnwebchen auf die Erde, und die Hexe fuhr vor Schauder wohl drei Schritt von ihr zurück. Und als sie sich so klein geworden sah, flüsterte sie leise die Worte darüber:

Huhu! Welch ein Wicht!
Körnlein, verwehe nicht!
Spinnweb, zerreiße nicht!
Huhu! Huhu!
Mein Glück, wie dünn bist du!

Das war aber das besonderste bei dieser Verwandelung, daß Sandkörnlein und Spinnwebchen das Goldringelein unter sich in die Erde scharrten und sich darauf legten.

Die alte Hexe war eine zu gute Künstlerin, als daß sie nicht sogleich gewußt hätte, was es war, und daß eine andere Kunst gegen sie im Spiele sei. Sie band ihren Dummkopf los und begann dann zu suchen. Sie flog als Vogel, sie kroch als Kröte, sie lauschte als Katze, sie guckte als Eule, sie schlich als Schlange, sie schlüpfte als Maus und Wiesel in jeden Winkel herum; sie ließ kein kleinstes Gräschen und Kräutchen unberührt, ob sie ihm nicht etwas abfühlen könnte, sie durchsuchte jedes Löchlein und jede Ritze — und fand nichts. Denn das steckte in ihrem Hexenblute: hätte sie das Verwandelte berührt, sie hätte es stracks merken müssen. Sie konnte es aber nicht berühren, denn vor dem Sandkörnlein und Spinnweb fühlte sie einen innerlichen Schauder und durfte ihnen nicht nahe kommen. Und sie hatte so den Tag

gesucht und die ganze ausgeschlagene Nacht und nichts gefunden. Und das Morgenrot dämmerte in Osten, und sie mußte fort; und sie rief, als sie die Gartenpforte zumachte: „Nur Geduld, mein sauberes Kräutchen! Du sollst mir nicht entrinnen; was ich heute nicht geschafft, schaff' ich ein anderes Mal."

Und Sandkörnchen und Spinnwebchen hatten gehorcht, und als sie die Gartentür klingeln hörten, richteten sie sich auf und guckten mit ihren Äuglein umher und sahen, daß die alte Hexe nicht mehr da war. Und flugs gruben sie Goldringelein aus der Erde und rieben sich damit, und siehe, sie beide vergingen in demselben Augenblick und wurden nicht mehr gesehen, und die schöne Gunhilde stand wieder da in ihrer ganzen und lieblichen Leibhaftigkeit, und Goldringelein war nicht faul, hüpfte zu ihr hinauf in Freuden und steckte sich von selbst wieder an seinen Finger.

Und Gunhilde spielte wie vorher unter ihren Vögeln und Blumen und ward von den Unterirdischen durch süße Träume erquickt, und Prinz Qualiquo quälte sie nicht mehr, sondern wich ihr immer aus und schien Angst vor ihr zu haben. Er hielt sich in einer Ecke des Gartens auf, die er nicht verließ, sondern wo er immer von einer Weinquelle zur andern spazierte. Die meiste Zeit aber verschlief er im Rausche und schien Krone und Königsthron und Braut und Hochzeit und die königlichen Enkel und Urenkel gar vergessen zu haben. Die kleinen Weißen aber waren um ihr liebes Lilienmädchen voll Sorgen und Trauren, denn sie fürchteten, wenn die alte Hexe zum zweiten Male käme, würde sie das arme Kind mit Künsten und Listen angreifen; und wie leicht könnte es da vergessen, sein Goldringelein zu rechter Zeit zu gebrauchen, und von der alten Bosheit in irgend ein scheußliches Tier verwandelt oder in irgend eine scheußliche Ungestalt verschaffen

werden! Sie hatten also einen neuen Rat beschlossen und schickten ihr deswegen in der nächsten Nacht einen schrecklichen Traum zu, von welchem sie einige Stunden geängstigt ward.

Die arme Gunhilde sah sich nämlich eines Morgens unter ihren Blumen wandelnd voll junger Morgenfreude über den Sonnenschein und alle die Frühlingsschönheit. Siehe, da deuchte ihr, wie ihre Blumen sich plötzlich verwandelten und traurige Dornen und Disteln wurden, und alle blühenden Bäume und Fruchtbäume wurden kahles Gestrüpp, und alle Gräser und Kräuter verwelkten, und für[1]) die niedlichen bunten Singvögelein saßen Eulen und Krähen auf den kahlen Ästen und krächzten und wimmerten, und Löwen und Tiger brüllten, und Schlangen und Drachen zischten durch die Büsche. Und das arme Kind lief und suchte die Pforte, denn sie wollte in der Angst entfliehen. Aber sie konnte nicht heraus, denn die Gartenmauer ward rings zu einer hohen Feuerflamme, die ihr den Ausgang wehrte und deren Glut so gewaltig war, daß sie zurücklaufen mußte, damit sie nicht versengt und verbrannt würde. Als sie nun im besten Laufen war und in der Angst nicht wußte, wohin, da traf sie, wo sonst ihr Liliengang gewesen und wo jetzt kahle Disteln standen, auf die alte Hexe, welche hustend und hinkend auf sie zukam und mit jedem Augenblick an Größe und Scheußlichkeit wuchs bis zu der Länge einer Riesin, bis sie sich, als sie dicht vor ihr stand, plötzlich in eine ungeheure Kröte verwandelte, die mit offenem Rachen nach ihr schnappte, daß sie sie verschlänge. Darüber wachte die Prinzessin auf und war blaß wie der Tod und ganz verstört, als sie aufstand.

Sie ging in ihren Garten hinaus und fand ihn noch

---

[1]) für = anstatt.

unverwandelt und ebenso schön als sonst; sie sah da auch nichts Ungeheures als den Prinzen Qualiquo, der schon wieder an einer Weinquelle lag und schlürfte. Aber sie hatte doch keine Ruhe und ward von schweren Gedanken geplagt, und es war ihr, als können die Lilien in jedem Augenblick Disteln und die Orangenbäume Dornsträuche werden und als können alle ihre lieblichen Nachtigallen bald als Krähen und Raben Unglück von den Zweigen herabkrähen, und sie ging deswegen in unbeschreiblicher Angst umher. Und es trieb sie mit Gewalt, daß sie nicht anders konnte, sie mußte sich wirklich die Stirn mit dem Goldringelein reiben und das Verslein dazu hersagen und wieder als Sandkörnlein und Spinnweb zu Boden fallen.

Das hatten die kleinen Weißen, ihre Freunde, eben gewollt mit dem Traum und mit ihrer Angst. Sogleich flogen drei weiße Tauben herbei: die erste verschluckte das Sandkörnlein, die zweite nahm das Spinnweb unter den Flügel, und die dritte hängte sich das Goldringelein um den Hals. Und die drei flogen geschwinde davon und sangen in den Lüften im Dreiklange:

Wir tragen das Kleinste,
Wir tragen das Feinste,
Wir tragen das Reinste
In Liebe davon.
Geschwinde, geschwinde!
O helft uns, ihr Winde!
O weht uns geschwinde
Davon, davon!

Und die Winde spielten auf und schlugen ihre geschwindesten und sausendsten Flügel zusammen und trugen die drei weißen Tauben im schnellesten Fluge davon. Aber die alte

Nach Stockholm mit mir! Ich bin der Wegweiser! Ich bin der Wegweiser!" Und sie zog im Traume mit ihm und kam glücklich nach Stockholm und sah Vater und Mutter wieder und freute sich so sehr, daß sie sich vor Freude gar nicht lassen konnte und darüber erwachte.

Und als sie des Morgens herauskam auf die grüne Wiese aus der niedlichen Muschelgrotte am See, wo die Kleinen ihr ein Schlafkämmerlein bereitet hatten, flog der Stieglitz vor ihr her. Und sie gedachte nun des Traumes und des Rufes des Vögelchens und lief eilig in ihr Kämmerlein zurück, nahm von ihren Sachen, was sie am liebsten hatte, und machte sich ein Bündelchen daraus und hängte ihre goldene Laute über die Schultern, und so begann sie zu wandern und wollte das Vögelein versuchen, und ob der Traum ihr vielleicht nur eine leere Gaukelei vorgemacht hätte. Und als die kleinen Weißen merkten, daß sie im Zuge war, wie sie es wollten, steckte sich flugs einer in das Vögelein, und das Vögelein flog von Zweig zu Zweig immer lustig weiter und rief: „Nach Stockholm! Nach Stockholm!" und das Lilienmädchen wandelte ihm mit leichtem Tritte nach. Es waren außer dem Vögelein Stieglitz auch noch andere Unterirdische dabei, die sie geleiteten; denn nie hatten sie ein irdisches Kind so lieb gehabt als dieses englische Blumenmädchen. Und so flog das Vögelein, und das Mägdlein ging vom Morgen bis zum Abend, und wann es hungrig ward, fand es Speise, und wann es durstig ward, fand es Trank, und wann es müd ward, fand es ein Bettchen. Des Abends machten die Kleinen ihm unter dichten Bäumen aus Gras und Blumen immer gar säuberlich ein Lager und saßen um das Bettchen her und flüsterten und spielten süße Träume oder tanzten und sangen ihre liebliche Nachtmusik. Und diese ganze Reise ging selbst wie ein zauberischer Traum, und sie

war auch wunderbar genug, und war wohl nie erhört worden, solange Menschen gelebt haben, und wird wohl nie erhört werden, solange Menschen leben, daß ein kleiner Vogel Wegweiser gewesen ist und „Nach Stockholm! Nach Stockholm!“ gerufen hat, und daß eine zarte Jungfrau das Herz gehabt hat, einem solchen kleinen Vogel, der doch jeden Augenblick wegfliegen und sie zum besten haben und im Walde und in der Wildnis stecken lassen konnte, zu glauben und mit ihm über Berg und Tal und Feld und Heide zu wandern einen so weiten Weg. Sie hatten aber bis nach Stockholm wohl eine Reise von sechshundert Stunden und gingen immer von Mittag gegen Mitternacht; denn der König von Schweden ist ein Herr, der gegen Mitternacht herrscht. Und so ging Gunhilde täglich wohl zehn bis zwölf Stunden Weges und ward nicht müde. Denn das Vögelchen führte sie meistens lauter anmutige Fußpfade und Richtsteige durch lustige Wälder und über grüne Wiesen hin. Wann sie sich aber ausruhete, so nahm sie ihre Laute von der Schulter und sang ein fröhliches Lied, aber zuweilen auch ein Lied der unbekannten Sehnsucht und Liebe, welche die Träume in ihrem Busen aufgeweckt hatten. Das Vögelchen saß dann auf der Laute und horchte zu und regte in Freuden seine bunten Flügel über der Wölbung, zuweilen zwitscherte es auch sein Liedchen mit drein; wann die Jungfrau aber eingeschlafen war, was auch wohl geschah, dann weckte das Vöglein sie mit seinem Flügelschlage auf, wann die Zeit der Ruhe vorbei war und sie die Reise fortsetzen mußte. Sie sang ihrem kleinen Vogel auch fast alle Tage das Liedchen vor, das sie auf ihn gedichtet hatte, und es deuchte ihr, als neigte er sein Köpfchen dann traulicher als sonst ihren Tönen und als verstände er den Inhalt der Worte. Das Liedchen aber klang lieblich und fein aus ihrem

Munde. Und wann sie so gesungen hatte in Wehmut und Sehnsucht um etwas und nach etwas, das sie nicht wußte, dann schwirrte das Vöglein auf und klatschte mit seinen Flügeln und klang „Nach Stockholm! Nach Stockholm!“ und sie hängte ihre Laute wieder auf die Schulter und nahm ihr Bündelchen unter den Arm und schlenderte ihm mit ihren feinen Füßchen getrost nach.

So waren sie beinahe zwei Monate gewandert, da kamen sie in den Wald, der nicht weit von dem Schlosse des schwedischen Königs lag, und bald waren sie in dem Garten, wo der König und die Königin vormals so oft mit ihrer kleinen Tochter spaziert waren. Es war ein schöner Oktobermittag, hell und licht, wie sie in Schweden zu sein pflegen, und nicht kalt. Und als Gunhilde in den Garten trat, war es ihr ganz wundersam um das Herz und kam ihr alles zugleich bekannt und doch unbekannt vor. Es war aber keine Erinnerung aus ihrer Kindheit (die war noch zu zart gewesen, als die Wölfin sie von dort entführt hatte), sondern es waren Bilder aus den Träumen, in welchen die kleinen Weißen ihr das Schloß und den Garten nebst vielem anderm oft vorgespiegelt hatten. Das schwebte dunkel vor ihr, und sie meinte wirklich, sie habe diese Orte schon einmal gesehen. Sie war müde von der Wanderung, setzte sich auf eine Bank, die unter einer hohen Eiche stand, nahm ihre Laute und sang, und das Vöglein flatterte auf ihre Hand und bewegte die Flügel, wie sie die Finger auf die Saiten legte. Sie sang aber ihr ältestes Lied von den Lilien, ihren Wiegengesang, das einzige, was sie aus ihrer frühesten Kindheit behalten hatte. Als sie nun mit heller Stimme den Vers sang:

Schlafe, Kindlein, schlafe nun,
Sollst in Gottes Frieden ruhn,

Denn die lieben Engelein
Wollen deine Wächter sein —

da wollte es Gott, daß der König und die Königin eben aus einem Seitengange an der Bank, wo das Lilienmädchen saß, hervorgehen sollten. Und die Königin war ganz erstaunt, und die hellen Tränen liefen ihr über die Wangen, und sie sprach zu ihrem Gemahl: „Teurer Herr, was ist das für ein Lied, das hier klingt? Das Wiegenlied meiner kleinen Gunhilde? Ach! Mein einziges süßes Töchterlein! Hier war die Stelle, wo die Wölfin sie nahm!“ So sprach die arme Königin und ward blaß wie ein Schneefeld, und schwere und trübe Gedanken beklemmten ihr das Herz so, daß der König sie halten mußte, damit sie nicht in Abkraft hinfiele. Und sie rief in tiefsten Schmerzen einmal über das andere: „Meine Tochter! Meine Gunhilde! Meine einzige Tochter! Du kommst nimmer, nimmer wieder!“

Gunhilde, die in Gedanken gesessen und ihr Liedchen wehmütig vor sich hin gesungen hatte, schauete nun auf und erstaunte, als sie den König und die Königin sah: dieselben Gestalten, dieselben Kleider, dieselbe Stelle mit der Eiche und der Bank, die ihr der Traum so oft gezeigt hatte. Und nun war ihr alles klar, und sie sprang auf und lief auf den König und die Königin zu und rief überlaut: „Ich bin eure Tochter! Nehmt eure einzige Tochter wieder! Ich bin verzaubert gewesen, habe in einem wunderbaren Zaubergarten manches liebe Jahr gesessen und gespielt, und nun weiß ich kaum, wie ich hieher gekommen bin nach Stockholm; ich bin seltsamlich genug von einem kleinen bunten Vogel hieher geführt.“ Und der König und die Königin sahen sie mit Erstaunen an ob ihrer Jugend und Schönheit, und es fiel der Königin sogleich ein Traum ein, den die kleinen Weißen ihr wohl zugeschickt

hatten, worin sie ihre Tochter wiedergefunden hatte ganz in derselben Gestalt. Sie hatte das aber für eine Gaukelei der Nacht gehalten, wie so viele Träume auch nichts anderes sind. Nun aber glaubte sie und umhalsete das süße Kind und drückte es entzückt an ihr Herz und rief: „Ja, du bist meine Tochter!“ Und sie riß dem Lilienmädchen das Busentuch auf und beschaute es unter der linken Brustwarze, wo ein rötliches Mal war gleich einem aufgebrochenen Röslein, das es mit zur Welt gebracht hatte. Und sie zeigte das Röslein dem Könige und sprach voll Freude: „Sieh hier deine Roshilde! Denn du wolltest sie Roshilde taufen lassen wegen des kleinen roten Röseleins, ich aber Gunhilde, und ich habe es ersiegt.“ Und der König nahm das schöne Kind nun auch an sein Herz unter tausend heißen Küssen, und sie führten es darauf in ihr königliches Schloß und brachten sie in die Zimmer, in welchen sie als Kind gespielt hatte. Sie wußte aber nichts mehr davon, sondern hatte nur ein Bild davon aus ihren Träumen.

Und das Kind mußte nun erzählen, und als die Eltern sich satt gehört und gefreut hatten, da ließen sie die Botschaft erschallen, die Prinzessin Gunhilde sei wiedergekommen und sei schön und lieblich wie der Tag. Und in der ganzen Stadt ward große Freude und bald auch im ganzen Lande; denn sie hatten sehr getrauert um des Königs Kinderlosigkeit und um den Jammer und die Kriege, die es nach seinem Tode geben konnte wegen der Nachfolge. Es kamen nun auch alle herbei, die zum Hofe gehörten und Gunhilden in ihrer Kindheit gesehen oder gewartet und gepflegt hatten, und auch ihre Amme kam, und die Kammerfrauen kamen und erkannten sie alle wieder. Sie tasteten aber alle nach dem Röselein; die Amme aber meinte, sie hätte sie auch wohl ohne dies Zeichen erkannt: denn so, habe sie gedacht, müsse sie grade aussehen,

so schlank, so weiß, so hell, als sie jetzt vor ihr stehe, eine Braut für den mächtigsten Kaiser der Erde. Und die Amme weinte vor Freuden, und Gunhilde weinte auch, daß sie von allen so lieb gehabt ward. Und noch denselben Abend, ehe sie von einander schieden und ein jeder in sein eigenes Kämmerlein ging, nahmen der König und die Königin sie allein, und der König sprach zu ihr:

„Teure Prinzessin Gunhilde und mein einziges geliebtes Kind! Gott hat größere Gnade und Barmherzigkeit an mir getan, als meine Sünden verdienen, und lässet noch einen schönen, hellen Stern der Freude aufgehen über meine späteren Jahre, deren Abend sehr dunkel geworden war im Grame über meine Kinderlosigkeit und über deinen Tod. Du lebst und kommst wieder als eine Blume der Schönheit, und diese Blume wird über dieses Schloß und diese Stadt und über das ganze Land der Gothen und Schweden Glanz und Ruhm verbreiten. Siehe, mein geliebtes Kind, das Volk hat mich fast wie einen dürren Ast angesehen und als den letzten meines Geschlechts fast verachtet; nun habe ich dich, und der Stamm, der dürr schien, wird wieder Keime und Sprossen treiben, und ich und deine Mutter werden durch dich mit Freude und Ehre gekrönt werden. Du bist nun bald vierzehn Jahre alt, und wir sehnen uns beide nach Enkeln. Ich habe einen herrlichen und würdigen Bräutigam für dich, einen Mann edlen Blutes und unvergleichlichen Ruhmes, die Ehre meines Heers und die Stütze meines Throns. Diesem will ich dich morgen als Gemahl zuführen, und er soll mein Eidam sein."

Die Prinzessin verneigte sich bei diesen Worten, errötete und sprach: „Mein König und mein Herr! Dein Wille ist auch der meinige, und Gott wende es dir und mir alles zur Freude wie er das andere gewendet hat!" Dies antwortete sie und

ging in ihr Kämmerlein, und als sie von den Kammerfrauen entkleidet und allein war, warf sie sich vor ihrem Bette auf die Kniee, faltete ihre schneeweißen Hände und weinte und betete mit vielen tausend Seufzern. Die Seufzer aber gingen zugleich zu dem lieben Gott und zu einem schönen blonden Jüngling, den sie die letzten beiden Jahre oft im Traume gesehen hatte, und sie sprach leise bei sich: „Ach mein süßer blonder Jüngling! Sähe er doch wie mein Blonder aus!"

Den anderen Tag, als der Morgen angebrochen war, sandte der König seine Oberhofmeisterin zu Gunhilden und ließ ihr ansagen, sie solle ihren schönsten Schmuck und ihr prächtigstes Geschmeide antun und gegen Mittag vor ihm in seinem Gemache erscheinen. Und als es gegen den Mittag ging, da kam die Königin selbst mit allen ersten Damen des Hofes und holten die Prinzessin ab und führten sie in des Königs Gemach, wo der König auf seinem Throne saß und alle die Ersten und Vornehmsten um ihn her standen. Er erhob sich aber von seinem hohen Sitze und führte seine Tochter die Stufen hinauf und setzte sie neben sich und sprach: „Dies ist die Erbin unsers Throns, dies ist unsre einzige Tochter, welche Gott auf eine wunderbare Weise erhalten und uns wiedergegeben hat!" Und nun traten alle Männer und Frauen herzu, einer nach dem anderen, so wie sie an Geburt und Ordnung die vornehmsten waren, und sie verneigten sich dreimal an den Stufen des Thrones und huldeten der Prinzessin. Und als dies geschehen war, da winkte der König einem Ehrenhold [1]), und dieser öffnete eine Seitentüre, und in glänzender Waffenrüstung trat ein stattlicher Mann herein von hohem Wuchs und edler Gestalt, welchem die blonden Locken über dem

[1]) Kein altes Wort. Ein Zeremonienmeister ist etwa gemeint.

Waffenrocke die Schultern herabfielen. Und der König winkte ihm, daß er käme an die Stufen des Thrones. Und er trat heran und verneigte sich ehrerbietig. Da sprach der König zur Prinzessin: „Dieser soll dein Gemahl sein und mein Eidam!“ und zu den Edlen und Großen des Reichs: „Dieser soll euer König und Herr sein nach mir!“ Und die Prinzessin konnte sich nicht länger halten und rief überlaut: „Er ist es! Er ist es!“ Sie meinte aber den schönen blonden Jüngling, den sie so oft im Traume gesehen hatte, denn er war es wirklich. Der König und die Königin und alle Umstehenden verwunderten sich dieser Worte; doch fragte keiner die Prinzessin, was sie bedeuteten.

So ist denn Freude gewesen in dem Schlosse und in der Hauptstadt und in dem ganzen Königreiche, und bald ist eine herrliche und glänzende Hochzeit geworden, wo sich das Wunder begeben hat, daß der Bräutigam und die Braut in gläsernen Schuhen getanzt haben, welche sie den Morgen des Hochzeitstages vor ihrem Bette fanden; auch sind unter den Tänzern und Tänzerinnen viele niedliche weiße Masken mit gläsernen Schuhen gesehen worden. Das haben viele gedeutet auf die kleinen Weißen, die Schutzgeisterchen Gunhildens. Als die Prinzessin nun nach dem Tanze in ihre Brautkammer gekommen ist, da hat sie viele kostbare Kleinodien und Geschmuck und Gerät gefunden und Arbeiten der allerfeinsten und allerniedlichsten Art, daß kein Mensch gewußt hat, wer sie dahin gebracht hatte. Und sie haben geraten, der eine auf diesen, der andere auf jenen, der ihr die herrlichen Geschenke gebracht oder geschickt hätte; Gunhilde allein hat es wohl gewußt, hat sich aber nichts merken lassen.

Und Gunhilde hat mit ihrem blonden Prinzen ein sehr fröhliches Leben geführt und ist in lauter Freuden sehr alt ge-

worden und hat Enkel und Urenkel gesehen. Glück hat sie gehabt in allen Dingen und Kunst und Weisheit vor allen Frauen. Das war die Gabe der Unterirdischen, welche sie unterwiesen hatten und welche auch immer um sie und um ihre Kinder waren, sodaß es ein glückhaftes und sieghaftes Geschlecht geworden ist. Die alte Hexe hat auch über sie und über ihr Haus nimmer wieder Gewalt gewinnen können, und Glück ist bei diesem Geschlechte geblieben viele lange Jahrhunderte, solange das Goldringelein bewahrt worden ist.

8.

Schneeflöckchen.

Schneeflöckchen war eine arme verwandelte Prinzessin, die in der Welt umherflog und Liebe suchte. Sie war ein wunderschönes Kind, schneeweiß und lieblich von Farbe mit himmelblauen Äuglein und blonden Löckchen, und ihr Vater war ein sehr mächtiger König in Indien. Als sie sechs Jahre alt war, da starb ihre Mutter, und sie bekam eine böse Stiefmutter. Diese gebar dem Könige auch zwei Töchter; aber die waren häßlich wie Krähen, und Schneeflöckchen blühete nur noch anmutiger, wenn sie neben diesen beiden stand. Dies ärgerte die Königin, die eine böse Hexe war, und sie sann auf allerlei Tücken, wie sie das schöne Kind verderben könnte, das nun schon zwölf Jahre alt war. Sie mußte sich aber vor dem Könige in acht nehmen, denn er liebte Schneeflöckchen mehr als sein Leben. Gern hätte sie das Kind durch Gift oder Eisen weggeschafft, aber das deuchte ihr zu gefährlich und konnte verraten werden; sie meinte es also sicherer durch Hexerei zu verderben. Und eines Tages, als sie es wusch und ihm ein reines Hemdchen anzog, da schmierte sie es mit einer Salbe ein, sprang dann sehr lebendig um das Kindchen herum

und streichelte und herzte es, ward darauf plötzlich zu einer schwarzen Füchsin und beleckte das Kind, das erschrocken da stand, mit ihrer geschwinden Zunge und murmelte die Worte:

Schneeflöckchen, flieg hin!
Fliege durch die Welt hin!
Heute kalt und morgen warm!
Schlaf in keines Mannes Arm,
Der nicht in das fünfte Jahr
Treu dir ohne Wandel war!

Und in demselben Augenblicke, als sie von der Füchsin geleckt worden und die Worte über sie hingemurmelt waren, ward die hübsche kleine Prinzessin zum Schneeflöckchen. Und die alte Hexe öffnete das Fenster und ließ sie hinausfliegen. Es war aber ein kalter Wintertag, als dies geschah, und die böse Stiefmutter rief ihr höhnend nach: „Fliege nun und friere bis in Ewigkeit! Eher mag ich wieder jung werden wie du, als du einen Mann findest, der einem Schneeflöckchen fünf Jahre bis in die innersten Gedanken treu bleibt.“

Und die süße kleine Prinzessin Schneeflöckchen flog mit den andern Schneeflocken im kalten Winde umher und fror und zitterte und wimmerte wie die andern. Es fühlte aber, warum es trauerte, denn es hatte die allersüßeste und allerwärmste Seele behalten, obgleich es so jämmerlich verwandelt war, und mußte auch als Schneeflöckchen durch die weite wüste Welt nach Liebe umherfliegen. Da war ihr denn das traurigste, wenn sie je einmal auf ein hübsches Gesichtchen flog oder an eine schöne Brust sich schmiegte oder auf ein warmes Händchen sich hinabsenkte, daß sie unfreundlich weggeblasen oder abgeschüttelt ward, als habe sie nur unangenehmen Frost gebracht, wie alle anderen Schneeflocken. So mußte sie immer wieder in die Welt hinein, wann sie gehofft

hatte, sich einmal in Liebe auszuruhen, und flog den langen traurigen Winter umher und lag den gefrornen Bergen und den Steinen und den eisigen Seen an der kalten Brust und weinte und ächzete um Liebe, die sie nirgends fand. Und als es warm ward und die ersten Blümchen ihre Köpfchen aufrichteten und die ersten Vögelein wieder sangen, da durfte sie nicht bleiben an der schönen Sonne, sondern mußte in die Dunkelheit; denn der Winter fing sie ein mit den andern Schneeflocken und sperrte sie alle in den Tiefen und Höhlen der alten Berge ein, daß sie da lägen, bis er wieder auf die Erde emporkäme.

Da lag nun Schneeflöckchen den schönen Frühling und den warmen Sommer und Herbst und verlebte ihre Stunden in Sehnsucht und Traurigkeit: in Sehnsucht, denn alle Erinnerungen waren in ihrem dünnen Schneeleibchen geblieben; in Traurigkeit, denn sie zweifelte, ob sie jemals Liebe finden würde. Da hat sie wehmütige Töne geflüstert und manches traurige Liedlein geächzt, die allein die stummen Felswände gehört haben. Also klang eines der Liedlein, daß sie oft schmerzenvoll sang und das ein tiefer Durchklang ihres Schicksals zu sein schien:

Geister in den dunklen Höhlen,
Geister in der tiefen Nacht,
Habt ihr Liebe, habt ihr Seelen,
Gebt auf meine Klagen acht,
Die ich seufze, die ich weine
In der stummen Einsamkeit,
Ferne von dem Sonnenscheine,
Von des Lebens Lieblichkeit.

Aus der süßen Welt verstoßen,
Welche warme Herzen hat,

Mit den Stürmen, mit den Schloßen
Flieg' ich schaurig meinen Pfad;
Zitternd vor den leichten Winden,
Vor der Lüfte Wankelmut,
Kann ich nirgends Ruhe finden.
Ach! Ich armes junges Blut!

Und mein Seelchen voll von Liebe,
Saus' ich durch die öde Welt,
Welche meine schönsten Triebe
Nur für Winterlügen hält,
Muß dem Stein am Busen frieren
Und dem starren, harten Eis,
Das sich wohl mit Glanz zu zieren,
Aber nicht zu lieben weiß.

Und so kann ich einsam fliegen
Durch die lange Ewigkeit,
Und dies Herz wird nie sich schmiegen
An ein Herz voll Zärtlichkeit;
Wie ich brenne, wie ich glühe,
Keine Seele glaubt es je,
Wenn ich gleich von Flammen sprühe,
Heiß' ich doch der kalte Schnee.

O wo lebt das holde Wesen,
Wenn ihr's wißt, so sagt mir's an,
Welches diesen Zauber lösen,
Diese Liebe kühlen kann?
O wo lebt die seltne Treue,
Welche Stahl und Eisen schmelzt
Und für mich ein kühner Leue
Sich durch Feu'r und Strudel wälzt?

Ach, ihr Elfen! Ach, ihr Zwerge!
Was verkünd' ich euch die Pein?
Ihr seid hart wie eure Berge,
Ihr seid kalt wie euer Stein.

Denn was nie an Menschenherzen
In der süßen Liebe lag,
Ahnet nichts von diesen Schmerzen,
Dieser Sehnsucht, dieser Schmach.

So hatte Schneeflöckchen eine lange, lange, traurige Zeit in den düstern Berghallen gelegen und den stummen Steinen und gefühllosen Wassern und Lüften, die vorbeirauschten, ihr Leid geklagt, da kam der Winter wieder und öffnete die Tore und trieb seine leichtgeflügelten Scharen in die Welt hinaus. Und Schneeflöckchen flog mit den andern aus und mußte wieder nach Liebe durch die Welt umherfliegen; und die leichten Winde kamen und nahmen sie mit und trugen sie über Länder und Meere hin. Einmal lag sie bei diesen Reisen auf dem Gipfel des kalten Kaukasus und seufzete und ächzte jämmerlich in dem bitteren Gefühle ihrer Verlassenheit unter den kalten, lieblosen Gesellen, mit welchen sie leben mußte. Und als Schneeflöckchen hier zum Sterben krank war vor Liebe, da hörte sie unter sich in einer Bergschlucht jemand so jammervoll stöhnen und klagen, daß einem Stein das Herz davon hätte springen können. Und Schneeflöckchen flog auf und flog flugs hin, woher die Stimme tönte. Und sie sah unter einem kahlen Baum, durch dessen wenige falbe Blätter der wintrige Wind heulend pfiff, einen Jüngling stehen, stattlich und reisig von Wuchs und schön von Gestalt. Er stand aber fast nackend da; sein Waffenkleid, sein Panzer und Helm und Schild lagen im Schnee umhergestreut, sein edles Roß stand seitwärts und kratzte Gras unter der Schneekruste hervor und fraß, seine Sporen lagen zerbrochen, sein Wams lag zerrissen neben ihm, in der Rechten hielt er ein blankes Schwert, und seine Haare flogen wild im Winde, und seine Blicke sahen verstört, wie wenn einer in eine Wüste hineinstarrt, und von

seinen Lippen ächzeten jammervolle Klagen. Schneeflöckchen legte sich angstvoll und schweigend zu seinen Füßen und dachte bei sich: „Ach, wenn der Mann wehvoll ist wie ich und unglücklich durch Liebessehnsucht, so mag er mich hier zertreten in seiner Verzweiflung, daß ich den letzten Atem von Leben und Bewußtsein verliere! Das sollte mir der süßeste Tod sein.“ Er klagte aber also:

„Seid mir willkommen, Orte der Trauer! Ihr wüsten Felsen, kahlen Bäume, du rauhe und finstere Kluft und ihr Winde, die ihr mit dem Schneegestöber dahinpfeift — ihr seid mein Leichengefolge, meine Leichenmusik, wie ich sie liebe. Du bist hin, edle Stärke, worauf ich getrotzt habe, du bist verwelkt. Schönheit, welche Frauen und Jungfrauen gepriesen haben, du hast dich verschmachtet und verblutet, arme kranke Seele und sollst hier die Ruhe und den Frieden finden, den die kalte Erde dir nicht geben konnte. O kalte Erde: bald nicht mehr zu kalt, bald ein kühles und stilles Bett dem Starren und Gefühllosen! Komm, treues Schwert, du treuer Freund und Schirmer in so manchen Schlachten und Abenteuern! Tu mir den letzten Dienst! Schneide dieses Herz entzwei, das schon genug zerschnitten ist, dies arme Herz, dem alle Güter und Schätze gegeben waren, nur der einzige höchste Schatz der Liebe nicht! O wenn dieser kalte, häßliche Dornstrauch lieben könnte, ich wollte ihn umarmen, ich wollte ihn an meine Brust, ja in meine Brust hineindrücken, daß sie von seinen hundert Spitzen bluten sollte, und ich wollte jauchzen vor Seligkeit; ja dich dünnen Schnee wollt’ ich nehmen, wenn deine Kälte zu Liebe erwärmen könnte, wollte mir die Hände von dir vollballen und dich tragen als meine köstlichste Habe, und Himmel und Erde sollten meinen Schrei hören: ich bin geliebt! Ich bin glückselig! Ja, eine Otter, eine Kröte wollt’

ich umarmen und sie Braut nennen und Zärtling und Liebling. Nein! Nein! Nimmer! Nimmermehr! Komm denn, Schwert! Und komm denn, Tod! Du Retter aus allen Nöten! Und mache der elenden Posse ein Ende!" Und er rüstete sich, zuzustoßen.

Und es war dem kleinen Schneeflöckchen wie ein Blitz durch das zärtliche Seelchen gefahren, und sie hob die Flügelchen auf und senkte sich sanft in seine Hand, als sie eben den letzten Stoß tun wollte. Und er fühlte es wie warm, und als brennte ihn etwas. Und er schaute in die Hand und sah Schneeflöckchen da liegen in seiner zarten gefiederten Gestalt. Und Schneeflöckchen, die eben eine Seele suchte, ward immer wärmer und brannte ihn wirklich. Und erstaunt ließ der Mann das Schwert fallen und sah Schneeflöckchen an, als verstände er das holde Kind, das nicht viel gewichtiger als ein wehendes Lüftchen auf seiner Hand lag, und voll Entzücken rief er: „Was? Was? Ist sie's? Ist sie's? Gnädiger Gott! So will ich leben! Und würd' es eine Ewigkeit, sie soll mir nicht zu lang sein!" Und Schneeflöckchen, das diese Worte hörte, zerrann vor Entzücken und ward ein glänzender Tropfen, der hell in seiner Hand lag und um Liebe zu flehen schien und wie das blaue Himmelsaug' eines Engels aussah. Und der Mann sah das funkelnde Tröpfchen, das immer noch warm in seiner Hand glühete, und lief eilends zu einem Baum, der noch einige frische Blätter hatte, und nahm das grünste Blatt und goß das Tröpfchen da hinein und barg es sorgsam an seinem Leibe. Dann kleidete und waffnete er sich, schwang sich auf sein Roß und ritt im Fluge der nächsten Stadt zu.

Nun muß ich erzählen, wer dieser Mann war und woher er kam und was ihm begegnet war.

Er war ein edler Prinz, eines Königs Sohn im Lande Arabien, wo das Gold wächst und die Myrrhen und andere köstliche Kräuter. Er war unter den wunderbarsten Umständen zur Welt geboren und mit so unvergleichlicher Schönheit geschmückt, daß sein Vater, der König, und die Weisen des Landes von seiner frühesten Kindheit an sehr aufmerksam auf ihn waren; denn sie meinten, sein Leben werde gewiß auch von ungewöhnlichen Schicksalen geführt werden. Sie fragten das Los, sie fragten die Sterne viel über ihn, sie spielten mit Rätseln und Wahrsagern um ihn; aber das Los wollte nicht fallen, und die Sterne wollten nicht sprechen, und die Rätsel und Wahrsager wollten kein rechtes Geisterspiel spielen — sie blieben im Dunkeln über seine Zukunft. Aber über sein Herz blieben sie nicht lange dunkel. Der Prinz zeigte von Kind auf eine ungewöhnliche Zartheit und Weichheit des Gemütes, und in seinen großen und schwarzen Augen lag eine Wehmut und Schwärmerei, welche dem alten Könige bange machten, sodaß er zu seinen Weisen und Räten wohl zuweilen zu sagen pflegte: „Der Knabe muß strenge erzogen werden und immer unter Menschen und im vollen Getümmel sein; er könnte sonst ein Träumer oder Sternseher werden, welche die schlechtesten Könige sind, oder die Liebe, die verderblichste und gefährlichste aller Leidenschaften, könnte ihn ganz aus der Bahn der Tugend treiben.“ Alle Gebärden, alle Bewegungen des Prinzen waren eben so sanft und zart als seine Seele, und sein Stimmchen klang leise und lieblich wie ein Sommerlüftchen, wenn es durch Maiblumen hinspielt. Deswegen ward der Prinz Bisbiglio[1]) genannt, welches zu deutsch so viel heißt als Gelispel.

Als Prinz Bisbiglio vier Jahre alt geworden war, tat

---

[1]) **Bisbiglio**, italienisch = Geflüster, Zischeln.

der König, sein Vater, ihn nicht in die Einsamkeit zu einem Weisen, wie die Könige im Morgenlande zu tun pflegen, die da glauben, im Getümmel der Hauptstadt und im Glanze und der Üppigkeit des Hoflagers könne schwerlich jemand zur strengen Tugend gezogen und geübt werden, sondern er schickte ihn zu einem alten, grauen Kriegsmann, der mit einer reisigen Kriegsschar immer auf der Warte lag und der Grenzen hütete. Da sollte er wie ein Krieger erzogen werden, nichts sehen als Rosse und Waffen, nichts hören als Waffenklang und Trompeten und Pfeifen, kein anderes Lager kennen als ein hartes Soldatenbett und keine andre Flur und Au als die Tummelplätze und Übungsplätze, worauf Menschen und Pferde auch kein Gräschen grünen ließen. Künste sollte er nicht lernen, denn der König fürchtete, die Künste würden ihn zu weich machen und ihm die strenge Arbeit verleiden, welche die beste Kunst für den ist, der als Mann Männern befehlen soll. Der Prinz lebte in diesem Lager zehn Jahre und ward ein vollkommner Kriegsmann, in allen Waffen geübt, ein Meister, die Rosse zu tummeln und die Lanze zu werfen; außerdem war er schlank und reisig von Leibe und für sein Alter sehr stark.

In seinem fünfzehnten Jahre ließ der Vater ihn zurückkommen an seinen Hof und freute sich des schönen Jünglings und seiner weisen Erziehung. Aber was half sie ihm? Was die Natur in den Menschen gesäet hat, das muß früher oder später einmal Wurzel treiben; es ist unvertilgbar wie das Leben und läßt sich mit dem Leben selbst nur ausrotten. Prinz Visbiglio hatte nun in zehn Jahren nichts gesehen als rauhe und eiserne Männer des Kriegs und Lanzen, Bogen und Säbel, er hatte in keine Sterne geguckt, auf keine Nachtigallen gelauscht, in keinem Tanze sich mit umgeschwungen;

doch waren so viele Sterne und Nachtigallen und Tänze in seiner Seele, daß sie von allem eisernen Lärm und eisernen Übungen nicht unterdrückt werden konnten. Ja, sie wurden in ihm nur lebendiger, je mehr sie in das tiefste Innere seines Gemütes zurückgedrängt wurden. Bisbiglio war ein Kind der Sehnsucht und Liebe, und mitten in dem Feldlager unter den harten und rauhen Kriegern hatte sein unbewußtes Herz immer nach Liebe gelechzet; sie hatte er aus allen Winken und Blicken, aus allen Liedern und Märchen gesogen, die auch von ganz etwas anderem klangen, ja aus jedem leisesten Worte, das nur so lose vor ihm gesprochen war; sein eignes Herz hatte ihm früh genug diesen bunten Himmel mit allen seinen Sternen und Nachtigallen geöffnet. So allmächtig ist der angeborne Trieb.

Bisbiglio stand jetzt in der Blüte der Jahre, wo die Phantasie am lebendigsten ist; er sehnte sich hinaus in die weite schöne Welt, damit er ihre Schönheit und Herrlichkeit erkundete, und ging zu seinem Vater, dem Könige, und bat ihn, daß er ihn ziehen lasse, wie andere Prinzen ausziehen und sich durch fürstliche und ritterliche Abenteuer einen Namen machen. Der Vater erlaubte es ihm gerne, denn er dachte: „Dieser ist ein fester Jüngling, unter Eisen und Waffen erzogen; den werden die girrenden Tauben der Liebe und die schmeichelnden Sirenen der Zärtlichkeit nicht von der Heldenbahn ablocken.“ Aber Bisbiglio meinte es anders, als seine Worte vor dem Vater klangen: er wollte keine anderen Abenteuer als Abenteuer der Liebe, er wollte auf die Liebe ausreiten, er wollte solange suchen in der weiten Welt, bis er die Liebe fände, die er sich von jeher als das höchste und seltenste Gut gedacht hatte. Er hatte nämlich in dem Feldlager am Euphrat oft das Märchen erzählen gehört von dem

persischen Prinzen Sospirio,[1]) der zwanzig Jahre nach der Liebe durch die ganze Welt umhertrabte und sie endlich in einem schneeweißen Dornröschen fand, das mitten in der Wüste Afrikas verborgen und einsam blühete. Dies waren die hohen und geheimnisvollen Sterne, nach welchen Bisbiglio frühe guckte, dies waren die süßen Nachtigallen, die ihm selbst da sangen, wo Streitrosse um ihn wieherten und Speere auf Schilden zersprangen; von wundervollen Abenteuern, von Kämpfen mit Riesen und Drachen, von Verwandlungen und Bezauberungen hatte er Tag und Nacht geträumt, aber nicht bloß um ritterliche und königliche Scherze und Spiele, nein, alles um Liebe und immer um Liebe.

So war er in die Welt ausgezogen und zog nun schon in das vierte Jahr so um und hatte mit sehnlichen Schmerzen die Liebe gesucht, aber immer noch nicht gefunden. Abenteuer hatte er genug gefunden, Kämpfe genug bestanden, schöne Frauen und Jungfrauen, Prinzessinnen und Königinnen, Amazonen und Sirenen, wunderbare Blumen und Vögel genug gesehen, einige auch geliebt; aber ach, die Liebe hatte er nicht gefunden, die himmlische, immer in Einem blühende, glühende, fühlende, spielende, lebende, schwebende, singende, klingende, jauchzende Liebe. Er war schön, jung und tapfer, er hatte alles Schönste und Lieblichste angezogen, wie der Magnet das Eisen anzieht, er war auch zärtlich geliebt worden; aber ach, nach wenigen Tagen, oft nach wenigen Sekunden hatte er immer den Mangel gefühlt. und wieder ausreiten müssen, damit er die rechte Liebe fände, welche er suchte. So war es ihm vor einem Monat eben wieder ergangen. In Damaskus hatte er des Königs Tocher gesehen, schön wie eine Rose,

[1]) Muß wohl heißen Sospiro (Seufzer).

schlank wie eine Lilie und lieblich wie ein Veilchen im stillen Tale, und sie hatte ihn über ihr Leben lieb gewonnen, und er sie wieder. Aber bald hatte der unglückliche Prinz wieder reiten müssen, fühlend, sie sei nicht die Liebe, die er suchte, und nun hatte er verzweifelt, sie je zu finden, und war hinaufgeritten bis in das wilde, verschneite Gebirg, bis in den höchsten Kaukasus hinein, und da hatte ihn das süße Schneeflöckchen am Leben erhalten.

Als der Prinz zu der Stadt gekommen war, ritt er vor das Haus eines Juweliers und kaufte sich ein Fläschchen aus lauterem Diamant und goß sein funkelndes Tröpfchen, sein Schneeflöckchen da hinein und versiegelte das Fläschchen und steckte es zu sich und sprach: „Du wirst noch wohl einmal eine Prinzessin werden, wie Dornröschen in der Wüste geworden ist, und wenn du es nimmer wirst, ich bin der glücklichste aller Menschen, solange ich nur diese Flammen fühle.“ Er hatte sich nämlich ein Säckchen über dem Herzen gemacht; darein steckte er das Fläschchen, und er fühlte es bis in sein Herz, und es war ihm wie ein sanftes Prickeln, das er um die ganze Welt nicht hätte missen wollen. Er ritt aber immer lustig fort durch die weite Welt. Denn daß das Tröpfchen verwandelt werden mußte und daß es so nicht bleiben konnte, das ahndete ihn; das wußte er auch, daß er vor der Erfüllung seines Schicksals nicht nach Hause reiten durfte. Und Schneeflöckchen saß als ein kleines Tröpfchen in dem diamantenen Fläschchen und war die allerglückseligste, denn sie fühlte, daß sie geliebt war; aber doch zitterte sie oft bei sich und dachte: „Fünf Jahre, wie lange! Wie lange! Und wird er die Proben bestehen? Es ist wohl süß, so auf seinem Herzen zu ruhen; aber wie viel süßer wäre es, ihn mit menschlichen Armen zu umfangen und an dies Herz drücken!“ Und

sie bebte vor Wonne bei dem Gedanken und zugleich vor Furcht, daß sie ihn verlieren könnte.

Und drei Jahre war der Prinz Bisbiglio mit ihr durch die Welt geritten, und sie waren ihm verschwunden wie drei Tage. Da kam die Zeit harter Proben, die er noch bestehen mußte, ehe ihr Schicksal erfüllt werden konnte.

Die erste Probe war diese:

Er ritt einem Hause vorbei, das in Flammen stand. Da zweifelte er in sich: „Wenn sie, die meine Liebste ist, für dies Tröpfchen nun ein Mensch wäre, und du lägest in den Flammen, sollte sie wohl hineinspringen und dich herausholen?“ Und wie er den bösen Gedanken kaum gedacht hatte, da fühlte er sein Gläschen mit unwiderstehlicher Gewalt heraufspringen, daß es ihm Hemd und Wams zerriß und den eisernen Panzer spaltete. Und wie ein Blitz flog es in die Flammeu, und er sah das Fläschchen drinnen springen, und das helle Tröpfchen weinte und ächzete in der feurigen Not, und bald erblickte er es nur noch als eine trübere Flamme. Da erfaßte ihn annennbare Seelenangst, und er warf sich von dem Pferde in das Feuer und griff sich das Flämmchen heraus und barg es in seiner Hand. Und das Flämmchen brannte ihm ein tiefes Loch in die Hand; dann ward es wieder zum Tröpfchen. Er ritt aber eilends in die nächste Stadt und kaufte sich wieder ein diamantenes Fläschchen, worin er es einfing und wieder an seine alte Stelle legte. In den Flammen hatte er sich das Haar versengt und die Wangen verbrannt, und das Loch in seiner Hand war sehr tief. Und er mußte große Schmerzen leiden und wohl drei Wochen krank liegen, ehe er genas. Da trauerte er viel über seinen Unglauben; aber Schneeflöckchen war voll Freuden, daß er ihr so treu nachgesprungen war in das Feuer; aber über

seine Schmerzen weinte sie innerlich. Und er merkte es wohl, denn es deuchte ihm oft, wie es in der Flasche ächzete, wiewohl er eigentlich nichts hörte.

Dies war die zweite Probe:

Er ritt über eine hohe Brücke, welche über ein reißendes Wasser führte, das der Tigris heißt. Da sah er das Nest eines Eisvogels mitten auf dem Strome schwimmen, und die Mutter saß auf dem Neste und fütterte die Jungen. Und er sprach bei dem Anblicke innig bewegt: „O welche Liebe! Haben Menschen wohl solche Treue? Wahrlich, wenn der Strudel diese kleine Brut untertauchte, die Mutter tauchte ihnen nach und stürbe oder holte sie herauf.“ Und Schneeflöckchen auf seinem Herzen fühlte, was er drinnen bewegte, und mußte ihm in der Seelenangst wieder Rock und Panzer sprengen, und klingend flog das Fläschchen gegen einen Stein, und das Tröpfchen goß sich in den Strom und zischte leise, als wenn man heißes Wasser in kaltes gießt, und floß mit den reißenden Wellen dahin. Und der Prinz stürzte sich wie ein Blitz ihm nach in den Strom und kämpfte mit dem Strudel und tauchte sich auf und ab und rang mit Tod und Leben und füllte seine Hände mit allen Wassern, bis er das zischende Tröpflein wiedergefunden hatte, daß er wie eine brennende Kohle in der Hand fühlte. Dann schwamm er ans Land und sank erschöpft hin; das Tröpfchen aber hatte ihm wieder ein Loch gebrannt. Und als er wieder zu sich kam, war er zerschellt an allen Gliedern von den Felsen, woran er sich zerstoßen hatte, und die Wunde in der Hand schmerzte, aber seine Seele jauchzete in Wonne. Und Schneeflöckchen war auch in Entzücken über seine tapfere Treue. In der nächsten Stadt aber fing er sein Tröpfchen wieder ein, legte sein Fläschchen aufs Herz und ritt weiter.

Dies war die dritte und letzte Probe:

Der Prinz trabte mit seinem Schneeflöckchen eines Morgens durch einen hohen Bergwald; da ward er eines gewaltigen Reiters gewahr, der auf einem weißen Hengst ritt und so hoch war, daß sein Haupt über die Spitzen der Eichen und Buchen ragte. Er hielt eine Lanze, die einem Mastbaum gleich in den Lüften schwankte, und fällte diese fürchterliche Wehr, als er des Prinzen ansichtig ward. Dieser Riese (denn das war er), hatte ein häßliches und verrunzeltes altes Weib hinter sich auf, das ihn mit ihren dürren Armen umklammert hielt. Er führte sie wider Willen mit sich kraft eines Gelübdes, das er getan hatte, und dachte sie auf den Ersten Besten, den er treffen würde, abzuladen. Als er den Prinzen Bisbiglio erblickte, rief er mit lauter Stimme, daß alle Berge und Klüfte wiederhalleten, als hätten hundert Donnerwetter zugleich die himmlischen Kartaunen[1]) gelöst: „Halt, mein Knäblein! Ich habe hier etwas für dich. Du bist jung und kannst einen Schatz gebrauchen, der meinen Jahren schon beschwerlich wird. Nimm diese Dame hintenauf und schwöre mir, daß du sie ritterlich halten und einen Jeden, der dir begegnet, zum Kampf auf Leben und Tod fordern willst, wenn er nicht bekennen will, daß sie die allerschönste Prinzessin sei, die je die Sonne beschienen hat. Auf diese Bedingungen laß ich dich hier frei vorüberreiten, sonst wird deine Mutter bald einen Toten begraben.“ „Das geschieht nimmer, du Trotziger, solange noch ein Tropfen Blut in mir warm ist,“ rief Bisbiglio, von Zorn entbrannt; „wehre dich, du Prahler! Ich schlage auf dich.“ Und mit diesen Worten sprang er aus dem Sattel und ließ sein Roß laufen. Denn er begriff wohl,

---

[1]) Kartaunen = Kanonen.

daß er gegen den Riesen und dessen Koloß von Pferd nicht rennen konnte und daß die Gewandtheit und Geschmeidigkeit gegen die Übermacht helfen mußte. Und der Riese, der sich schämte, schlechter zu sein als der Jüngling, sprang auch vom Pferde, und sie warfen beide die Lanzen weg und griffen zu den Schwertern.

Und es entstand nun einer der schönsten und seltensten Kämpfe, die je in einer Rennbahn gesehen wurden. Die Erde erzitterte, wann der Riese seinen Fuß bewegte, und Felsen schienen unter jedem seiner Hiebe bersten zu müssen. Leicht wie der geflügelte Wind sprang der Prinz einher, wich und bog sich jedem Streiche und Stoße aus und schlüpfte geschickt unter der Langsamkeit und Schwere des Riesen hin. So hatten sie lange gekämpft, und schon rieselte des Riesen Blut aus mancher Öffnung, aber es waren seichte Wunden. Der Prinz war aber noch ganz und spielte in leichter Beweglichkeit mit seinen leichten Waffen um das Ungeheuer herum. Als der Riese sich nun von seinem eigenen Blute erröten sah, da ergrimmte er in seiner Seele und rief: „Genug! So schon zu viel! Nicht länger soll diese Mücke mit dem Löwen spielen!" Und er holte einen gewaltigen Hieb aus, wodurch er den Prinzen wie eine Rübe in zwei Stücken zu spalten meinte. Doch der Hieb glitt vom Helm ab, nahm aber den ganzen Schild mit und die Hälfte des Panzers, und der Prinz fühlte die Spitze des Eisens bis an sein Herz dringen. In dieser äußersten Not nahm auch er seine letzten Kräfte zusammen und stieß sein Schwert, so lang es war, in des Riesen Brust, daß das lange Scheusal fluchend und röchelnd hinstürzte.

Man kann sich Schneeflöckchens Angst denken bei diesem fürchterlichen Streit und wie sie in ihrem Fläschchen zitterte und bebte, wenn der Riese in seinen Waffen daher rasselte

und sie die Stöße klingen und die Hiebe durch die Luft sausen hörte. Als sie aber die rote Flut den Panzer des Prinzen hinabrieseln sah, da konnte sie es nicht länger aushalten in ihrem Kerker, sprengte das Fläschchen und mischte sich mit dem Blute, das wie ein purpurner Strom am Boden floß. Und o Wunder über alle Wunder! In demselben Augenblicke, wie sie von dem Blute ganz umflossen war, stand die allerschönste Jungfrau da: Schneeflöckchen war wieder ein Mensch geworden.

Der Prinz hatte sich so erschöpft und verblutet, daß er in Ohnmacht hingesunken war. Schneeflöckchen warf sich mit tausend Tränen auf ihn, riß ihm den Panzer auf und trocknete das Blut seiner Wunde mit ihren schönen langen blonden Locken ab; sie beweinte ihn fast schon wie einen Toten. Als sie so über ihm lag und klagte und schluchzete, siehe, da schlug der Prinz die Augen auf und atmete wieder und sah sein allerliebstes, süßestes Kind, um welche er nun so manches Jahr in der Welt herumgeritten war. Und es war ihm bei dem Anblicke, als ob neue Kräfte sich durch alle seine Adern göſſen und er neu geboren wäre, und er fühlte seine Wunde nicht mehr, noch wie das Blut herabrieselte, sondern sah nur das liebliche Schneeflöckchen und küßte und herzte sie. Sie aber schnitt ihr Hemdchen inzwei, wo es ihr um das Herz lag, und legte das auf die Wunde, und das Blut ward gleich gestillt. Die Wunde war wohl tief, aber nicht tödlich, was sie leicht hätte werden können, wenn sie einen Zoll tiefer gedrungen wäre; denn der Riese hatte gerade auf sein Herz getroffen.

Dieser aber lag wirklich tot da und sollte nimmer wieder aufstehen. Sie betrachteten nun seine ungeheuere Lanze und seine gewaltigen Waffen, die ein gewöhnlicher Mann garnicht von der Erde aufheben konnte, und ließen ihn da liegen;

und hat sie geringen Männern zu Frauen gegeben. Schneeflöckchen ist Königin von Indien geworden nach seinem Tode, und Indien und Arabien sind so Ein Königreich geworden. Ein zärtlicheres und treueres Ehepaar ist aber auf der Welt nie gesehen worden als der treue Prinz Bisbiglio und seine süße Prinzessin Schneeflöckchen, sodaß sie wegen ihrer Zärtlichkeit uud Treue noch bis diesen Tag im ganzen Morgenlande in Fabeln und Liedern erzählt und gesungen werden. Sie haben auch die allerschönsten und lieblichsten Kinder gehabt, die auch Herzen gehabt haben, sich aller Anmut und und Schönheit des Himmels und der Erde zu freuen, und die ihren Eltern an Freundlichkeit und Milde gleich gewesen sind.

9.

Erdwurm.

Zu Distelfeld im Fichtelberge lebte ein ehrlicher Bauersmann, Kunz Bartold genannt; der hatte eine Frau, die hieß Kathrine Hüllmanns und war eine recht christliche und fromme Frau. Diese guten Leute hatten viele Kinder; aber das liebste von allen war ihnen ein kleines Mädchen, das in der Taufe den Namen Eva Maria empfangen hatte. Denn die kleine Eva war ein gar frommes, stilles und sinniges Kind, das fleißigste in der Schule und das andächtigste in der Kirche und gut und freundlich und gehorsam gegen alle Menschen; besonders gab es den Armen gern und bat die Mutter immer, wenn sie etwas auszuteilen hatte, daß sie ihr die Spende überließe. Sonst war das Kind bei aller seiner Freundlichkeit sehr in sich gekehrt und von stiller, verschwiegener Natur, sprach nicht viel, war gern allein und liebte sehr die Einsamkeit im Garten, im Felde und in den grünen Wäldern. Der liebe Gott, der jedem Menschen so seine eigene Anlagen und Triebe mitgiebt auf die Welt, hatte diesem Kinde eine große Liebe für die Natur und ein leichtes und helles Verständnis der Dinge mitgegeben, sodaß sie, was kluge Leute kaum halb aussprachen

und nur so leicht hinwinkten, schon begriff und vieles verstand und im Spielen lernte, was ihr kein Mensch erklärt noch gelehrt hatte. Die Leute pflegen sich über solche helle Kinder zu wundern; einige nennen sie Sonntagskinder, weil sie alles sehen und verstehen können; andere, schlimmer, meinen wohl gar, es gehe nicht mit rechten Dingen zu bei ihnen. Und ist doch alles natürlich und kommt von Gott her, daß die einen viel wissen und leicht lernen und die andern dumm sind und nichts lernen. Die kleine Eva kannte, als sie zehn Jahre alt war, schon die meisten Tiere, Vögel, Blumen und Bäume und ging mit ihnen so unschuldig und vertraut und sicher um, als hätte sie schon ein paar hundert Jahre mit ihnen gelebt. Aber fast ein noch größeres Wohlgefallen als an diesen hatte sie an bunten Steinen und Gewürmen und konnte sich gewaltig freuen, wenn sie ein buntes Steinchen fand, und mit Marienwürmchen, Goldkäfern, Gottespferdchen, Schmetterlingen und Laubfröschen konnte sie oft tagelang spielen, ohne daß ihr die Zeit dabei lang ward. Sie ging nun ins elfte Jahr und mußte ihrer Mutter Kühe im Walde hüten. Da sammelte sie sich immer eine Menge buntes Geflügel und Gestein, und wann sie des Abends heimkam, hatte sie die Taschen gewöhnlich voll Steine und Schächtelchen und Binsenkörbchen, die sie sich selbst flocht, voll Käfer, Schmetterlinge und Laubfrösche, mit welchen sie und die andern Kinder dann spielten. Wegen dieser Liebe zu den bunten Steinchen und Käferchen wühlte sie viel in der Erde, wälzte Steine und Holzblöcke um, riß die Rinde von den Bäumen, und die Leute, die das sahen, und die eigenen Eltern nannten die kleine Eva deswegen im Scherz Erdwurm. Aus diesem Scherz ward aber ein solcher Ernst, daß sie künftig nicht mehr Eva, sondern Erdwurm bei allen Leuten hieß.

Nun begab es sich einmal, als Erdwürmchen im Frühlinge ihres zwölften Jahres ihre Kühe und Kälber in den Wald trieb und mit ihrem Hündchen hinterdrein trabend ein Liedlein sang, daß ihr eine alte Frau begegnete, die fast nackt war und gar bleich und elend aussah. Diese jammerte über Kälte, und es war der Monat April, und da ist es in den Waldbergen oft noch recht kalt. Das konnte Erdwürmchen nicht lange anhören; sie mußte ihr Röckchen ausziehen und es der alten Frau umhängen, welche wegging und ihr zurief: „Schönen Dank, mein Kind! Das soll dir nicht unvergolten bleiben." Erdwürmchen ging nun den ganzen Tag im bloßen Hemde und fror selbst sehr und ward obendrein des Abends von der Mutter tüchtig ausgescholten, daß sie mehr weggegeben hatte, als sie durfte; denn die Mutter war auch nicht so reich, daß sie ihren Kindern immer neue Kleider zumessen lassen konnte. Als nun die Sonnengicht gekommen und die Tage am längsten waren, da hatte sich Erdwürmchen einmal im Walde gebadet. Als sie nun aus dem Bache stieg und hinter einem Dornbusch, wo sie sich entkleidet hatte, ihre Kleider suchte, fand sie statt deren, welche sie suchte, die allernettesten neuen Kleider, als wären sie eben vom Schneider gekommen, und ein blankes Mützchen und ein paar neue Schuh. Dies letzte verwunderte sie am meisten, denn im Sommer trugen sie und ihre Geschwister keine Schuh, sondern mußten barfuß laufen. Sie zog aber alles an und probierte auch die Schuhe an und freuete sich recht kindisch, und in der Freude rief sie aus: „O wer mag mir das wohl geschenkt haben?"

„Das hab' ich getan", schallte es hinter den Büschen, und bald sah sie eine alte Frau kommen, dieselbe, der sie im Frühlinge ihr Röckchen gegeben hatte, und die alte Frau trat freundlich vor sie und fragte sie: „Erdwürmchen, kennst du

mich nicht mehr?“ Und Erdwürmchen sprach: „Ja wohl, du bist ja die arme alte Frau, die hier im Frühlinge so fror und in zerrissenen Kleidern ging, und nun hast du so schöne Kleider an!“ „Ja, so geht's, mein Kind,“ sagte die alte Frau; „heute reich und morgen arm. Ich habe dir dafür, daß du ein so barmherziges Kind warst, die neuen Kleider gebracht, und wenn du noch etwas wünschest, so sage es, ich will dir's gewähren.“ Und Erdwürmchen bedachte sich nicht lange und sprach: „O laß den schönen großen blanken Käfer alle Tage zu mir kommen und mit mir spielen, den ich hier nur einmal im Walde gesehen habe; haschen habe ich ihn aber nicht können!“ „Das glaub' ich wohl, denn er ist ein verzweifelt kluger Gast,“ sagte die alte Frau; „er soll kommen. Und nun Adjes, mein Kind!“ Und die alte Frau küßte sie, nahm ihren Stock und ging weg.

Und als sie kaum weg war, säuselte es Summ! Summ! Summ! durch die Bäume, und ein großer, glänzender Käfer kam geflogen und setzte sich neben Erdwürmchen hin, und seine Flügeldecken sahen aus wie lauteres Gold, und seine zwei hellen Augen funkelten wie Diamanten. Erdwürmchen hatte seine herzinnige Freude an dem Käfer und spielte den ganzen Tag mit ihm; und als sie ihre Herde nach Hause trieb, da nahm er auch seine Flügel und flog weg. Und auf dieselbe Weise, wie er heute getan, kam er jeden Tag, so oft sie im Walde war, und flog immer auch weg, wann sie wegging. Und Erdwürmchen spielte und flüsterte mit ihm, als wäre es ein Mensch gewesen; sie erzählte auch den andern Hirten, die sie zuweilen mit dem Käfer trafen, er sei ihr kleiner Waldbräutigam und verstehe alles, was sie ihm sage; er bringe ihr auch schöne und blanke Sachen zum Spielen und Äpfel und Nüsse, wann sie hungere. Die andern Kinder hörten das so

an und lachten und glaubten es nicht; aber den goldenen Käfer mochten sie gern leiden. Ich weiß auch nicht, ob das wahr war oder ob Erdwürmchen den Kindern zum Scherze solche Fabeln erzählte; aber das ist gewiß, daß die beide sehr viel von einander hielten und daß der Käfer den andern Frühling wiederkam, sobald Erdwürmchen ihre Kühe in den Wald trieb, und daß sie in der alten Freundschaft mit einander lebten und umgingen. Da lernte Erdwürmchen nun auch, daß es ein ganz seltener Käfer war und mehr konnte, als andere gemeine Käfer können.

Einst saß sie nach ihrer Gewohnheit mit ihm unter einer grünen Eiche und spielte mit ihm und mit andern bunten Würmchen und Käferchen im Grase. Da flog ihr eines der schönsten und buntesten Marienwürmchen auf und schwang seine kleinen Flügel, und in einem Hui war es über die Eiche hinaus. Und Erdwürmchen sah ihm sehnsüchtig nach und rief: „O wer doch auch so fliegen könnte und sich in der leichten Luft über die Bäume hinwiegen!“ Und Goldkäferchen, der diese Worte hörte, flüsterte ihr leise zu: „Erdwürmchen, möchtest du das?“ Und sie sagte: „Ja, für mein Leben gern!“

Und es währte nicht eine Sekunde, so kam der allerniedlichste Wagen aus der Luft herunter und senkte sich vor Erdwürmchen zur Erde herab, als spräche er: „Erdwürmchen, willst du, so steige ein!“ Das Wägelchen war von dem allerweißesten Elfenbein leicht und sauber gearbeitet, und es waren viele tausend niedliche und bunte Vögelein und Blümlein drein geschnitzelt und darauf gemalt. Er war groß genug, daß ein kleines Mädchen bequem darin sitzen konnte, und ward von sechs himmelblauen Gottespferdchen gezogen.

Erdwürmchen stand vor dem zierlichen Wägelchen und verwunderte sich und schlug in die Hände, daß er so schön war.

Goldkäferchen machte sich hinzu und sagte: „Nun steige ein, Erdwürmchen, und kutschiere dich durch die Luft, wenn du Lust hast!“ Erdwürmchen stand da, zitternd und bebend vor Freude, Furcht und Verlangen; doch mußte sie laut lachen, als Goldkäferchen diese letzten Worte sprach, und sagte: „Was soll ich einsteigen? Die kleinen, magern Rappen werden mich wohl weit ziehen!“ „Steig du nur ein,“ sprach Goldkäferchen wieder; „ich will der Kutscher sein.“ Und mit diesen Worten schwang er sich auf den Bock. Da lachte Erdwürmchen wieder und setzte sich ein: zum Spaße, meinte sie, denn dies Gespann würde sie doch nicht von der Erde aufziehen.

Aber siehe! Goldkäferchen faßte die Zügel, nahm das goldene Peitschchen, aus feinsten Sonnenstrahlen geflochten, und klatschte, daß es durch den Wald klang; und die sechs geflügelten Rappen zogen an, und hui! ging es in die Höhe und über die höchsten Buchen und Eichen fort, daß es sausete. Erdwürmchen hatte gar nicht geglaubt, daß es Ernst sei; auch hatte sie ihren Wunsch, einmal so durch die Lüfte zu fliegen, nur so leicht hingesagt, wie Menschen, wenn sie Vögel oder Schmetterlinge sich in den Lüften wiegen sehen, wohl sprechen: „O wer doch einmal so fliegen und durch die leichten Lüfte segeln dürfte!“ Nun hätte sie gern Halt! Halt! geschrieen, aber sie hatte keine Zeit dazu; denn es ging gar zu geschwind, und sie hatte genug zu tun, sich an der Lehne des Wagens festzuhalten, damit sie in der Angst nicht herausflöge. Als sie aber zuletzt sah, daß keine Gefahr dabei war, da ließ sie sich die Fahrt gefallen, die immer über den Wald hin ging, wohl zwei Meilen weit und dann wieder zurück. Und als das Wägelchen hingekommen ist, wo ihre Kühe und Kälber weideten, hat Goldkäferchen ihn sanft abwärts gelenkt, und so sind sie auf derselben Stelle wieder niedergekommen, wo sie aufgefahren waren.

Diese Fahrten hat Erdwürmchen oft gemacht und sich inniglich ergötzt, daß sie in dem elfenbeinernen Wagen mit dem leichten Gespann der Gottespferde geschwinder als die geschwindesten Vögel fliegen konnte, sodaß sie da oben oft Tauben und Falken und andere Schnellflieger gegriffen hat. Sie ist auch zuweilen des Nachts ausgefahren, wann Goldkäferchen, ihr Kutscher, sie zu solcher Spazierfahrt einlud; sie hat sich dann leise und heimlich aus dem Bette geschlichen, wann die andern im Hause alle schliefen, und diese Fahrten bei Mond- und Sternenschein deuchten ihr die allerlustigsten. Aber nie hat sie der Mutter etwas davon merken lassen, sie hat dies überhaupt heimlich gehalten; nur das hat sie erzählt, daß die alte Frau ihr die schönen neuen Kleider geschenkt hat für das Röckchen, das sie ihr im Frühlinge gegeben.

Erdwürmchen war nun fünfzehn Jahre alt und begann ein großes Mädchen zu werden; sie hütete aber noch immer das Vieh im Walde. Nun sammelte sie, wann Goldkäferchen grade nicht bei ihr war (er kam schon viel seltener), die andern Knaben und Mädchen, welche auch Hirten waren, häufig um sich herum und erzählte ihnen Geschichten, denn deren wußte sie eine Menge von ihrer Mutter, welche die Winterabende in der Spinnstube immer mit Erzählungen zu kürzen pflegte. Eines Tages hatte sie eine sehr traurige Geschichte erzählt, wie ein schöner junger Prinz im Kampfe mit dem Drachen auf den Tod verwundet war und beim Sterben seiner Herzallerliebsten vorsang:

Ade! Es muß geschieden sein!
Reich mir ein Gläslein kühlen Wein,
Reich mir ein weißes Semmelein!
Ade!
Den kühlen Wein, das Semmelein!

Ade! Ade!
Mir tut mein Herz so weh!

Ade! Es muß geschieden sein!
Ade du heller Sonnenschein!
Und Mondenschein und Sternenschein!
Ade!
Du Sonnenschein und Sternenschein!
Ade! Ade!
Mir tut mein Herz so weh!

Ade, es muß geschieden sein!
O weine nicht, Feinsliebelein!
Es muß von dir geschieden sein!
Ade!
Es muß, es muß geschieden sein!
Ade! Ade!
Mir tut mein Herz so weh!

Diese Geschichte war ihr so aufs Herz gefallen, daß sie sie gar nicht aus dem Sinn schlagen konnte und immer für sich singen mußte:

Ade! Es muß geschieden sein!
O weine nicht, Feinsliebelein!

Und dabei liefen ihr die hellen Tränen wie brennende Ströme aus den Augen. Als sie so in traurigen Gedanken unter der grünen Eiche saß, wo sie gewöhnlich zu sitzen und zu spielen pflegte, kam mit einem Male Goldkäferchen hergeschwirrt, der einige Tage nicht dagewesen war, und flüsterte ihr zu: „Erdwürmchen, willst du luftfahren? Es ist heute der schönste Regenbogen am Himmel, und den wollen wir recht nah besehen; aber komm und mache dich gleich fertig!" Sie sagte ja, und der Wagen kam, und sie stieg ein, und Goldkäferchen nahm seine goldene Peitsche und klatschte auf die Pferde.

Und die Pferde brauseten im sausenden Galopp davon, so geschwind, geschwind, daß Erdwürmchen Himmel, Erde und Meer kaum von einander unterscheiden konnte und von dem schönen versprochenen Regenbogen gar nichts sah. Der mutwillige Kutscher knallte und klatschte in Einem fort, und die Gottspferde wieherten und brenschten[1]), und die Luft ging so gewaltig, als wenn Sturmwinde bliesen; Goldkäferchen aber klaschte und sang immer mit heller Stimme drein: „O weine nicht, Feinsliebelein! Es muß, es muß geschieden sein!“ Das arme Erdwürmchen aber hatte nichts anderes zu tun als sich nur festzuhalten; denn jetzt kam ihr die Fahrt wirklich so vor, als sollte alles auseinander fliegen und sie durch die weite leere Luft so fortgewirbelt werden. So sauste der Wagen fort, und ihr fehlte selbst der Atem, zu fragen, bis der Wagen mit einem Male anfing sich zu senken und in einer unbekannten Gegend zur Erde kam. Als Erdwürmchen fühlte, daß es nicht mehr flog mit ihr, wollte sie Goldkäferchen fragen: „Wo sind wir?“ Aber in demselben Hui waren Wagen, Kutscher und Pferde weg, und sie hat sie seit der Stunde in ihrem Leben nicht wieder gesehen.

Es war schon dunkel, die Sonne war lange unter und der Mond, und die Sterne standen hell am Himmel. Da hätte Erdwürmchen Ade! Ade! singen mögen, aber ihr war der Gesang jetzt knapp geworden, und sie saß im stillen Leide, rang ihre Hände und weinte bitterlich. Dann seufzete sie tief und rief einmal über das andere aus: „O ich gottloses Mädchen! Die Mutter hat mich oft gescholten, daß ich so viel mit den Würmern spielte; nun sehe ich wohl, was das für bunte Schelme sind. Warte nur, Goldkäferchen! Wenn

[1]) = schrieen laut, prusteten.

du mal wieder kommst, sollst du's kriegen! O wenn ich nur einen Menschen fände, der mir den Weg nach Hause wiese!" Sie fing nun an, durch die Büsche fortzugehen; aber sie war von dem geschwinden Fluge so müd geworden, daß sie kaum hundert Schritt gegangen war, so setzte sie sich unter einen Baum nieder und schlief ein und schlief da bis an den hellen Morgen. Das arme Kind meinte, sie sei nahe bei ihres Vaters Hause; aber sie war in der dreistündigen Fahrt über fünfzig Meilen weit durch die Luft gereist. Schlafe wohl und träume wohl, liebes Erdwürmchen!

Als Erdwürmchen erwachte, stand die Sonne schon hell am Himmel. Sie sah sich mit großen Augen um, denn das von gestern war ihr alles wie ein Traum. Sie hatte auch die ganze Nacht nichts anderes geträumt als von der sausenden Reise, wo sie, wie ihr deuchte, dreimal aus dem Wagen stürzte und immer wieder hereingebracht ward, von brennenden Häusern, von Krieg und Geschrei und von allerlei Not und Angst. Mit diesen Gedanken wachte sie auf und sah nun wohl, daß sie in einer unbekannten Gegend war und fern von ihres Vaters Hause. Denn sie erblickte rings umher himmelhohe Berge, deren oberste Spitzen mit Schnee bedeckt waren. Als sie das sah, weinte sie bitterlich und brach in die Worte aus: „O du erzbösewichtisches Goldkäferchen! Hier komme ich nimmer wieder heraus; ich sehe Vater und Mutter nimmer wieder, denn wie soll ich über diesen hohen Schnee kommen?" Mehr konnte sie vor Traurigkeit nicht sagen; doch ging sie gedankenlos fort. Sie kam bald an einen kleinen Baumgarten, wo Äpfel, Birnen und Pflaumen die Fülle an Bäumen hingen. Sie ging hin und brach sich davon und aß, denn sie war sehr hungerig. Als sie sich gesättigt hatte, ging sie weiter fort durch die Bäume und hörte einen Hahn krähen und einen

Hund bellen. Und da ward sie ganz froh und fiel mit dem Angesicht auf die Erde, faltete ihre Hände und betete ein frommes Morgengebet und sprach: „Gott sei gelobt, daß ich wieder zu Menschen komme!“ Und als sie um einen kleinen Busch herumgekommen war, da sah sie hinter dem Busche ein kleines strohenes Häuschen stehen und ging gerade auf das Häuschen zu.

Und ehe sie noch an das Häuschen kam, sprang ein buntes Hündchen auf sie zu und wedelte lustig mit dem Schwanze und bellte und brummte nicht, und dann kam ein schneeweißes Mieskätzchen und strich sich den Pelz an ihrem Knie glatt und knurrte behaglich, wie die Katzen im Wohlgefallen tun. Und diese beiden begleiteten sie. Vor der Haustüre saß ein altes Mütterchen im weißen Kopfe an einem Spinnrade und spann und sang mit heller Stimme: „Wach auf, mein Herz, und singe!“ und ließ sich nicht stören, daß Erdwürmchen kam, und Erdwürmchen stimmte ein und sang mit, bis das Lied zu Ende war, und freute sich, daß sie zu frommen Leuten gekommen war. Darauf stand die alte Frau von ihrem Spinnrade auf und reichte dem Erdwürmchen die Hand und hieß sie herzlich willkommen. Als sie aber dem Kinde ins Gesicht sah, rief sie: „Herr je! Erdwürmchen, bist du es? Wie in aller Welt kommst du hieher?“ Erdwürmchen wunderte sich nicht wenig, als sie sich mit ihrem Namen anreden hörte, sah die alte Frau genau an und erkannte nun bald, daß es dieselbe alte Frau war, die ihr, als sie badete, einst die schönen neuen Kleider hinter den Dornbusch hingelegt hatte. Und sie antwortete ihr vergnügt: „Ja, Mutter, ich bin Erdwürmchen; aber wie ich herkomme, das weiß ich nicht; das weiß ich aber wohl, daß dein Goldkäferchen ein Erzlügner ist: er hat mir etwas vorgegaukelt von einem wunderschönen Regenbogen, und

so ist er im sausenden Galopp durch die Luft mit mir davon gefahren, daß mir Hören und Sehen dabei vergangen ist, und so bin ich endlich hier wieder auf die Erde herabgekommen, und da hat er mich sitzen lassen. Nun ist es nur gut, daß ich dich hier treffe. Du kannst mir wohl den Weg durch die Berge zu Vater und Mutter zeigen; denn die werden sehr traurig sein, daß ich gestern abend nicht nach Hause gekommen bin, und werden glauben, daß mich Räuber gestohlen oder Wölfe und Untiere gefressen haben."

Die alte Frau antwortete ihr: „Sei mir hier willkommen, Erdwürmchen! Deine Eltern wohnen sehr weit von hier, und ich kann dich nun nicht hinbringen. Denn alle Straßen sind unsicher, und es ist Krieg, und gestern sind fremde Soldaten bei euch in Distelfeld eingerückt. Und schelte nicht so sehr auf Goldkäferchen; er hat dich deswegen weggebracht. Deinen armen Eltern hättest du doch nicht helfen können; dir und deiner Ehre aber hätte leicht ein leides geschehen können. Darum gieb dich nur drein und bleib hier bei mir! Wir wohnen hier abweges im Walde; hier bist du sicher, und über diese Schneeberge kommt kein Feind. Wann es dort wieder ruhig ist, will ich dich schon nach Hause bringen." Und Erdwürmchen gab sich drein und blieb; im stillen aber weinte sie manches Tränchen in ihrem Kämmerlein und im einsamen Walde, daß sie so weit weg war von Hause. Doch ging es ihr sonst recht gut.

Es war dies ein kleines Bauergütchen, das ganz einsam im Walde lag und etwas Feld, einen Garten, eine Wiese und des Holzes genug hatte; auch waren in Bächen und Teichen Forellen und Karpfen. Hier wohnte die Alte mit ihrem alten Manne, der wohl noch älter war als sie, und mit einem Knechte, der auch nicht mehr jung war, und die drei

bestellten und bestritten die ganze Wirtschaft. Nun kam Erdwürmchen noch dazu und half ihnen. Sie hatten zwei Ochsen, zwei Pferde, acht Kühe, zwanzig Schafe und Ziegen, viele Hühner und Enten auf dem Hofe und Obst im Garten und Korn im Felde und lebten recht gut und vergnügt. Auch waren es christliche, fromme Leute, und in ihrem Leben hat Erdwürmchen nicht so viel in der Bibel und im Gesangbuche gelesen als hier. Den Sommer waren alle fleißig, daß sie das Haus und die Scheunen voll schafften für den Winter; den Herbst und Winter droschen die Männer Korn und fällten und fuhren Holz aus dem Walde; Mütterchen aber und Erdwürmchen, wann sie das Vieh und die Küche besorgt hatten, saßen am Spinnrocken und spannen und erzählten einander Geschichten oder sangen geistliche Lieder. Erdwürmchen hat nachher oft erzählt, die Jahre, die sie hier verlebt habe, seien die vergnügteste Zeit ihres Lebens gewesen.

So waren hier fünf Sommer vergangen, und die Zeit war Erdwürmchen gewiß nicht lange geworden; da kam die alte Frau eines Morgens zu Erdwürmchen in ihr Kämmerchen und sprach: „Liebes Erdwürmchen, nun ist es Zeit, daß du von hier reisest und wieder zu deinen lieben Eltern kommst! Es ist arg hergegangen in Distelfeld und im ganzen Frankenlande; jetzt aber ist der Krieg vorbei, es ist wieder Friede, und nun ist es billig, daß du wieder zu den Deinigen ziehest und den Eltern die Sorge vergeltest, die sie in deiner Kindheit um dich gehabt haben. Siehe, ich habe dich hieher holen lassen, nicht, daß ich dich bloß bei mir hätte (denn ich habe dich sehr lieb, das weißt du wohl), sondern daß du sicher wärest vor der Wildheit und Wüstheit des Krieges; und wenn ich dich gleich gern behielte, so muß ich dich doch deinen Eltern wiedergeben: denn das andere wäre Sünde. Du hast

wohl gemerkt, daß ich allerlei Künste kann, und das ist wahr; aber ich bin eine von den Frauen, welche, die sie kennen, die Holden[1]) heißen, und ich gebrauche meine Künste nie zum bösen. Darum erschrick nur nicht vor mir und habe mich in einem guten Andenken: ich bin eine von denen, die sie die guten weisen Frauen nennen, und habe mein Leben darauf gewendet, tolle Geschichten in kluge und verkehrtes in rechtes zu verwandeln. Und nun, liebes Kind, mache dich fertig, suche deine Sachen zusammen und packe deine Kleider und dein Leinzeug ein; denn morgen fahren wir ab."

Und Erdwürmchen tat mit allem Fleiß, wie ihr befohlen war, und setzte sich dann einsam hin und weinte, daß sie die alte Frau verlassen sollte, die ihr so viel Liebes getan hatte, in so manchem lieben Jahr. Und den andern Morgen hielt der Wagen mit den zwei Pferden vor der Türe, und sie setzte sich nebst der alten Frau darauf, und der alte Knecht war ihr Kutscher. Und sie waren sechs Tage gefahren, und den siebenten Tag kamen sie in das Kirchdorf, wo die Leute aus Distelfeld in die Kirche gehen. Da ließ die alte Frau an der Schenke halten und sprach zu Erdwürmchen: „Nun will ich Lebewohl zu dir sagen, mein Kind; weiter fahre ich nicht, und nun will ich wieder nach Hause. Gott segne dich und behüte dich, und behalte[2]) dich treu und sicher auf seinem Wege, so wird es dir wohl gehen hier und dort." Und sie hieß den Knecht die Laden und Kisten abpacken, worin Erdwürmchens Kleider und Leinzeug waren, und gab ihr dann noch einen Beutel in die Hand und sagte: „Da, mein Kind! Das soll dein Brautschatz

[1]) Die Holden, das weibliche Gefolge der Götterkönigin, ursprünglich die Valkyrien, später im Volksaberglauben in „Unholde" und Hexen verwandelt.

[2]) = erhalte dich.

sein; dafür kannst du dir ein Bauergütchen kaufen!" Und dann fuhr sie weg, und Erdwürmchen ließ sich von dem Schenkwirt nach Distelfeld fahren, wo ihre Eltern wohnten.

Als sie auf die Distelfelder Mark kamen, da verwunderte sie sich, daß sie so wenige Häuser sah und von diesen einige ganz neu schienen, und sie sprach zu dem Fuhrmann: „Aber ist denn dies Distelfeld?" „Ja, freilich ist es Distelfeld," antwortete er; „aber es ist nicht mehr das alte Distelfeld; das ist im Kriege meist abgebrannt, und sie fangen nun an und bauen wieder einige neue Häuser." Erdwürmchen erschrak sehr, und sie dachte an ihre Eltern und Geschwister, und ihr war sehr bange im Herzen; aber sie mochte den Mann nicht fragen. Und sie fuhren in das Dorf hinein, und sie sah Brandstellen, ungeheure Bäume und Balken hin und her liegen, zerbrochene Zäune und niedergerissene Mauern, bis sie an ihres Vaters Haus gelangte. Das war auch nicht mehr das alte, sondern ein neues, das sie schon wieder aufgebaut hatten. Da fand sie ihre beiden Eltern gottlob noch am Leben, die waren sehr arm geworden, aber doch noch nicht mutlos, denn es waren fromme Leute, die Gott fürchteten. Ihre Geschwister lebten auch noch bis auf einen Bruder, der im Kriege geblieben war. Ihre beiden Schwestern, welche älter waren als sie, hatten schon Männer, die in andern Dörfern wohnten. Und sie erzählte ihren Eltern, wie es ihr wunderbar ergangen und wo sie so lange gewesen war, und sagte ihnen viel Freundliches und Liebes und tröstete sie aus Gottes Wort und sprach: „Gott kann helfen, und ich will auch helfen und kann auch helfen!" Und mit diesen Worten öffnete sie den Beutel, welchen ihre alte Pflegemutter ihr beim Abschiede in die Hand getan hätte, und es waren fünfhundert blanke Dukaten darin; in den Kisten aber war das schönste Leinzeug,

das sie zum Teil *mit gesponnen* und gebleicht und das die gute alte weise *Frau ihr* zum Brautschatz mitgegeben hatte.

Und Erdwürmchen hat sich bald einen wackern jungen Bauer zum Mann genommen und in Distelfeld gewohnt und als eine fromme und christliche Frau gelebt. Und Gott hat ihren Fleiß und ihre Frömmigkeit gesegnet, daß sie ihren Eltern und vielen Menschen hat gutes tun können. Ihre Kinder hat sie fleißig in Gottes Wort unterwiesen und frühe zur Kirche und Schule gehalten; aber sie hat nicht gelitten, daß sie viel in Waldeseinsamkeit lebten oder nächtlich und mitternächtlich herumwandelten. Denn sie pflegte zu sagen: „Es ist nicht gut, daß der Mensch sich zu sehr an die Kreaturen hängt und mit Steinen und Würmern und allerlei Tieren zu viele Gemeinschaft hat. Mancher ist dadurch verwirrt und närrisch geworden und in böse Hände geraten. Ich danke Gott jede Stunde, daß er mich in meiner Jugend bewahrt hat. Denn das ist das sicherste, daß der Mensch sich an Gottes Wort hält und nicht zu viel fragt, was in Bäumen und Bergen steckt und wovon die Würmer und Vögel, ja die Blumen und Blätter zu flüstern und zu sprechen wissen. Das hat manchen auf schlimme Abwege gebracht, und wohin hätte es mich Ärmste nicht bringen können, wäre Gott nicht so gnädig gewesen?“

10.

Rattenkönig Birlibi.

Ich will die Geschichte erzählen von dem Rattenkönig Birlibi, eine Geschichte, die mir Balzer Tievs aus Prefeke oft erzählt hat nebst vielen andern Geschichten. Balzer war ein Knecht, der auf meines Vaters Hofe diente, als ich acht, neun Jahre alt war, ein Mensch von schalkischen Einfällen, der viele Geschichten und Märchen wußte. Die Geschichte von dem Rattenkönig Birlibi lautet also:

In dem stralsundischen Dorfe Alten Camp, welches zwischen Gartz und Putbus seitwärts am Strande liegt, hat vormals ein reicher Bauer gelebt, der hieß Hans Burwitz. Das war ein ordentlicher, kluger Mann, dem alles, was er angriff, geriet und der im ganzen Dorfe die beste Wehr [1]) hatte. Er hatte sechzehn Kühe, vierzig Schafe, acht Pferde und zwei Füllen auf dem Stalle und in den Koppeln, glatt wie die Aale und von so guter Zucht, daß seine Füllen auf dem Berger Pferdemarkt immer zu acht bis zehn Pistolen das Stück bezahlt wurden. Dazu hatte er sechs hübsche Kinder,

[1]) Wehr = materielle Lage, Wohlstand. „Er ist ordentlich in der Wehr" = er sitzt in der Wolle.

loslasse, sei schon mancher Christenmensch zu Schaden gekommen. Aber er hat sie ausgelacht und hat es eine weibische Furcht genannt und ist seines gewöhnlichen Weges in den Wald gegangen, als die andern zu Bett waren. Da ist ihm aber der König Birlibi zu mächtig geworden. Anfangs war es diese Nacht im Walde eben wie die vorigen Nächte, es tosete und lärmte von fern, und das Birlibi klang hell darunter; und was über seinem Kopfe durch die Wipfel der Bäume schwirrte und pfiff und rauschte, das kümmerte Burwitz nicht viel, denn an Hexerei glaubte er gar nicht und sagte, es seien nur Nachtgeister, wovor dem Menschen graue, weil er sie nicht kenne, und allerlei Blendwerke und Gaukeleien der Finsternis, die dem nichts tun können, der keinen Glauben daran habe. Aber als es nun Mitternacht ward und die Glocke zwölf geschlagen hatte, da kam ein ganz anderes Birlibi aus dem Walde hervor, daß Hansen die Haare auf dem Kopfe kribbelten und sauseten und er davon laufen wollte. Aber sie waren ihm zu geschwind, und er war bald mitten unter dem Haufen und konnte nicht mehr heraus.

Denn als es zwölf geschlagen hatte, tönte der ganze Wald mit einem Male wie von Trommeln und Pauken und Pfeifen und Trompeten, und es war so hell darin, als ob er plötzlich von vielen tausend Lampen und Kerzen erleuchtet worden wäre. Es war aber diese Nacht das große Hauptfest des Rattenkönigs, und alle seine Untertanen und Leute und Mannen und Vasallen waren zur Feier desselben aufgeboten. Und es schienen alle Bäume zu sausen und alle Büsche zu pfeifen und alle Felsen und Steine zu springen und zu tanzen, sodaß Hansen entsetzlich bange ward; aber als er weglaufen wollte, verrannten ihm so viele Tiere den Weg, daß er nicht durchkommen konnte und sich ergeben mußte, stehen zu bleiben,

wo er war. Es waren da die Füchse und die Marder und die Iltisse und Wiesel und Siebenschläfer und Murmeltiere[1]) und Hamster und Ratten und Mäuse in so zahlloser Menge, daß es schien, sie wären aus der ganzen Welt zu diesem Feste zusammengetrommelt. Sie liefen und sprangen und hüpften und tanzten durcheinander, als ob sie toll wären; sie standen aber alle auf den Hinterfüßen, und mit den Vorderfüßen trugen sie grüne Zweige aus Maien und jubelten und toseten und heulten und kreischten und pfiffen, jeder auf seine Weise. Kurz, es war das ganze leichte Diebsgesindel der Nacht beisammen und machten gar ein scheußliches Geläute und Gebimmel und Getümmel durcheinander. In den Lüften ging es eben so wild als auf der Erde; da flogen die Eulen und Krähen und Käuze und Uhus und Fledermäuse und Mistkäfer bunt durcheinander und verkündigten mit ihren gellenden und kreischenden Kehlen und mit ihren summenden und schwirrenden Flügeln die Freude des hohen Tages.

Als Hans erschrocken und erstaunt sich mitten in dem Gewimmel und Geschwirr und Getöse befand und nicht wußte, wo aus noch ein, siehe, da leuchtete es mit einem Male heller auf, und nun sangen viele tausend Stimmen zugleich, daß es in fürchterlich grauslicher Feierlichkeit durch den Wald schallte und Hansen das Herz im Leibe bebte:

Macht auf! Macht auf! Macht auf die Pforten
Und wallet her von allen Orten!
Geladen seid ihr allzugleich;
Der König ziehet durch sein Reich.

Ich bin der große Rattenkönig;
Komm her zu mir, hast du zu wenig!

[1]) Der Dichter kann das harmlose Murmeltier nur deshalb hier angeführt haben, weil es chthonisch ist.

Von Gold und Silber ist mein Haus,
Das Geld mess' ich mit Scheffeln aus.

So klang es im feierlichen und langsamen Gesange fort, und dann schallten immer wieder einzelne kreischende und gellende Stimmen mit widerlichem Laute darunter Birlibi! Birlibi! und die ganze Menge rief Birlibi! nach, daß es durch den Wald schallte. Und es war der Rattenkönig, welcher einhergezogen kam. Er war ungeheuer groß wie ein Mastochs und saß auf einem goldenen Wagen und hatte eine goldene Krone auf dem Haupte und hielt ein goldenes Scepter in der Hand, und neben ihm saß seine Königin und hatte auch eine goldene Krone auf und war so fett, daß sie glänzte; und sie hatten ihre langen kahlen Schwänze hinter sich zusammenverschlungen und spielten damit, denn ihnen war sehr wohlig zu Mute. Und diese Schwänze waren das allerscheußlichste, was man da sah; aber der König und die Königin waren auch scheußlich genug. Und der Wagen, worin sie saßen, ward von sechs magern Wölfen gezogen, die mit den Zähnen fletschten, und zwei lange Kater standen als Heiducken hinten auf und hielten brennende Fackeln und miauten entsetzlich. Dem Rattenkönig und der Rattenkönigin war aber vor ihnen nicht bange: sie schienen hier zu gewaltige Herren und Könige über alle zu sein. Es gingen auch zwölf geschwinde Trommelschläger dem Wagen voran und trommelten. Das waren Hasen: die müssen die Trommel schlagen und andern Mut machen, weil sie selbst keinen haben.

Hansen war schon bange genug gewesen; jetzt aber, als er den Rattenkönig und die Rattenkönigin und die Wölfe und Kater und Hasen so mit einander sah, da schauderte ihm die Haut auf dem ganzen Leibe, und sein sonst so tapferes Herz wollte fast verzagen, und er sprach bei sich: „Hier mag der

Henker länger bleiben, wo alles so wider die Natur geht! Ich habe auch wohl von Wundern gelesen und gehört; aber sie gingen doch immer etwas natürlich zu. Daß dies aber buntes Teufelsspiel ist und teuflisches Pack, sieht man wohl. Wer nur heraus wäre!"

Und Hans machte noch einen Versuch, sich heraus zu drängen; aber der Zug brauste immer frisch fort durch den Wald, und Hans mußte mit. So ging es, bis sie an eine äußerste Ecke des Waldes kamen. Da war ein offenes Feld und hielten viele hundert Wagen, die mit Speck und Fleisch und Korn und Nüssen und andern Eßwaren beladen waren. Einen jeden Wagen fuhr ein Bauer mit seinen Pferden, und die Bauern trugen die Säcke Korn und das Speck und die Schinken und Mettwürste und was sie sonst geladen, hinab in den Wald, und als sie Hans Burwitz stehen sahen, riefen sie ihm zu: „Komm! Hilf auch tragen!" Und Hans ging hin und lud mit ab und trug mit ihnen; er war aber so verwirrt, daß er nicht wußte, was er tat. Es deuchte ihm aber in dem Zwielichte, als sehe er unter den Bauern bekannte Gesichter, und unter andern den Schulzen aus Krakevitz und den Schmied aus Kasnevitz; er ließ sich aber nichts merken, und jene taten auch wie unbekannte Leute. Mit den Bauern aber hatte es die Bewandtnis: sie hatten sich dem Rattenkönige und seinem Anhange zum Dienst ergeben und mußten ihnen in der Walpurgisnacht, wo des Rattenkönigs großes Fest steht, immer den Raub zu dem Walde fahren, den Rattenkönigs Untertanen einzeln aus allen Orten der Welt zusammengemaust und zusammengestohlen hatten. Und Hans kam nun auch ganz unschuldig dazu und wußte nicht wie. So wie die Säcke und das andere in den Wald getragen wurden, war das wilde Diebsgesindel darüber her, und es ging Grips!

Graps! und Rips! Raps! hast du nicht gesehen, und jeder griff zu und schleppte sein Teil fort, sodaß ihrer immer weniger wurden. Der König aber hielt noch da in seinem hohen und prächtigen Wagen, und es tanzeten und toseten und lärmten noch einige um ihn. Als aber alle Wagen abgeladen waren, da kamen wohl hundert große Ratten und gossen Gold aus Scheffeln auf das Feld und auf den Weg und sangen dazu:

Hände her! Mützen her!
Wer will mehr? Wer will mehr?
Lustig! lustig! Heut geht's toll,
Lustig! Händ' und Mützen voll!

Und die Bauern fielen wie die hungrigen Raben über das ausgeschüttete Gold her und griffelten und graffelten und drängten und stießen sich, und jeder raffte so viel auf von dem roten Raube, als er habhaft werden konnte, und Hans war auch nicht faul und griff rüstig mit zu. Und als sie in bester Arbeit waren wie Tauben, worunter man Erbsen geworfen, siehe, da krähete der Morgenhahn, wo das heidnische und höllische Reich auf der Erde keine Macht mehr hat — und in einem Hui war alles verschwunden, als wäre es nur ein Traum gewesen, und Hans stand ganz allein da am Walde. Und der Morgen brach an, und er ging mit schwerem Herzen nach Hause. Er hatte aber auch schwere Taschen und schönes rotes Gold darin; das schüttete er nicht aus. Seine Frau war ganz ängstlich geworden, daß er so spät nach Hause kam, und sie erschrak, als sie ihn so bleich und verstört sah, und fragte ihn allerlei. Er aber fertigte sie nach seiner Gewohnheit mit Scherz ab und sagte ihr nicht ein Sterbenswörtchen von dem, was er gesehen und gehört hatte.

Hans zählte sein Gold (es war ein hübsches Häuflein Dukaten), legte es in den Kasten und ging die ersten Monate

nach diesem Abenteuer nicht in den Wald. Er hatte ein heimliches Grauen davor. Dann vergaß er, wie es dem Menschen geht, die Walpurgisnacht und ihr schauerliches und grauliches Getümmel allmählich und ging nach wie vor im Mond- und Sternenschein auf seinen Fuchs- und Marderfang. Von dem Rattenkönig und seinem Birlibi sah und hörte er nichts mehr und dachte zuletzt selten daran. Aber als es gegen den Frühling ging, veränderte sich alles; er hörte zuweilen um die Mitternacht wieder das Birlibi klingen, daß seine mattesten Haare auf dem Kopfe ihm lebendig wurden, und lief dann zwar immer geschwinde aus dem Walde, hatte aber dabei doch seine heimlichen Gedanken auf die Walpurgisnacht; und weil das, was die Menschen bei Tage denken, ihnen bei Nacht im Traume wiederkommt und allerlei spielt und spiegelt und gaukelt, so blieb auch der Rattenkönig mit seiner Nachtgaukelei nicht aus, und Hans träumte oft, als stehe der Rattenkönig vor seiner Türe und klopfe an; und er machte ihm dann auf und sah ihn leibhaftig, wie er damals in dem Wagen gesessen, und er war nun ganz von lauterem Golde und auch nicht so häßlich, als er ihm damals vorgekommen, und Rattenkönig sang ihm mit der allersüßesten Stimme, von der man nicht glauben sollte, daß eine Rattenkehle sie haben könne, den Vers vor:

Ich bin der große Rattenkönig;
Komm her zu mir, hast du zu wenig!
Von Gold und Silber ist mein Haus;
Das Geld mess' ich mit Scheffeln aus —

und dann kam er dicht zu ihm heran und flüsterte ihm ins Ohr: „Du kommst doch wieder zur Walpurgisnacht, Hans Burwitz, und hilfst Säcke tragen und holst dir deine Taschen voll Dukaten?“ Zwar hatte Hans, wann er aus solchen

Träumen erwachte, neben der Freude über das Gold immer ein gewisses Grauen, und er sprach dann wohl: „Warte nur, Prinz Virlibi, ich komme dir nicht zu deinem Feste!“ Aber es ging ihm, wie es andern Leuten auch gegangen ist, und das alte Sprichwort sollte an ihm auch wahr werden: Wen der Teufel erst an einem Faden hat, den führt er auch wohl bald am Strick. Genug, je näher die Walpurgisnacht kam, desto mehr wuchs in Hans die Gier, auch dabei zu sein. Doch nahm er sich fest vor, dem Bösen diesmal nicht den Willen zu tun, und ging den Walpurgisabend auch glücklich mit seiner Frau zu Bett. Aber er konnte nicht einschlafen; die Wagen mit den Säcken und die Bauern und die großen Ratten, die das Gold aus Scheffeln auf den Boden schütteten, fielen ihm immer wieder ein, und er konnte es nicht länger aushalten im Bette, er mußte aufstehen und sich von der Frau fortschleichen und in den finstern Wald laufen. Und da hat er diese zweite Nacht ebenso wieder erlebt, als das erste Mal. Er hatte sich ein Säckchen mitgenommen für das Gold und hatte auch viel reichlicher eingesammelt als das vorige Jahr.

Nun, deuchte ihm, habe er des Goldes genug, und er tat einen hohen Schwur, er wolle sich nimmer wieder in die Versuchung geben und auch nie wieder in den Wald gehen. Und er hat den Schwur gehalten und sich selbst überwunden, daß er nicht in den Wald gegangen ist und keine Walpurgisnacht wieder mitgehalten hat, so oft ihm auch noch von dem Virlibi und dem goldenen Rattenkönige geträumt hat. Er hat das aber nicht in seiuem Herzen sitzen lassen, sondern hat es mit eifrigem Gebet wieder ausgetrieben und den Bösen endlich müd gemacht, daß er von ihm gewichen ist. So war manches Jahr vergangen, und Hans hieß ein sehr reicher

Mann. Er hatte sich für seine Dukaten Dörfer und Güter gekauft und war ein Herr geworden. Es munkelte auch unter den Leuten, es gehe nicht mit rechten Dingen zu mit seinem Reichtum; aber keiner konnte es ihm beweisen. Aber endlich ist der Beweis gekommen.

Der Böse lauerte auf den armen Mann, an dem er schon einige Macht gewonnen hatte. Er war ergrimmt auf ihn, weil er von seinen hohen Festen in der Walpurgisnacht ganz ausblieb, und als Hans einmal wieder mit sündlicher Lüsternheit an das Goldsammeln gedacht und darüber das Abendgebet vergessen, auch einige unchristliche Flüche über eine Kleinigkeit getan hatte, hat er mit seinem Gesindel hervorbrechen können, und Hans hat nun gelernt, was das goldene Spielwerk des Königs Birlibi eigentlich auf sich habe. Seit dieser Zeit hat Hans weder Stern noch Glück mehr in seiner Wirtschaft gehabt. Wie viel er sich auch abmattete, er konnte nichts mehr vor sich bringen, sondern es ging von Tage zu Tage mehr rückwärts. Seine ärgsten Feinde aber waren die Mäuse, die ihm im Felde und in den Scheunen das Korn auffraßen, die Wiesel, Ratten und Marder, die ihm die Hühner, Enten und Tauben abschlachteten, die Füchse und Wölfe, die seine Lämmer, Schafe, Füllen und Kälber holten. Kurz, das Gesindel hat es so arg gemacht, daß Hans in wenigen Jahren um Güter und Höfe, um Pferde und Rinder, um Schafe und Kälber gekommen ist und zuletzt nicht ein einziges Huhn mehr hat sein nennen können. Er hat als ein armer Mann mit dem Stock in der Hand nebst Weib und Kindern von Haus und Hof gehen und sich auf seinen alten Tagen als Tagelöhner ernähren müssen.

Da hat er oft die Geschichte erzählt, wie er zu dem Reichtum gekommen und aus dem Bauer ein Edelmann ge-

worden ist, und hat Gott gedankt, daß er Ratten und Mäuse als seine Bekehrer geschickt und ihn so arm gemacht hat: denn sonst," hat der arme Mann gesagt, „wäre ich wohl nicht in den Himmel gekommen, und der Teufel hätte seine Macht an mir behalten, und ich hätte dort jenseits endlich auch nach des Rattenkönigs Pfeife tanzen müssen." Das hat er auch dabei erzählt, daß solches Gold, daß man auf eine so wundersame und heimliche Weise gewinne, doch keinen Segen in sich habe; denn ihm sei bei allen seinen Schätzen doch nie so wohl ums Herz gewesen, als nachher in der bittersten Armut; ja, er sei ein elenderer Mann gewesen, da er als Junker mit Sechsen gefahren, als nachher, da er oft froh gewesen, wenn er des Abends nur Salz und Kartoffeln gehabt habe.

11.

Der Schlangenkönig.

Schlangenkönig wohnte auf einer fernen Insel in der Ostsee, die gen Dänemark liegt, und hatte dort sein Schloß. Dieses Schloß lag aber wieder in einer kleinen Insel, die in der großen Insel steckte, wie der Krämer die kleinen Schachteln in die großen steckt. Dieses Inselchen lag in einem großen Landsee. Da hatte Schlangenkönig sein Schloß unter einem Hügel in der Erde gebaut, und es war sehr schön darinnen und schimmerte und funkelte von Silber und Gold und Edelsteinen und hatte die allerprächtigsten Gemächer. Darinnen saß Schlangenkönig, ein armer verwandelter Prinz, und wartete auf seine Erlösung. Er war aber verwandelt wegen seiner Eitelkeit. Denn er war ein wunderschöner Prinz gewesen und hatte viele schöne Prinzessinnen und Königinnen und Kaiserinnen mit seiner Schönheit gelockt, aber keine geliebt, sondern alle mit wankelmütigem Herzen verlassen. Deswegen war er zur Strafe verwandelt worden, damit er auch versuchte, was es heißt, keine Liebe finden, und er mag nun wohl als der Schlangenkönig kriechen müssen bis an den jüngsten Tag. Weil er nämlich so viele arme Prinzessinnen betrogen hat, die er sitzen ließ, und weiter ging, so hat ihn die Strafe getroffen, und das Wort ist zu ihm gesprochen: „Sei der Schlangen-

könig und krieche als der Schlangenkönig und iß Erde und sauge Gift aus Wurzeln und Kräutern und sei den Menschen ein Abscheu und den Tieren ein Grauen, bis ein unschuldiges junges Blut sich über dich erbarmt und mit dir zu Bette geht und dich ohne Grausen küßt. Das merke dir aber: wirst du dieser wieder ungetreu, dann wirst du auf ewig in das tiefste höllische Feuer hinabgestoßen." Schlangenkönig hatte bei seiner Verwandlung ganz die Farbe des Kleides behalten, das er trug, weil[1]) er noch Prinz war. Er trug nämlich einen grün und gelb gestreiften seidenen Rock, und jetzt schleicht er als eine schöne, grün und gelb gestreifte Schlange umher mit einer goldenen Krone auf dem Kopfe und pfeift und zischelt wie eine Schlange; aber sprechen kann er nicht. Nur sind gewisse Tage im Jahre, wo er singen darf, und da singt er mit so wunderschöner und süßer Stimme, daß er schon manches arme Kind verlockt hat, mit ihm zu gehen in sein Schloß; aber noch hat er keine gefunden, die ihn hat küssen wollen. Die aber mit ihm gegangen sind, müssen in seinem Schlosse sitzen, bis er eine findet, die es über das Herz bringen kann, ihn in Liebe zu küssen. Die das tut, das wird die Königin, und alle die andern, die er hineingelockt hat, werden ihre Dienerinnen. Und auf diese Weise allein können sie aus dem Schlosse erlöset werden.

Nicht weit von dem See, wo Schlangenkönigs Schloß auf der Insel war, lag ein Dorf, das hieß Thorstorp. Die Wiesen und Weiden dieses Dorfes liefen bis an den See hinab, und da trieben die Kinder des Dorfs ihre Kühe hin und hüteten sie daselbst. Unter diesen Hirtenkindern waren zwei, die hatten einander sehr lieb und trieben ihre Herden

[1]) weil temporal = so lange als, während.

fast immer zusammen. Es war eine kleine Dirne, die hieß Margarete, und ein Knabe, der hieß Jakob. Margarete war vierzehn Jahre alt und Jakob sechzehn. Sie waren beide beinahe erwachsen, aber unschuldig wie die kleinen Kinder, und wußten nicht, warum sie einander so lieb hatten. Aber daß sie sich über alles liebten, das ist wahr. Diese und die andern Knaben und Mädchen, welche dort das Vieh hüteten, hatten Schlangenkönig oft laufen sehen und mochten ihn gern leiden, denn er war sehr bunt und schön, und seine Krone funkelte auf das allerschönste. Der Schelm kam oft durch den See geschwommen und ringelte sich im Grase herum und wand seinen schönen schlanken Leib um die Bäume und Büsche, daß die Kinder seinen Spielen zusahen und ihre Freude daran hatten. Aber ganz nah kamen sie ihm nicht, denn sie hatten doch ein Grauen vor ihm, weil er Schlangengestalt trug, obgleich sie wußten, daß er nicht biß und keinem was zu leide tat. Die Kinder hatten noch nie einen Gesang von ihm gehört, obgleich die Rede ging, der Schlangenkönig könne singen und habe manche schöne Dirne verlockt, die nun in seinem Schlosse sitzen und weinen müsse, sondern vor ihnen hatte er immer nur gezischelt, wie andere Schlangen tun. Er durfte ja auch nicht alle Tage singen, und außerdem war er viel zu klug, als daß er sichs in Gesellschaft hätte merken lassen, daß er singen konnte; denn da konnte es ihm ja nichts helfen. Nein, wann seine Singetage waren und wenn er dann ein hübsches Kind allein belauschen konnte, dann ließ er seine Stimme ertönen und brachte es gewöhnlich mit weg.

Eines Tages saß Jakob mit seiner Margarete hinter einem grünen Busch, und die beiden Kinder erzählten sich Geschichten, und ihre Kühe graseten vor ihnen; die andern Hirten aber hatten weiter abwärts getrieben. Da kam Bot-

schaft, daß Jakob geschwinde nach Hause mußte. Er küßte seine liebe Margarete und sagte: „Margarete, gib derweile auch auf meine Kühe acht, bis ich wiederkomme; und kommt der Schlangenkönig etwa, so bleibe beileibe nicht allein, sondern treibe nur geschwinde zu den andern Hirten hin. Er könnte dich wegsingen, denn der Schelm soll es in der Stimme haben". Sie versprach es, aber rief dem weglaufenden Burschen lachend nach: „O das ist nur eine Fabel mit dem Singen des Schlangenkönigs; er kann ja nicht einmal sprechen: der soll mich nicht wegsingen."

Jakob war kaum hundert Schritt fort, so kam der Schlangenkönig über den See geschwommen und ringelte sich dann in den allerlustigsten Kreisen über die Wiesen hin und machte so viele niedliche Schlingungen und Wendungen und richtete sein Köpfchen mit der goldenen Krone so lieblich lächelnd und so hell guckend auf, daß die kleine Margarete recht ihre Freude daran hatte und ihr Versprechen, das sie Jakob getan, auch ganz und gar vergaß. Und Schlangenkönig ringelte sich immer näher heran und kroch auf einen grünen Baum, der vor Margareten stand, und schaukelte sich einige Minuten in seinen Zweigen herum; dann sang er mit der allersüßesten und beweglichsten Stimme, als hätten hunderttausend Frühlingsnachtigallen zugleich geschlagen, und Margarete konnte nun nicht mehr von der Stelle und mußte ihm zuhören: sie saß, als wenn sie festgezaubert war, wiewohl sie an ihres Jakobs Worte dachte. Er sang ihr aber diesen Gesang, den sie des Schlangenkönigs Brautlied nennen und womit er manche zarte Jungfrau in sein Schloß gelockt hat:

Komm, schönes Jungfräuelein,
Ruhe bei mir!
Ich hab' ein Goldringelein,

Das schenk' ich dir,
Ich hab' ein Goldkämmerlein,
Das ist für dich;
Ich hab' ein Goldwiegelein,
Drin wieg' ich dich.

Komm, schönes Jungfräuelein,
Ruhe bei mir!
Süßen und kühlen Wein
Trinkst du bei mir;
Zucker heißt hier das Brot,
Fleisch Marzipan,
Äpfelchen rosenrot
Beißet dein Zahn.

Komm, schönes Jungfräuelein,
Ruhe bei mir!
Dienerinnen hübsch und fein
Warten der Tür,
Kammerfraun ohne Zahl
Stehen am Bett,
Das in dem goldnen Saal
Hochzeitlich steht.

Komm, schönes Jungfräuelein,
Ruhe bei mir!
Zieh in mein Schloß mit ein,
Treu bin ich dir.
Heisa, wie fliegt zum Tanz
Lustig der Strich!
Du trägst den Hochzeitskranz,
Bräut'gam bin ich.

Schlangenkönig hatte ausgesungen, blinzelte freundlich auf das Mägdlein herab, kam dann herunter, schlug im Grase einige Ringelein um das Kind und sang gar leise und leidig: „Komm mit! Komm mit!" Und Margarete kam mit. Aber kaum war sie zehn Schritt mit Schlangenkönig gegangen, so

bedachte sie sich und wollte zurückfliehen. Aber es war zu spät, sie war nun in Schlangenkönigs Gewalt: er umringelte sie und trug sie über die Wiese hin mit weg, und umsonst schrie sie: „Jakob! Jakob! Hilf! Hilf!“ und rief den andern Hirten zu; aber weder Jakob noch die Hirten waren da, und Schlangenkönig kehrte sich an ihr Geschrei nicht und rollte geschwinder als der Blitz mit ihr davon und schwamm durch den See.

Als Schlangenkönig sie über das Wasser nach der Insel hinübergetragen hatte, war er plötzlich verschwunden; die kleine Margarete aber war vor Angst ohnmächtig geworden und wußte gar nicht, wie sie über den See gekommen war. Das war aber das sonderbarste, daß auch kein Tröpflein Wasser sich an ihre Locken und Kleider gehängt hatte noch durchgedrungen war: sie war ganz trocken auf die kleine Insel gekommen. Und als sie sich wieder besinnen konnte, da befand sie sich in einem wunderschönen Garten voll der allerlustigsten Bäume und buntesten Blumen, und es war alles, wie das Lied gesungen hatte; an allen Zweigen hing Zucker und Marzipan und rosenrote Äpfel, und durch den Garten floß ein tiefer Bach von Milch, und Quellen süßen Weins sprudelten aus dem Hügel. Das Schloß aber unter dem Hügel war noch viel schöner, als Schlangenkönigs Brautgesang es beschrieben hatte, und waren so prächtige Säle und funkelnde Kammern und Gemächer darin, daß kein Mensch die Herrlichkeit schildern könnte; und wenn man ihm auch eine Ewigkeit Zeit gäbe, die schönsten Worte zu suchen, womit er es beschreiben und ausmalen wollte, er kriegte es doch nicht fertig.

Und als Margarete vor dem Schlosse erschien, siehe, da waren flugs wohl hundert Dienerinnen zur Stelle, welche Kerzen und Lampen trugen. Diese führten sie in einen hohen

Marmorsaal, der mit Gold und Silber und Edelsteinen verziert war, und zogen ihr goldene und silberne Kleider an und setzten ihr eine goldene Krone auf den Kopf und nannten sie Königin und Herrin und sprangen dienend um sie herum und brachten ihr alles, was sie nur verlangte. Diese Dienerinnen waren alle jung und trugen schneeweiße Kleider und grüne Kränzlein im Haar und sahen die meisten mehr traurig als fröhlich aus.

Und als es dunkelte und gegen die Nacht ging, da kamen wieder andere Jungfrauen und führten Margareten in ein Kämmerlein, das blitzte und funkelte wie eitel Gold, und darin stand ein goldenes Bett, auf welchem rosenrote und himmelblaue seidene Kissen und Decken lagen. Und sie naheten sich ihr sehr ehrerbietig und zogen ihr die Kleider aus und die Schuhe von den Füßen und nahmen ihr die Krone vom Kopfe und legten sie dann weich ins Bett. Als sie das getan, löschten sie die Lampen aus bis auf eine und verneigten sich stumm und schweigend und gingen weg.

Und es währte nicht lange, so flüsterte es und knisperte und wisperte an der Türe, und die Türe tat sich auf, und der Schlangenkönig kam herein und kroch an Margaretens Bett und lispelte und zischelte ihr leise zu: „Willkommen, meine auserkorne Königin! Willkommen, meine süße Braut! Nun komme ich als dein Bräutigam zu dir, mein süßes Margaretchen, wie ich dir unter dem grünen Baume vorgesungen habe; nun wird es alles wahr werden. O komm und nimm mich in deine Arme! Und drücke mich an dein warmes Herz! Und küsse mich und habe mich recht lieb! Dann bin ich erlöst, und du bist eine reiche und große Königin. Denn ach, das ist mein trauriges Schicksal: solange muß ich als Schlangenkönig auf der Erde herumkriechen, bis ein un=

schuldiges Kind mich in Liebe umhalset und wieder in den schönsten Prinzen verwandelt, der ich gewesen bin." Und er zischelte gar lose und leise und sah sie mit funkelnden Augen an und hob seinen Kopf zu ihr hinauf, als wolle er zu ihr ins Bett steigen — Margarete aber schrie gewaltig und rief: „Fort, du buntes Scheusal! Nein nimmer — nimmer — nimmermehr! Und wenn du so schön wärst, als du häßlich bist. Ich will deine Königin nicht werden, ich will in meinem Leben keinen andern Bräutigam haben als meinen lieben Jakob." — Und Schlangenkönig mußte sich ducken und fliehen.

Und als es Tag geworden war, kamen dieselben weißen Jungfrauen, die Margareten ausgekleidet hatten, und zogen ihr die prächtigen Königskleider wieder an nnd setzten ihr die güldene Krone wieder auf das Haupt, und die andern im Saale und vor der Türe verneigten sich nun vor ihr und bedienten sie. Und sie ging im Schlosse und im Garten umher und besah sich allen den Glanz und die Pracht. Aber weiter als den Garten konnte sie nicht kommen; denn es lief eine himmelhohe krystallene Mauer rings um ihn herum, und seine Tore waren dicht verschlossen. Sie sah aber den ganzen Tag nicht das geringste von Schlangenkönig, und das war ihr sehr lieb. Aber an ihren Jakob hat sie viel denken und oft bitterlich weinen müssen, und sie hat gerufen mitten in der schimmernden Herrlichkeit: „O mein lieber Jakob! Säße ich nur mit dir jetzt in einem schlechten Kleide unter einem grünen Baum, wie viel glücklicher wäre ich! Pfui, der abscheuliche Schlangenkönig! Wie hat er mich verlockt und verführt durch seinen Gesang!"

Und als es Nacht ward, führte man sie eben so wie gestern in ihre Goldkammer und brachte sie ins Bett und löschte die Lampen. Und auch der Schlangenkönig kam eben

so wieder wie gestern und schlich an ihr Bett und flehete, daß sie ihn annehmen und lieb haben und Königin werden sollte. Sie aber ward noch viel böser als gestern und jagte ihn mit schlimmen Worten fort. Und Schlangenkönig mußte traurig wieder aus der Kammer kriechen und die Nacht wieder auf der kalten, feuchten Erde schlafen.

So ging es noch drei Tage, und Schlangenkönig versuchte noch dreimal, ob das Kind ihn lieb gewinnen und bei ihm ruhen wolle. Sie aber rief immer: „Fort, fort, du blanker, gleißender Gaukler! Jakob wird mein Mann und kein anderer in Ewigkeit!"

Mit dem fünften Male waren auch die Proben vorbei, welche Margretchen auszustehen hatte, und der traurige Schlangenkönig rief nun den Frauen und Dienerinnen zu, daß sie sie des Schmuckes entkleiden und aus der goldnen Kammer führen möchten, und sagte zu Margareten: „Nun bist du nicht mehr Königsbraut und kannst es nimmermehr werden, wenn du auch wolltest. So ist die Ordnung des Schicksals hier. Du bist hinfort eine schlechte Dienerin; gehe darum zu den andern Dienerinnen und warte der hohen Frau, die da kommen und mich erlösen soll!" Er meinte aber diejenige, welche sich über ihn erbarmen und ihn von Herzen küssen und liebhaben und Königin und Herrin aller dieser Dienerinnen werden würde, welche seine Liebe verschmäht hatten.

Und Margarete hatte jetzt ein weißes Kleid an und trug ein grünes Kränzlein und mußte mit den andern jungen Dirnen vor der Türe des Schlosses und in dem großen Saale stehen und warten. Es waren lauter junge Kinder, die Dienerinnen und Kammerfrauen, keine unter dreizehn Jahren und keine über siebzehn, wohl mehr als hundertundfünfzig an der Zahl, alle hübsch und fein. Mit einer jeden hatte Schlangen-

könig es eben so versucht wie mit Margretchen, aber keine einzige von so vielen hatte sein Flehen erhören und ihn lieb haben wollen. Diese niedlichen Kinder waren nun freilich recht fein gekleidet und hatten der Speise und des Trankes, und was sie zum Leben bedurften, vollauf; auch wurden sie mit keiner Mühe und Arbeit geplagt und konnten den Tag singen und tanzen und oft auch in dem schönen Garten spazieren gehen und sich Blumen pflücken und die Vögelein in den Zweigen auf das allerlustigste singen hören; aber die Zeit ward ihnen doch herzlich lang in aller dieser Pracht, und die meisten waren voll Traurigkeit und Sehnsucht. Die eine sehnte sich nach Vater und Mutter, die andere nach Bruder und Schwester, die dritte nach einem Herzallerliebsten; Margarete sehnte sich nach nichts als nach ihrem lieben Jakob, von welchem sie sich so jämmerlich hatte weglocken lassen.

Jakob war bald gekommen, nachdem Margarete von Schlangenkönig entführt war, und suchte seine Margarete im Walde und auf der Weide bei den andern Hirten. Er fand sie nirgends; aber die Hirten sagten ihm, Schlangenkönig werde sie wohl weggefangen haben. Jakob hörte auch bald von einem Manne, der da unten am See pflügte, er habe in der Ferne ein Gewimmer gehört, und das möge die entführte Margarete wohl gewesen sein. Der kleine Jakob war sehr traurig und mußte jeden Tag, ja jede Stunde an sein Margretchen denken und immer nach der Insel hinüber schauen, zu welcher sich kein Mensch wagte; denn es ging die Sage, derjenige müsse gleich des blassen Todes sein, der sich ohne ein sicheres Pfand in dieses Gebiet des Schlangenkönigs wage. Da schaute Jakob traurig und sehnlich hinüber und seufzete: „Ach Margretchen! Margretchen! Warum hast du dir die Ohren nicht zugestopft, als der lügnerische und gleißnerische Schelm

sang?“ Und rief auch wohl zuweilen für sich: „Halt dich wacker, Margretchen! Werde keine Königin, Margretchen! “Das hatte er aber gewiß nicht nötig, denn Margarete war ihm treu wie Gold. Das war ihm aber das allertraurigste bei dieser Geschichte, wenn er Schlangenkönig über die Wiesen hinschlüpfen sah in seinem bunten Rock, daß er ihm nichts tun durfte.

So waren Jakob zwei Jahre verflossen in Gram und Traurigkeit über seine liebe verlorne Margarete; da hörte er von einem alten Schäfer einen Rat, wie man verzauberter Prinzen und Prinzessinnen und selbst der Hexen und Hexenmeister Herr werden könnte, und wenn sie noch so schlimm wären. Und Jakob ging flugs in den Wald und hieb sich einen großen knotigen Dornstock aus einem Dornstrauch, welcher der Kreuzdorn heißt, und darauf schnitt er noch ein Kreuz aus. Als nun Schlangenkönig das nächste Mal wieder über die Wiese hinschlängelte, faßte Jakob sich ein Herz und fuhr auf ihn zu, sodaß der Schlangenkönig sich verwunderte, was der Bauerbursche wollte; denn er war es nicht gewohnt, daß die Leute auf ihn losgingen, sondern, daß die meisten vor ihm flohen. Und Schlangenkönig dachte bei sich: „Den Bauerjungen will ich schon jagen, daß ihm die Haare auf dem Kopfe sausen sollen;“ und er richtete sich auf und sprühete Funken aus den glänzenden Augen und streckte die zischende Zunge aus und machte seine Krone auf dem Kopfe feuerrot vor Zorn und zuckte mit dem Rücken, als wolle er auf Jakob springen. Aber Jakob ging ihm fest entgegen und rief: „Komm nur her, Herr Heidenkönig! Komm nur her! Ich bin nicht bange vor dir, du sollst schon Gemach lernen.“ Und als Schlangenkönig gegen ihn sprang, berührte er ihn nur leise mit seinem Dornstock, und o Wunder! Schlangenkönig krümmte

sich und wand sich um den Dornstock, wie die Rebe sich um ihren Stab windet. Und Jakob freuete sich und rief voller Freude: „Halt fest, mein Prinzchen! Ich muß mein Kunststück versuchen.“ Und er nahm den Stock und schwang ihn sich dreimal um den Kopf, daß er durch die Lüfte sausete, und Schlangenkönig hielt fest, als wenn er daran gewachsen wäre. „Der Stock ist gut, und der Schäfer ist nicht dumm,“ sprach Jakob und fragte Schlangenkönig: „Schlangenkönig, willst du mir Margretchen wiedergeben, so mache ich dich stracks los, und du magst hingehen, wohin du willst!“ Schlangenkönig aber schüttelte den Kopf. Und Jakob sprach wieder: „So fahrwohl für heute, mein Prinz! Friere die Nacht hier und bedenke dich bis morgen!“ Und er nahm den Dornstock und stieß ihn fest in die Erde, und Schlangenkönig hing darum, und es sah gar lustig aus.

Den andern Morgen kam Jakob wieder und sprach zu Schlangenkönig: „Schlangenkönig, willst du mir Margretchen wiedergeben?“ Schlangenkönig aber schüttelte mit dem Kopf noch stärker als gestern. Da ward Jakob sehr böse und ging hin und schnitt sich einen frischen Haselstock und sprach: „Ich muß wohl einmal dein buntes Jäckchen fragen, was das zu dem Scherze sagt; vielleicht giebt mir das eine gescheitere Antwort!“ Und er schlug Schlangenkönig auf seinen bunten Rock, daß er sich krümmte wie ein Ohrwurm und die Zunge laut zischelnd ausstreckte, aber er nickte nicht mit dem Kopfe: „Jakob, ich will dir Margretchen wiedergeben.“ Als Jakob meinte, daß er ihn für diesmal genug geschlagen habe, ging er weg und sprach: „Für heut ist's genug; bedenke dich bis morgen!“

Den dritten Morgen kam Jakob wieder und sprach zu Schlangenkönig: „Schlangenkönig, gestern und vorgestern fragte

ich dich: Schlangenkönig, willst du mir Margreten wiedergeben? Heute kommst du so wohlfeilen Kaufs nicht ab; heute heißt es: Schlangenkönig, willst du mir Margreten wiedergeben und alle die armen Jungfrauen, die in deinem Schlosse und Garten eingesperrt sind?" Und Schlangenkönig schüttelte zweimal mit dem Kopfe. Da nahm Jakob seinen Haselstock und schlug ihn umbarmherzig, so viel als er schlagen konnte, sodaß der Schlangenkönig ihn fast jammerte; aber doch nickte und kopfschüttelte Schlangenkönig ihm kein Ja zu. Da sagte Jakob: „Heut ist das letzte Mal, daß ich Geduld habe! Du magst hier an dem Dornstock verfaulen, denn du kommst in Ewigkeit nicht los, wenn ich dich nicht löse. Also noch einmal und das letzte Mal; bedenke dich bis morgen!"

Und als Jakob den vierten Morgen wiederkam, fragte er Schlangenkönig wieder: „Schlangenkönig, willst du mir Margretchen wiedergeben und die andern Jungfrauen, daß sie frei aus deinem Gebiete weggehen und eine jede so viel mittragen dürfen, als sie mit den Händen tragen können?" Und Schlangenkönig war mürb geworden, denn es hatte diese Nacht sehr gefroren, und ihn hungerte und durstete gewaltig; auch sah er, daß Jakob einen frischen Haselstock in der Hand führte, doppelt so dick als der vorige. Und Schlangenkönig ließ es diesmal auf den Stock nicht ankommen und nickte dreimal mit dem Kopfe Ja. Und Jakob sagte zu ihm: „Schlangenkönig, schwöre mir's bei deiner Seligkeit und bei der Hoffnung, die du hegst, dieser häßlichen bunten Haut einmal ledig zu werden!" Und Schlangenkönig nickte ihm den Schwur auch dreimal zu.

Als dies geschehen war, nahm Jakob sein Messer und schnitt das Kreuz glattweg von dem Kreuzstock, worum Schlangenkönig geschlungen hing, und in demselben Augen-

blick glitt Schlangenkönig herunter und ringelte sich im Grase und machte sich die erfrornen und zerschlagnen Glieder erst wieder ein wenig geschmeidig. Darauf kroch er vor Jakobs Füße und richtete sich auf und senkte sich dann wieder vor ihm, wie ein kluges und gehorsames Pferd sich erst vor dem Reiter zu richten und wieder zu senken pflegt, daß er aufsteige. Und Jakob verstand den Wink, denn er wußte wohl, daß zu der Insel weder Brücke führte noch Nachen ging; und er zeichnete sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und betete ein Gebet und rief: „Nun in Gottes Namen!“ Und so schwang er sich auf sein buntes Pferd. Und sausend fuhr Schlangenkönig mit ihm über die Wiese dahin, und in einem Hui hatte er ihn über das Wasser getragen.

Schlangenkönig sprang nun gegen das eiserne Gartentor, welches kein Anderer öffnen konnte als er, und das Tor tat sich sogleich auf, und sie gingen beide hinein. Da fand Jakob seine Margarete wieder, und wie sich die beide gefreut haben, wer will das beschreiben? Aber unendlich ward der Jubel im Schlosse und Garten und klang und brausete aus allen Stimmen zum Himmel, als Jakob verkündigte, alle eingefangenen Jungfrauen sollen nun wieder frei sein und mit ihm und Margareten aus dem verzauberten Schlosse und Garten ziehen. Und er hieß die hübschen Kinder sich tummeln und einpacken, was jedes mitnehmen wolle, denn in zwei Stunden solle die Reise von der Insel vor sich gehen. Und sie liefen die eine hiehin, die andere dahin, und waren sehr geschäftig; aber Schlangenkönig war sehr traurig und sah es mit weinenden Augen an. Und als Jakob ihn so traurig sah, jammerte ihn seines Schicksals und daß er in dem scheußlichen Schlangenrock gehen mußte wegen seiner früheren Sünden und Schulden, bis ein un=

schuldiges junges Blut sich über ihn erbarmte und ihn lieb hätte. Und er tröstete ihn und sprach: „Schlangenkönig, sei du nur nicht so traurig, daß diese alle von dir gehen und wieder zu den Ihrigen reisen wollen; denn von diesen allen kann dich ja doch keine einzige mehr erlösen. Und daß sie dir das Schloß ein bißchen leer machen, das schadet dir ja auch nichts: du behältst immer noch Schätze und Herrlichkeiten genug. Du jammerst mich, und ich will dir darum noch einen guten Rat geben, und den verschmähe nicht! Laß dein trotziges und herrisches Wesen fahren und sei nicht so klug und listig! Denn mit Klugheit und List richtest du es nicht aus, das hast du wohl lange merken können, und obgleich du der Schlangenkönig heißest, bist du gewiß nicht verwandelt worden, daß du ein Herr sein sollst, sondern ein Diener sollst du sein, und dienen sollst du lernen in Reue und Buße über deine begangenen Sünden, damit derjenige sich über dich erbarme, welcher der Herr aller Könige ist. So ist es gemeint mit dem bunten Schlangenrock, den du tragen mußt: du sollst demütig und gehorsam werden, so magst du noch wohl Liebe und Erlösung finden. Aber ein trotziges, listiges Herz, das keine Demut hat, kann auch keine Liebe in der Brust haben; und wie kannst du glauben, daß ein junges, unschuldiges Herz den Schlangenkönig umarmen soll, wenn es ihm nicht anmerkt, daß Liebessehnsucht und Frömmigkeit in ihm wohnt?“

So sprach Jakob ganz beweglich zum Schlangenkönig, und als die Jungfrauen und Margarete fertig waren, da rief er: „Tu uns auf, Schlangenkönig!“ Und Schlangenkönig stieß mit dem Kopf gegen das Eisentor des Gartens, und es sprang weit auf; und sie gingen alle heraus, und Schlangenkönig ging mit ihnen. Als sie nun an das Wasser kamen, war da weder Brücke noch Nachen, und Jakob sprach: „Hurtig,

Schlangenkönig! Mach' Anstalt! Mach' uns die Brücke fertig!" Schlangenkönig konnte es nicht lassen, er brauchte wieder eine List und spannte ein dünnes, glänzendes Spinnwebchen wie einen Bogen über das Wasser von einem Ufer zum andern und sprach lächelnd: „Ich kann euch nicht helfen, dies ist die einzige Brücke, auf welcher man von dieser Insel über den See kommen kann!" Er hoffte aber in seinem Herzen, es werde niemand darauf treten, aus Furcht zu ersaufen, und so werde er durch diese Feinheit alle die Jungfrauen glücklich da behalten als Dienerinnen und den Jakob obenein als Diener. Aber Jakob hatte von solchen Kniffen der Geister oft gehört, nahm sein Margaretchen an die Hand und rief: „In Gottes Namen! Alle mir nach!" Und so sprang er auf die dünne Spinnwebbrücke und Margretchen mit ihm, und in demselben Augenblicke legte sich die Spinnwebenbrücke als die schönste und breiteste Marmorbrücke über das Wasser, und er und Margretchen und die andern Jungfrauen gelangten glücklich hinüber. Und als sie alle am Lande waren, war die Brücke in der Sekunde wie versunken, und man sah keine Spur mehr von ihr, auch nicht einmal das Spinnwebenfädchen. Und sie waren alle froh, aber erstaunt, und sahen und hörten nichts als ein leises Wimmern hinter sich; das war wohl der Schlangenkönig, der über seine schönen Jungfrauen weinte.

Jakob lief nun über die Wiese hin mit seinem Margretchen und mit der schneeweißen Jungfrauschar, die er erlöst hatte, und sie zogen jubelnd und jauchzend in Thorstorp ein. Und alle Leute sind entsetzt gewesen über diese Geschichten und haben lange erzählt von Jakobs Abenteuer in allen Landen und haben die Ausführung der schönen Jungfrauen aus dem Zauberschlosse Jakobs Auszug genannt. Und die feinen jungen Dirnen haben zu Jakob und Margretchen

freundlich Ade gesagt und sind weggegangen und glücklich wieder zu den Ihrigen gekommen; und weil sie sich Gold und Silber und kostbare Kleider aus Schlangenkönigs Schlosse mitgebracht hatten, so haben sie alle gar bald junge und hübsche Bräutigame gehabt. Und Jakob ist der Bräutigam seiner Margrete geworden, und sie haben bald eine lustige Hochzeit gehalten. Sie sind aber hier in Thorstorp nicht geblieben, denn die Nachbarschaft der Insel, wo Schlangenkönig hauste, deuchte ihnen zu gefährlich, sondern sie sind weiter zurück ins Land hinauf gezogen und haben sich da für die mitgenommenen Schätze ein schönes Gut gekauft und in Freuden gelebt. Von dem Schlangenkönige, und ob er seitdem erlöst worden, haben sie nie wieder was gehört.

12.

Das brennende Geld.*)

Drei Bauern kamen eine Herbstnacht oder vielmehr früh, als es mehr gegen den Morgen ging, von einer Hochzeit aus dem Kirchdorf Lanken geritten. Sie waren Nachbarn, die in einem Dorfe wohnten, und ritten des Weges mit einander nach Hause. Als sie nun aus einem Walde kamen, sahen sie an einem kleinen Busche auf dem Felde ein großes Feuer, das bald wie ein glühender Herd voll Kohlen glimmte, bald wieder in hellen Flammen aufloderte. Sie hielten still und verwunderten sich, was das sein möge, und meinten endlich, es seien wohl Hirten und Schäfer, die es gegen die Nachtkälte angezündet hätten. Da fiel ihnen aber wieder ein, daß es am Schlusse Novembers war und daß in dieser Jahrszeit keine Hirten und Schäfer im Felde zu sein pflegten. Da sprach der jüngste von den Dreien, ein frecher Gesell: „Nachbarn, hört! Da brennt unser

*) Das von dämonischen Wesen gehütete verwünschte „brennende“ Geld kommt in den deutschen Märchen unzähligemale vor. Nur Glückskindern oder Guten ist es beschieden; den Bösen oder Habgierigen verwandelt es sich in Unrat.

Glück! Und seid still und lasset uns hinreiten und jeden seine Taschen mit Kohlen füllen; dann haben wir für all unser Leben genug und können den Grafen fragen, was er für sein Schloß haben will.“ Der älteste aber sprach: „Behüte Gott, daß ich in dieser späten Zeit aus dem Wege reiten sollte! Ich kenne den Reiter zu gut, der da ruft: Hoho! Hallo! Halt den Mittelweg!“ Der zweite hatte auch keine Lust. Der jüngste aber ritt hin, und was sein Pferd auch schnob und sich wehrte und bäumte, er brachte es an das Feuer, sprang ab und füllte sich die Taschen mit Kohlen. Die anderen beiden hatte die Angst ergriffen, und sie waren im sausenden Galopp davon gejagt, und er ließ es auch reißen[1]) und holte sie dicht vor Vielmnitz wieder ein. Sie ritten nun noch ein Stückchen mit einander und kamen schweigend in ihrem Dorfe an, und keiner konnte ein Wort sprechen. Die Pferde waren aber schneeweiß von Schaum, so hatten sie sich abgelaufen und abgeängstigt. Dem Bauer war auch ungefähr so zu Mute gewesen, als habe der Feind ihn schon beim Schopfe erfaßt gehabt. Es brach der helle lichte Morgen an, als sie nach Hause kamen. Sie wollten nun sehen, was jener gefangen habe, denn seine Taschen hingen ihm schwer genug hinab, so schwer, als seien sie voll der gewichtigsten Dukaten. Er langte hinein, aber au weh! Er brachte nichts als tote Mäuse an den Tag. Die andern beiden Bauern lachten und sprachen: „Da hast du deine ganze Teufelsbescherung! Die war der Angst wahrhaftig nicht wert!“ Vor den Mäusen aber schauderten sie zusammen, versprachen ihrem Gesellen jedoch, keinem Menschen ein Sterbenswort davon zu sagen.

Man hätte denken sollen, dieser Bauer mit den toten

---

[1]) reißen = ausreißen, ausgreifen (sc. sein Pferd).

Mäusen habe nun für immer genug gehabt; aber er hat noch weiter gegrübelt über den Haufen brennender Kohlen und bei sich gesprochen: „Hättest du nur ein paar Körnlein Salz[1]) in der Tasche gehabt und geschwind auf die Kohlen streuen können, so hätte der Schatz wohl oben bleiben müssen und nicht weggleiten können." Und er hat die nächste Nacht wieder ausreiten müssen mit großem Schauder und Grauen, aber er hat es doch nicht lassen können; denn die Begier nach Geld war mächtiger als die Furcht. Und er hat es wieder brennen sehen genau an der gestrigen Stelle; bei Tage aber war nichts zu sehen, sondern sie war grasgrün. Und er ist hingeritten und hat das Salz hineingestreuet und seine Taschen voll Kohlen gerafft, und so ist er im sausenden Galopp nach Hause gejagt und hat sich gehütet, daß er einen Laut von sich gegeben noch jemand begegnet ist; denn dann ist es nicht richtig. Aber er hat doch nichts als Kohlen in der Tasche gehabt und ein paar Schillinge, die von den Kohlen geschwärzt waren. Da hat er sich königlich gefreut, als sei dies der Anfang des Glückes und das Handgeld, das die Geister ihm gegeben haben. Er mochte aber die paar losen Schillinge von ungefähr in der Tasche gehabt haben, als er ausritt. Und die Schillinge haben dem armen Mann, der sonst ein fleißiger, ordentlicher Bauer war, keine Rast noch Ruhe mehr gelassen: jede Nacht, die Gott werden ließ, hat er ausreiten müssen und seine besten Pferde dabei tot geritten. Man hat es aber nicht gemerkt, daß er Schätze gefunden hat, sondern seine Wirtschaft hat von Jahr zu Jahr abgenommen, und

---

[1]) Das heilige Salz bricht den Zauber, und man kann die verkappten Dämonen daran erkennen, daß sie niemals Speisen mit Salz zu sich nehmen.

endlich ist er auf einer Nachtfahrt gar einmal verschwunden. Und man hat von ihm und von seinem Pferde nie etwas wieder gesehen; seinen Hut aber haben die Leute in dem Schmachter See gefunden. Da muß der böse Feind ihn als Irrlicht hineingelockt haben; denn er braucht solche Künste gegen die, welche sich mit ihm einlassen und ihn suchen.

Der Wode sieht fürchterlich aus, und fürchterlich ist auch sein Aufzug und sein Gefolg. Sein Pferd ist ein schneeweißer Schimmel oder ein feuerflammiges Roß, aus dessen brausenden Nüstern Funken sprühen. Darauf sitzt er, ein langer, hagerer Mann in eiserner Rüstung; Zorn und Grimm funkeln seine Augen, und Feuer fliegt aus seinem Angesicht; sein Leib ist vorübergebeugt, weil es immer im hallenden, sausenden Galopp geht; seine Rechte schwingt eine lange Peitsche, mit welcher er knallt und sein Wild aufjagt oder auch auf das verfolgte hauet. Wütende Hunde ohne Zahl umschwärmen ihn und machen ein fürchterliches Getose und Geheul; er aber ruft von Zeit zu Zeit drein „Wod! Wod! Hallo! Hallo! Halt den Mittelweg! Halt den Mittelweg!“ Seine Fahrt geht meistens durch wilde Wälder und öde Heiden, und in der Mitte der ordentlichen Straßen und Wege darf er nicht reiten. Trifft er zufällig auf einen Kreuzweg, so stürzt er mit Pferd und Mann und Maus fürchterlich über Kopf und rafft sich weit jenseits erst wieder auf; doch auch die, welche er jagt, dürfen diesem Kreuzwege nicht zu nah kommen.

Und was für Wildbret jagt er? Unter den Tieren alles diebische und räuberische Gesindel, welches zur Nachtzeit auf Mord und Beute schleicht, Wölfe, Füchse, Lüchse, Katzen, Marder, Iltisse, Ratten, Mäuse, und von Menschen: Mörder, Diebe, Räuber, Hexen und Hexenmeister und alles, was von dunklen und nächtlichen Künsten lebt. So muß dieser Bösewicht, der im Leben so viel Unglück anrichtete, es gewissermaßen im Tode wieder gutmachen. Er hält, was die Leute sagen, die Straße rein; denn wehe dem, welchen er bei nächtlicher Weile auf verbotenen Schleichwegen oder im Felde und Walde antrifft und der nicht ein gutes Gewissen hat! Wie mancher muß wohl zittern, wenn er sein „Hoho! Hallo!

Halt den Mittelweg! Halt den Mittelweg" hört! Denn gewöhnlich jagt er, was er vor seine Peitsche kriegt, solange, bis es die Zunge aus dem Halse streckt und tot hinfällt. Am strengsten ist der wilde Jäger gegen die Hexen und Hexenmeister; diesen ist der Tod das gewisseste, wenn er sie einmal in seiner Jagd hat, wenn sie nicht etwa eine Alfranke oder eine Hexenschlinge[1]) finden, wo sie durchschlüpfen mögen, denn dann sind sie für das Mal frei. Alfranke[2]) ist ein kleiner Strauch, der im Walde steht und im ersten Frühlinge grünt und sich gern um andere Bäume schlingt und rankt und dabei oft eine Schlinge mit einer Öffnung macht, wodurch etwas schlüpfen kann. Eben so wachsen einzelne Zweige von Bäumen oft so wundersam zusammen, daß sie ein rundes Loch einer Schlinge gleich bilden, oft weit genug, daß ein Ochs durchschlüpfen könnte! Wie viel leichter ein Mensch! Das nennt man eine Hexenschlinge oder einen Hexenschlupf; denn wann sie in der Not ein solches treffen und dadurch wischen, darf niemand sie anrühren.

---

[1]) Vgl. meinen Aufsatz in der Zeitschrift „Am Urdsbrunnen" von 1886 „Hexenwesen und Hexensagen in den Alpen" S. 136: „Alle an gesunden Bäumen verdorrenden Äste, Zweigverfilzungen, Schmarotzergewächse auf Bäumen nennt man Hexenbesen und hält sie für Schlupfwinkel der Unholde."

[2]) Alf-Ranke oder Alp-Ranke (solanum scandens) ist nach dem Alp (Alf) oder Dämon so genannt; Nebenformen sind Alfsranke, Alfrankenholz.

14.

Mieskater Martinchen.

Auf der Halbinsel Wittow auf Rügen ist ein Dorf, das heißt Putgarden, nicht weit von dem berühmten Vorgebirge Arkona, wo der alte heidnische Götze Svantevit weiland seinen Tempel gehabt und sein wüstes Wesen getrieben hat. In diesem Dorfe Putgarden lebte eine reiche Bäuerin, die hieß Trine Pipers. Sie war jung Witwe geworden und hatte keine Kinder, wollte auch nicht wieder freien, obgleich viele Freier um sie warben, denn sie war ein sehr schönes und frisches Weib. Das konnten die Leute nicht recht begreifen, zumal da sie sonst immer lustig und munter war und bei keinem Tanze und Gelage fehlte. Denn das mußte man sagen, einen aufgeräumteren Menschen gab es nicht als diese Bäuerin, und kein Haus hatte so viel Lustigkeit als das ihrige. Alle hohen Feste hatte es Tanz und Spiel bei ihr; die Fasten wurden von Anfang bis zu Ende durchgehalten und mit Schmäusen, Spielen und Tänzen gefeiert, Pfingsten und am Johannistage ward unter grünen Lauben getanzt, und am Martinstage setzte keine Bäuerin so viele gebratene Gänse auf, und wann sie ihr Korn eingebracht,

wann sie Ochsen oder Schweine geschlachtet oder Wurst gemacht hatte, mußte die ganze Nachbarschaft sich mit freuen und mit ihr schmausen. Kurz, diese Bäuerin lebte so prächtig, daß kaum eine Edelmannsfrau besser leben konnte. In ihrem Hause war alles nett und tüchtig und fast über das Vermögen einer Bäuerin zierlich. Eben so lustig und tüchtig sah es auf ihrem Hofe und in ihren Ställen aus. Ihre Pferde glänzten immer wie die Aale, und man hätte sie im Sommer und Winter als Spiegel gebrauchen können; ihre Kühe waren die schönsten und gedeihlichsten im ganzen Dorfe und hatten immer volle Euter; ihre Hühner legten zweimal des Tages, und von ihren Gänseeiern war nie eines schier [1]), sondern jedes gab ein Junges. Weil ihr Haus lustig und sie freigebig war, so hatte sie auch immer die schönsten und flinksten Knechte und Dirnen auf ganz Wittow.

So lebte Trine manches Jahr, und kein Mensch konnte begreifen, wie sie als Bäuerin das Leben so halten und durchsetzen konnte, Und viele hatten schon gesagt: „Nun, die wird auch bald vor den Türen herumschleichen und schnurren [2]) gehen.“ Aber sie focht und schnurrte nicht herum, sondern blieb die reiche und lustige Trine Pipers nach wie vor. Andere, die dies lustige Leben so mit ansahen, meinten, es gehe nicht mit natürlichen Dingen zu; sie habe Umgang und Gemeinschaft mit bösen Geistern, und die bringen es ihr alles ins Haus und geben ihrem Vieh und ihren Früchten so wunderbaren Segen und Gedeihen — als wenn Gott nicht der beste und einzige Segenbringer und Segensprecher wäre. Viele wollten bei nächtlicher Weile einen Drachen gesehen haben, der wie ein langer

---

[1]) Schier, hier = bloß als Ei (zum Essen) zu gebrauchen, nicht aber zum Brüten.

[2]) Schnurren = schnorren, betteln.

feuriger Schwanz auf ihr Haus herabgeschossen sei; das sei ihr heimlicher Buhler, der hänge ihr den Wiem[1]) voll Schinken und Mettwürste, fülle ihr die Kisten und Kasten mit Silber und Gold und stehe mit am Butterfasse und helfe buttern und gehe mit in den Stall und helfe melken[2]). Andere, noch boshafter, sagten, sie selbst sei eine Hexe und könne sich unsichtbar machen: so schleiche sie den Nachbarn in die Häuser, stehle aus Keller und Speisekammer, nehme den Hühnern die Eier aus den Nestern, melke die Kühe und rupfe den Schafen die Wolle und den Gänsen die Dunen aus. Darum sei sie so glatt und glau[3]) und könne so viele Wohlleben ausrichten und ein Leben führen, als wenn es alle Tage Sonntag wäre. Das bemerkten einige Nachbarsleute noch und schüttelten die Köpfe dabei, daß Trine eine leidige Freundlichkeit habe, womit sie wohl hexen könne, und daß sie Kindern nie in die Augen sehe, wie viel sie auch sonst mit ihnen schmeichle und kose; denn sie habe als Hexe kein Kind in ihren Augen, und es tue ihr sehr weh, wenn sie den unschuldigen Kindern, die noch nichts verbrochen haben, in ihre reinen Augen schauen müsse.

So lief allerlei Geschwätz unter den Leuten rund, und sie flüsterten und munkelten viel über Trine Pipers; aber sie konnten ihr doch nichts anhaben noch beweisen. Sie tat all ihr Werk tüchtig vor den Leuten, war redlich in Handel und Wandel, ging fleißig zur Kirche und gab Priester und

---

[1]) Wiem = Rauchfang (Vorratskammer); eigentlich ein Stangengerüst zum Aufhängen der Fleischvorräte zum Räuchern. Davon abgeleitet „der Wiem" als Hühnerhaus.

[2]) Die Sagen vom Teufel, der als feuriger Drache seinen Anhängern in den Rauchfang herabfliegt und Schätze zuträgt, sind namentlich in Norddeutschland häufig.

[3]) Glau = glänzend, listig freundlich.

Küster willig und freundlich das ihrige und hatte immer eine offene Tasche und einen offenen Brotkorb für die Armen, wann sie an ihre Türe kamen. Auch gingen die, welche ihr die Ehre so hinter ihrem Rücken zerwuschen, recht gern zu ihren Festen und Tänzen und schmeichelten und heuchelten ihr.

Trine Pipers hatte auf diese Weise wohl zwanzig Jahre ihre Wirtschaft geführt, und alles war ihr immer nach Wunsch geraten. Da bekam sie einen bunten Kater ins Haus, und bald ging im Dorfe und in der Nachbarschaft das Gerede: der sei es, das sei der Gewaltige, nun sei es endlich zum Vorschein gekommen, und auch ein Kind könne es sehen, der trage ihr all das Glück zu. Denn leider sind die meisten Menschen so, daß sie meinen, es müsse mit einem Menschen was Heimliches oder Ungeheures sein, wenn er die Narrenkappe des Lebens nicht gerade so trägt wie sie und wenn er die Schellen daran nicht eben so klingen läßt.

Ein bunter[1]) Kater ward in Trinens Hause gesehen, und kein Mensch wußte, wo der Kater hergekommen war Trine lächelte und machte einen Scherz, wenn man sie fragte, und sagte es nicht. Einigen hatte sie wohl gesagt, sie habe einen Bruder, der sei Schiffer in Stockholm, der habe ihr den schönen Kater einmal aus Lissabon mitgebracht; aber das glaubten sie nicht. Der Kater war groß, bunt und schön, grau mit gelben Streifen über dem Rücken und hatte einen weißen Fleck am linken Vorderfuß. Da schrieen die alten Weiber: „Da sehen wir's ja, da haben wir's! Einen dreifarbigen Kater? Wer hat in seinem Leben gesehen oder gehört, daß es Kater mit drei Farben giebt?" Trine liebte den

---

[1]) Katzen (die Tiere der Freyja) sind besonders dämonisch, zu mal bunte, die es früher selten gab.

Kater sehr und saß manche Stunde mit ihm allein und spielte mit ihm, der mit wohlgefälligem Brummen seinen Kopf an ihr streichelte und gegen alles, was ihr zu nah kam, aufprustete und aufpfuchsete: die arme Trine ward älter, die arme Trine hatte keine Kinder, sie mußte was zu spielen haben. So saßen sie nun manche Stunde, wo sie sich sonst draußen in ihrer Wirtschaft tummelte, still in der Stube und spielte mit ihrem Martinichen; denn so rief sie den Kater: Martinichen und Mieskater Martinichen klang es in der Stube, Martinichen klang es auf der Flur, Martinichen auf der Treppe und auf dem Boden. Keinen Tritt und Schritt tat sie, Martinichen war immer dabei, und von dem Vorratsboden und aus der Speisekammer brachte er immer seine Bescherung mit im Munde. Kurz, der bunte Kater. Martinichen aus Lissabon war ihre Puppe und ihr Spielzeug; er stand mit ihr auf und ging mit ihr zu Bette, ja, sie ging nicht in die Nachbarschaft, daß sie ihr Martinichen nicht unterm Arm trug; Martinichen leckte von ihrem Teller und lappte aus ihrem Napf, er war der Liebling, er durfte alles, keiner durfte ihm was tun: Hunde wurden herausgejagt, die ihn beißen wollten, ein Knecht ward verabschiedet, weil er ihn Murrkater und Brummkater, Speckfresser und Mausedieb genannt hatte.

Dies gab Geschichten und Lügen und Märchen im ganzen Dorfe, bald im ganzen Kirchspiele, dann im ganzen Ländchen: Trine hieß eine Hexe, die einen wundersamen Kater habe, mit dem es nicht richtig sei und vor dem man sich hüten müsse. Das sei ein Kater, einen solchen zweiten werde man in der ganzen Welt umsonst suchen; den ganzen Tag tue er nichts als fressen und sich hinstrecken und sonnen oder auf Trinens Knieen herumwälzen, des Nachts liege er auf

ihrem Bette bis an den lichten Morgen, und doch finde der Knecht, wann er morgens frühe zur ersten Fütterung in den Pferdestall gehe, immer zwei große Haufen toter Ratten und Mäuse vor der Haustüre aufgetürmt. Was möge das wohl für ein Kater sein, der für diesen feisten und glatten Faulenzer die Arbeit tue?

Dies Gerede und Gemunkel hatte sich freilich erst draußen herumgetrieben; dann kam es auch in Trinens Haus und zu Trinens Leuten, und ihnen fing an, bei ihr ungeheuer zu werden. Wenn sie mit schmeichelnder Stimme Mieskaterchen! Mies-Mieskaterchen! Martinichen! Miesichen Martinichen! rief und den knurrenden und spinnenden Kater auf den Schoß nahm und ihm den Rücken streichelte und er sich dann vor Vergnügen krümmte und an ihr strich und brummte und ihm die grünen, umnebelten Augen im Kopfe funkelten, dann guckten die Leute die beiden Spieler mit großen Augen an und wären um alles in der Welt mit ihnen nicht lange in der Stube geblieben. Trine hatte sonst immer die tüchtigsten und schönsten Leute gehabt, aber die konnten es jetzt in ihrem Hause nicht aushalten; sie zogen weg, und sie konnte zuletzt nichts als Hack und Mack in ihren Dienst bekommen, und auch die blieben nicht lange, und fast jeden Monat hatte sie frische Leute. Alle Welt glaubte nun einmal, Trine sei eine Hexe, und keiner wollte mit ihr zu tun haben. Auch war es mit der alten Gastlichkeit und Fröhlichkeit des Hauses vorbei und mit den Schmäusen und Tänzen, denn keiner wollte kommen; und Trine mußte mit ihrem Mieskater Martinichen einsam sitzen und ihre Bratgänse und Würste allein verzehren.

Aber ach, du arme Trine Pipers, die du sonst so froh und fröhlich gewesen warst und alle gern erfreut hattest,

wie ging es dir auf deinen alten Tagen? Nicht allein keine Gesellen und Gesellinnen und Nachbarn und Nachbarinnen kamen mehr, sich des Segens zu freuen, den Gott dir gegeben hatte, und sich mit dir zu erlustigen, sondern in wenigen Jahren verging auch das, wovon du dich hättest erlustigen können. Die Leute kopfschüttelten und flüsterten zwar, der Kater sei es, der sei bisher der unsichtbare Bringer und Zuträger gewesen und habe Scheunen, Kornböden, Keller, Speisekammern, Milcheimer und Butterfässer und Geldkatzen und Sparbüchsen gefüllt; aber nun war ja dieser Wundertäter und Hexenmeister da, warum ging es denn nicht noch gedeihlicher als vorher? Warum ging vielmehr Trinens Wirtschaft von Tage zu Tage mehr zurück? Die arme Trine hatte Knechte und Mägde, wie sie kaum ein Bettlerkrug willig beherbergt hätte, recht, was man Krücken und Ofenstecken nennt; ihre sonst so glatten Pferde magerten ab und verreckten am Rotz und Wurm; ihre Kühe und Schweine hatten Läuse und gaben keine Milch mehr; ihre Schafe und Gänse wurden Drehköpfe,[1]) als hätten sie geheime Wissenschaft studiert; ihre Hühner und Enten legten keine Eier und brüteten nicht mehr; ihr Feld trug Disteln und Dornen für Korn und Weizen. Kurz, Trine geriet in zwei Jahren in die bitterste Armut: Pferde waren weg, Kühe waren weg, Schweine ausgestorben, Schafe geschlachtet, Tauben und Hühner vom Marder aufgefressen, der Hund an der Kette verhungert — kein Hahn krähete mehr auf ihrer Haustüre, kein Bettler seufzete mehr sein Gebet davor. Und Trine saß allein und verlassen mit gelben gefurchten und gerunzelten Wangen und von Tränen

---

[1]) Anspielung auf die „Drehkrankheit" der Tiere.

und Jammer triefenden Augen und schneeweißen Haaren in der frierenden Ecke ihres leeren Zimmers und hielt ihren magern und in der Asche verbrannten Kater auf dem Schoße und weinte jämmerlich über den kargen Brocken, die man ihr von fern zuwarf; denn keiner mochte ihr gern nah kommen.

So hat man sie eines Morgens gefunden tot auf dem Boden ihres Stübchens hingestreckt und ihren treuen Mieskater Martinichen tot auf ihr liegend. Die Leute haben mit Grauen davon erzählt. Und die sonst so reiche Trine, die der Kirche und Geistlichkeit immer so gern gab, als sie noch was zu geben hatte, ist begraben, wie man Bettler begräbt, ohne Sang und Klang, ohne Glocken und Gefolge; kein Nachbar hat sie zum Kirchhof begleiten wollen, kein Verwandter ist ihrer Leiche gefolgt, sie hatte ihnen ja nichts nachgelassen. O kalte Welt, wie kalt wirst du denen im Alter, die dann nichts haben, womit sie sich die Füße zudecken können, und ach, auch die irdischen Mängel, die man mit schärferen Augen an den Alten betrachtet!

Als Trine nun tot war, erzählen die Leute, ist sie immer als Hexe umgegangen und geht bis diesen Tag als Hexe um in der Gestalt einer alten grauen Katze, die man daran erkennt, daß sie Augen hat, die wie brennende Kohlen leuchten, und daß sie ganz entsetzlich laut sprühet und prustet, wenn man sie jagt. Sie wird noch alle Mitternächte auf der Stelle gesehen, wo ehedem Trinens Haus war, und heult dort erbärmlich; im Winter aber, wann in den Scheunen und auf den Dächern die wütigen Katzenhochzeiten sind, ist sie immer voran auf der höllischen Jagd und führt das ganze Getümmel und miaulet und winselt auf das allerscheußlichste. Diese Stimme verstehen die Leute in Putgarden so wohl, daß alt und jung gleich rufet: „Hört! Da ist wieder die alte Trine!“

So ist es Trine Pipers gegangen, und so geht es vielen Menschen bis diesen Tag. Sie ist eine arme, elendige Bettlerfrau geworden und hat ihren christlichen guten Namen verloren, weil sie den bunten Kater Martinichen lieber gehabt hat als Menschen. Denn wenn sie auch keine Hexe gewesen ist, so haben die Nachbarn und Nachbarinnen es doch geglaubt, weil sie sich in ihrer unnatürlichen und häßlichen Liebe zu der unverständigen Kreatur so in des Katers Gemüt und Gebärden hineingestohlen und hineinvertieft hatte, daß sie Menschen nicht mehr so suchte und liebte wie sonst. Sie mag zuletzt auch mit Katzenfreundlichkeit geblinzelt und mit Katzenaugen geschielt und mit allerlei Katzenmännchen sich gekrümmt und gewunden haben, sodaß kein Mensch und kein Vieh und also auch kein Glück es länger bei ihr hat aushalten können und sie zuletzt mit ihrem Mieskater Martinichen ganz allein geblieben und so im größten Elende umgekommen ist.

15.

Der große Jochen.

Der Bauer Hans Diebenkorn (ich weiß nicht mehr, in welchem Dorfe er wohnte) hatte einen Sohn, der hieß Jochen; das war ein schlimmer, ungeschlachter Junge voll Wildheit und Schalkstreiche, den keiner bändigen konnte. Sein Vater war ein stiller, ordentlicher Mann und ermahnte und züchtigte ihn oft und viel; Priester und Schulmeister hobelten und meißelten an ihm mit dem Ernst der Vermahnung und mit der Strenge der Strafe: der Knabe ward mit der Asche und Lauge der Reue und Buße und mit der ungebrannten Asche der Erinnerung, die auf grünen Bäumen als ein recht dunkel blühendes Vergißmeinnichtchen wächst, genug eingerieben und gewaschen — es konnte ihn das alles nicht weich und geschmeidig machen; Jochen blieb Jochen, er blieb der freche und ungehorsame Gesell, der er gewesen war, und wo er einen Schalkstreich konnte laufen lassen, war es seine Freude. Das war dabei noch das schlimmste und machte seinem Vater die meiste Sorge, daß Jochen auch an Kräften unbändig war und in seinem fünfzehnten Jahre sich schon mit jedem lustigsten Knechte im Dorfe im Ringen und Balgen messen konnte. Der üppige und über-

mütige Leib war der Zucht zu früh entwachsen. Dazu kam, daß Jochen ein sehr schöner und schlanker Junge war, der das Maul so gut gebrauchen und so angenehm tun konnte, daß kein Mensch unter dieser Kappe den Schelm vermutete. Desto besser konnte er seine Späße und Schalkstreiche mit andern ausführen; denn er konnte so leidig sein, daß auch die gescheitesten und klügsten Leute von ihm angeführt wurden. Der Vater, der seinen Vogel kannte, hielt ihn nun freilich sehr zur Arbeit an; aber sowie er nur einen freien Augenblick hatte, war auch der Schelm da und sogleich auf allen Gassen Geschrei über ihn. Indessen sagt ein altes Sprichwort: „Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht,“ und das geschah auch bei Jochen.

Er hatte sein besonderes Vergnügen, alte Leute, die auf dem Wege vorbeigingen, und Arme, die ihr Brot vor den Türen mitleidiger Menschen suchten, zu necken, und tat es immer wieder, wie oft sein Vater ihn darüber auch hart gezüchtigt und erinnert hatte, es sei keine größere Sünde als diejenigen verspotten, welche elend sind, denn ihr Elend komme von Gott, und Gott habe sie deswegen unter seinem besonderen Schutz.

Nun begab es sich, daß einmal eine arme alte Bettelfrau gegangen kam, mit einem Korbe auf dem Kopfe und einem Sack auf dem Rücken. Sie ging gar stümperlich und jämmerlich einher, stand alle drei Schritte still und ächzete und hustete sehr. Jochen sah sie kommen und machte sich an sie und bot ihr einen freundlichen guten Tag. Sie ward zutraulich und fragte ihn, wie sie über einen tiefen Bach, der vor ihr floß, ins Dorf kommen sollte. „O hier, Mutter! Komm nur mit!“ sprach Jochen; „hier ist ein Steg, den will ich dir zeigen.“ Und er ging, und sie folgte ihm, und er

führte sie auf ein ziemlich schmales, schwankes Brett, das über den Bach gelegt war. Als die alte Frau aber mitten auf dem Brette war, da fing Jochen an mit dem einen Ende desselben aus allen Kräften zu wippen (er gebärdete sich aber, als taumele er) und wippte so arg, daß das Brett umschlug und die alte Frau mit Korb und Sack in den Bach fiel, so lang sie war. Er sprang nun zu und half ihr wieder aus dem Wasser und stellte sich, als sei er unschuldig an der Sache, greinte und grieflachte[1]) aber in sich. Die alte Frau dankte ihm noch und ließ sich nichts merken, zog ihre nassen Kleider aus und hängte sie an Sträuchen auf, daß sie an der Sonne trockneten, und fing dann an, damit sie sich die Langeweile vertriebe, mit beweglicher und kläglicher Stimme einige Lieder zu singen. Jochen, der weggelaufen war, kam bald wieder und lauschte; die Lieder gefielen ihm, und er setzte sich zu ihr und sagte lachend: „Höre, Mutter, singe mir auch einen Vers!" „Das will ich tun, mein Sohn," sprach die Alte; „aber du mußt auch acht geben und deinen Vers behalten." Und sie sang:

---

[1]) „Wird ausgesprochen an einigen Orten grifflachen, an anderen grieflachen, das letzte offenbar richtiger. Wir haben kein Wort in unserer Sprache, diesem gleich, ein boshaftes Lachen, was sich unter Bart und Lippen verstecken möchte und doch die geheime Freude über fremden Unfall nicht bergen kann, auszudrücken, als dieses sassische Wort. Es drückt die Gebärde aus, die zwischen Weinen und Hohnlachen in der Mitte um den Mund schwebt. Die erste Silbe ist in der englischen Sprache übrig, wo es Kummer, Traurigkeit bedeutet. Wie Traurigkeit und Bosheit in der Bedeutung der Worte zusammenfallen, davon zeugt jede Sprache, z. B. das italienische tristizia tristezza und das englische mischief, das gothische hemsk (verschlossen, hinterlistig, traurig, erschrocken) und das sassische inheimsch."

Dukatenkrut hinnerm Tuune,[1])
Leew in dem Pagellune[2])
Un in dem Sparling Treu,
Verstand im lütten Finger —
Dat sünt so sellne Dinger,
As Rosen unnert Heu.

Hür nipp[3]) nu to, min Jüngken,
Du makst so mennig Sprüngken,
Dat Gott vergewen mag!
Veel Müse freten den Kater —
Du denkst ens an dit Water,
Un din Juchhe watt Ach.

Jochen lachte unbändig auf, als sie gesungen hatte, und rief: „Das ist ein dummes, närrisches Lied, Alte, ohne Sinn und Verstand. Höre! Ich singe dir auch eines vor." Und er sang mit heller, geschwinder und scherzender Stimme:

De Kukuk up dem Tuune satt,
Dat wutt regnen, un he wutt natt.
De Kukuk un de wutt natt.
Doon schreed he: Ach! min buntes Gatt![4])
Wo natt! wo natt! wo natt! wo natt!
Min Gatt, wat büst du natt!
Kukuk! Kukuk!
De Kukuk flog na Hus —

und darauf lief er davon, tat aber vorher ihrem Korbe und ihren Schuhen noch einen Schabernack an.

So machte Jochen es oft und konnte seinen unbändigen Mutwillen gar nicht halten. Eines Tages kam er aus dem Walde und sprang mit Trallalla und Juchheida über das Feld daher; denn lustig war er fast immer. Es war ein kalter Wintertag und schneiete und fror sehr. Als er so tralleiend

---

[1]) = Zaun. — [2]) = Pfau. — [3]) = genau, sorgsam.
[4]) = Rückenseite, Kehrseite.

und juchheiend einen Hohlweg hinablief, stand ein kleiner schneeweißer Mann da, der sehr alt und jämmerlich aussah, und stöhnte und ächzete bei einem großen Korbe, den er sich auf den Rücken heben wollte und nicht konnte. Als er nun Jochen kommen sah, ward er froh und bat den Burschen freundlich: „Lieber Sohn, bedenke, daß du auch einmal alt und schwach werden kannst, und hilf mir diesen Korb hier auf den Rücken!“ „Von Herzen gern,“ sprach Jochen, sprang hinzu, hob den Korb auf und hängte dem alten Mann die Henkel desselben um die Schultern; darauf riß er ihn mit dem Korbe um und ließ ihn im Schnee liegen und lachte und rief im Weglaufen: „Piep! Vagel! Piep!“ Der alte Mann wühlte sich wieder aus dem Schnee auf und sammelte, was herausgefallen, wieder in den Korb, und schrie mit zorniger Stimme hinter dem auslachenden Jochen her: „Ja Piep! Vagel! Piep! Gott wird dich piepen lehren, du gottloser Bube!“

Und Gott hat den Vogel pfeifen gelehrt. Denn als Jochen den andern Morgen wieder mit der Axt auf dem Nacken in den Wald gehen sollte, daß er Holz fällete, mußte er wieder durch diesen Hohlweg gehen. Doch wie er näher kam, ward ihm ganz wunderlich zu Mute, so wunderlich, als ihm in seinem Leben nicht ums Herz gewesen war. Und obgleich es heller, lichter Tag war und die Wintersonne eben feuerrot aufging, war ihm doch graulich, als wäre es Mitternacht gewesen; aber das war sein böses Gewissen, und es deuchte ihm immer, als komme der alte Mann jeden Augenblick aus dem Hohlwege auf ihn zu und schrie ihn mit Piep! Vagel! Piep! an, und er wäre gern einen andern Weg in den Wald gegangen. Indessen wagte er es doch und ging in den schauerlichen Hohlweg hinein. Aber kaum hatte Jochen

seinen Fuß auf die Stelle gesetzt, wo er gestern abend den alten Mann mit dem Korbe in den Schnee gestürzt hatte, so hat es ihn gefaßt und geschüttelt, und in einem Augenblicke ist er weg gewesen und ist auch nie wieder gekommen, und kein Mensch hat gehört, wo er gestoben und geflogen ist. Die Leute haben aber geglaubt, daß der böse Feind ihn geholt habe wegen der vielen verruchten und gottlosen Streiche, die der übermütige Junge immer verübte.

Das ist es aber nicht gewesen, sondern des alten Mannes mit dem Korbe Piep! Vagel! Piep!, den er in dem Hohlwege so schändlich umgestoßen und dann noch schadenfroh ausgelacht hatte. Jochen hat pfeifen lernen müssen; er ist in einen Piepvogel verwandelt und der allerkleinste Vogel geworden, der auf Erden lebt. Das ist nun seine Strafe, daß er im strengsten Winter durch die Sträuche und Hecken fliegen und um die Häuser und Fenster der Menschen flattern, meist aber bei armen Leuten rundfliegen und hungern und frieren und piepen muß. Er hat ein graues Röckchen an gleich dem grauen Kittel, den er trug, als er verwandelt worden, und muß bis diesen Tag aus schelmischen und spitzbübisch freundlichen kleinen Augen lachen, auch wenn ihm weinerlich zu Mut ist. Er heißt der Zaunkönig; die Leute aber nennen ihn aus Spott den großen Jochen oder den kurzen Jan; auch wird er Nesselkönig genannt, weil der arme Schelm durch Nesseln und Disteln und kleine stachlichte Sträuche schlüpfen und fliegen muß und meistens in Nesselbüschen sein Nestchen baut. Da hat er nun Zeit, seine Sünden zu bedenken, wann der Wind pfeift und der Schnee stöbert und er in kahlen Hecken und Zäunen sitzen und piepen muß. Da hören die Kinder ihn oft mit seiner feinen Stimme singen und denken an die alte Geschichte von Jochen Diebenkorn. Er singt aber also sein Piep! Vagel! Piep!

Piep! piep!
De Äppel sünt riep,
De Beren sünt gel,
Dat Speck in de Tweel,[1])
De Stuw is warm,
Hans slöpt Greten im Arm.

Piep! piep!
Wo koold is de Riep!
Wo dünn is min Kleed!
Wo undicht min Bedd!
Wo lang is de Nacht!
Wer hedd dat woll dacht?

---

[1]) = Einschlagetuch zum Aufheben der darein gewickelten Rauchwaren.

16.

Der Wiedehopf.*)

So hat Hinrich Vierk einmal vom Schneidermeister Wiedehopf erzählt:

Es begeben sich die wunderbarsten Dinge in der Welt: Könige sind Bettler und Bettler sind Könige geworden und kann man keinem ansehen, was er einst gewesen ist und was er noch werden kann. So ist der Wiedehopf einst ein Damenschneider gewesen, und wer sieht es ihm jetzt wohl an, daß er vormals in feiner und zierlicher Gesellschaft gelebt hat? Er hat in einer großen, reichen Stadt gewohnt und sich wie ein hübscher und feiner Gesell gehalten und einen bunten seidenen Rock getragen und ist von einem vornehmen Hause in das andere und von einem Palast in den andern gegangen

---

*) Über den Widehopf (= Baumhüpfer), den Kukukslakei, weil er sozusagen die Ankunft desselben anmeldet und in dem bekannten Liede „der Kukuk und sein Küster" als der letztere anzusehen ist, und über seine vorwiegend dämonische Rolle vgl. meinen Aufsatz „Tiere im Glauben der Älpler" (Centralorgan f. d. Interessen des Realschulwesens 1896, S. 154f.). Der Kukuk ist zwiespältiger Natur, bald dämonisch bald wohltätig (C. D. a. a. D. S. 153f.). Der Mistkäfer ist fast ausschließlich dämonisch.

und hat die kostbaren Zeuge und Stoffe, woraus er Kleider machen sollte, nach Hause getragen. Und weil er hübsch und manierlich gewesen ist, haben alle hübsche Frauen ihn zu ihrem Schneider genommen, und immer hat er Arbeit bei ihnen gehabt, und auch der Königin, als sie gekrönt werden sollte, hat er den Rock zugemessen. So ist Meister Wiedehopf bald ein reicher Mann geworden und hat doch nicht genug kriegen können, sondern ist immer herumgelaufen und hat nach Hause geschleppt und oft soviel zu tragen gehabt, daß er wie ein Karrengaul unter seiner Last stöhnen und, wann er die Treppen hinaufstieg, Huup! Hupupp! schreien mußte. Diese Arbeitseligkeit und Habseligkeit hätte Gott ihm wohl vergeben; aber es ist eine wahre Habsucht daraus geworden, und die hat der Herr nicht länger mit Geduld ansehen können. Der Schneider hat zuletzt gestohlen und von allen Zeugen, die er in die Mache bekam, seinen Teil abgekniffen und abstibitzt. Da ist es ihm denn geschehen, daß er eines Abends, als er mit einem schweren Bündel und noch schwereren Hupupp! Hupupp! die Treppe hinaufächzete, plötzlich in einen bunten Vogel verwandelt worden ist, welcher Wiedehopf heißt und um die Häuser und Ställe der Menschen umfliegen und dort mit unersättlichster Gier das allergarstigste auflesen und in sein Nest tragen muß. Er trägt bis diesen Tag einen bunten Rock, aber einen solchen, der an einen schlimmen Ort erinnert, wohin die Diebe und Schelme gehören. Der eine Teil des Rockes ist rabenschwarz, der andere feuerrot, und sind beide Teile Farben der Hölle, denn das Schwarze des Rockes soll die höllische Finsternis und das Feuerrote das höllische Feuer bedeuten. Einen ähnlichen Rock als Meister Wiedehopf trägt auch der Totengräber, ein blanker, garstiger Wurm, der auf den Landstraßen herumläuft und tote Maulwürfe, Käfer und

manches Märchen von den Seufzern und Ächzern im Walde gelesen, und es fiel ihr jetzt ein: „Könnte ich denn nicht die Liebe haben und die armen Seelchen, die als Ächzer und Seufzer wimmern und flüstern müssen, erlösen und in mein Herz senken, daß sie zur Ruhe kämen und nicht mehr so traurig wären und seufzen müßten? Denn die armen Kinder haben ja nichts Härteres verbrochen, als daß sie zu viel geliebt haben. Ja, ich will die Seufzerchen erlösen!" Das sprach die Prinzessin und hat von dem Gedanken nicht lassen können und Tag und Nacht keine Ruhe davor gehabt, sondern er ist ihr immer lieber und gewisser geworden, und zuletzt hat sie alle Tage in den Wald gehen müssen und ist die Nächte oft heimlich aus dem Schlosse gegangen und im Mond- und Sternenschein in der wilden Forst umhergeschlichen, und wo sie es tönen und ächzen und girren und schwirren gehört hat, da hat sie gelauscht, da ist sie hingeeilt und hat in ihrer freundlichen süßen Liebe die Bäume und Sträuche, die Blumen und Kräuter, ja zuweilen die kalten Steine umarmt, daß sie an ihr warm würden und daß ihre traurigen Klagen zur Ruhe kämen.

Der König, ihr Herr Vater, merkte die heimlichen Waldgänge der Prinzessin und verbot sie und sperrte sein Kind ein. Sie ward aber so bleich und krank und elend vor lauter Sehnsucht nach dem Walde, daß er sie wieder herauslassen und die alten Waldgänge erlauben mußte. So ist das arme schöne Kind zwei Sommer und zwei Winter gegangen und hat Seufzer erlösen wollen; dann ist sie selbst ein Seufzer geworden. Man hat sie eines Morgens im grünen Walde gefunden, wie sie erblaßt um einen Baum hing, den sie in Liebe umschlungen hatte und an dem sie erstarrt war. Der König hat ihr ein Grab graben lassen und einen Stein dar-

auf gesetzt, auf welchem die Worte geschrieben standen: „Hier liegt die schöne Prinzessin Anemone,[1]) die gestorben ist, weil sie die Seufzer erlösen wollte“. Und er hat lange um sie getrauert und alle Menschen mit ihm; denn sie war wohl das allerfreundlichste Seelchen, das je in einem irdischen Leibe gewohnt hat. Es geht aber nun die Säge, daß es die Nächte um ihr Grab unaufhörlich flüstert und wispert und ächzet und seufzet. Da sind dann die kleinen schwirrenden und girrenden Waldseelchen da, die um sie trauren, und sie singen das Lied von dem Liebesseufzerlein:

Ein süßes Liebesseufzerlein
Liegt unter diesem Grabestein;
Es war ein holdiges Königskind,
So hold, als wenige Kinder sind.

Es war ein Liebesseufzerlein,
Ein rechter Liebesjuwelenstein,
Hat herrlich gefunkelt und gebrannt;
Nun decket es ein Häuflein Sand.

Es war ein Liebesseufzerlein,
Das küßte alle Blumen im Hain,
Das nahm die Bäume, die Stein' in'n Arm;
Nun schläft es ledig von Müh und Harm.

O Ächzerlein! O Seufzerlein!
Herbei nun alle groß und klein!
Und stimmet den nächtlichen Klagesang
Zu liebender Herzen Glockenklang! –

O Ächzerlein! O Seufzerlein!
Würde jede Träne ein Edelstein,

[1]) Die Wurzeln und Blätter der Anemone werden als „Hexenrauch“ verwendet; es ist also eine wohltätige Pflanze.

Würde jedes Ach ein heller Demant,
Wir kauften wohl manches Königes Land.

O Ächzerlein! O Seufzerlein!
Würde jede Klage ein Sandkörnlein,
Das allerfeinste Sandkörnlein,
Wir stiegen bald in den Himmel hinein.

19.

Der Baurendom.*)

Es war einmal ein kleines Mädchen, ein Kind guter und frommer Eltern, die hieß Mariechen. Sie war ein sehr hübsches und freundliches Kind und hatte ein sehr liebendes und zärtliches Herzchen und überhaupt ein sehr lebendiges Gemüt, was sich in tausend kleinen Zeichen und Spuren offenbarte. Ihre Eltern entdeckten das sehr bald und hatten insgeheim manche Sorge darüber und sprachen wohl oft bei sich: „Wie wird es unserm Mariechen einmal gehen? Das Kind ist zu zart und dünn für diese grobe Erde gestaltet, und sein leicht bewegliches und zärtliches Seelchen wird hier von rauhen Winden viel umher gewehet werden und doch schwerlich finden, was es sucht.“ Denn sie sahen, wie das Kind alles mit leiden-

*) Im Altisländischen kommt Dómr[1]) = Gerichtshof[2]) Urteilsspruch vor, in den neueren skandinavischen Sprachen nur in der zweiten Bedeutung. An unserer Stelle kommt das Wort in der ganz ungewöhnlichen Bedeutung eines übernatürlichen, gewaltigen Helden vor, kann also wohl nur mit dem lat. Dominus zusammenhangen, welches in der Reformationszeit vielfach in die deutschen Dialekte eindrang. Von der zusammengesetzten Form Vicedominus wird der bekannte Familiennamen Vitzthum abgeleitet.

schaftlicher Heftigkeit ergriff und wie es über den Tod eines Würmchens außer sich sein und über ein abgebrochenes Blümchen weinen konnte. Sie suchten diese zu zarte Empfindsamkeit des kleinen Mädchens nun freilich zu zügeln und hielten Mariechen mehr als ihre andern Kinder zu strenger Ordnung und gemessener Arbeit an, damit sie nicht Zeit hätte zum Träumen; aber das half nicht viel. Das Kind verrichtete seine Arbeit mit Gehorsam und Fleiß, war aber dabei immer mit den wundersamsten Gesichten[1]) und Träumen und mit einer Märchenwelt beschäftigt, die sie sich selbst schuf und worin ihre lustige und blühende Phantasie herumflatterte wie ein Frühlingsvögelein in den ersten grünen Zweigen. Mariechen hatte ein ganz besonderes Wohlgefallen an Geschichten und Märchen, und wer ihr Geschichten erzählen oder ein Märchenbuch bringen konnte, der war ihr liebster Freund. Sie wußte eine Menge Geschichten, und sie behielt alle, die man ihr erzählte oder die sie las, und vergaß sie nie wieder. Aber von allen ihren Märchen und Geschichten war ihr keine so lieb als die Geschichte von den drei Domen. Diese Dome waren gleichsam Drillinge und hießen der Prinzendom, der Edelmannsdom und der Baurendom. Diese drei Dome erscheinen wie der Vogel Phönix je alle tausend Jahre mal wieder und kommen nach vielen Verwandlungen und Proben treuer Liebe endlich in die Arme ihrer Herzallerliebsten. Mariechens Vorliebe für das Märchen von den drei Domen kam wohl daher, weil es ihr am allerersten und oftesten erzählt worden. Genug, sie hatte sich so darin vertieft und ihr ganzes kleines Seelchen hineingelegt, daß sie sich einbildete, einer der Dome müsse wiederkommen und ihr Bräutigam werden. Das saß so fest

[1]) = Gestalten der Phantasie.

in ihrem Herzchen, daß sie wohl häufig bitterlich weinte und schluchzete, wenn jemand ihr das ausreden oder bestreiten wollte. Sie hatte sich aber von den drei Domen den kleinen Junkerdom auserkoren, der ihr als ein zierlicher, fröhlicher und flinker Gesell beschrieben war. Der Prinzendom deuchte ihr zu vornehm und zu schön, und sie hatte ihn ihrer jüngern Schwester zugedacht, welche Heidichen hieß und ein sehr schönes Kind war, und von welcher Mariechen selbst glaubte, sie sei viel schöner als sie. Der Baurendom aber deuchte ihr wieder zu schlecht und gering zu sein.

Es kam nun oft ein Freund ihres Vaters in ihr Haus, ein unverdrossener Märchenerzähler, um den die kleinen Kinder sich daher bald versammelten. Dieser hatte das Fliegende und Sehnsüchtige in Mariechen bald entdeckt, und er suchte Wasser in das gefährliche Feuer zu gießen, nicht eben aus Absicht oder daß er meinte, es hülfe etwas, sondern weil die Menschen überhaupt so tun, daß sie gern das anrühren, was in andern Menschen am lebendigsten klingt, um sich ein gewisses Leben in ihnen selbst klar zu machen. Darum kam er immer wieder auf die Geschichte von den drei Domen, die er zuerst ins Haus getragen hatte, und wies Mariechen immer auf den Baurendom hin als den tüchtigsten von allen Dreien und schilderte ihn als einen starken, tapfern, schlichten und frommen Mann, der sein Werk redlich tue, Gott und alle Menschen liebe, Häuser, Gärten und Wälder, Obst und Wein, Pferde und Rinder, Schweine und Schafe, Gänse und Puter, Hühner und Enten und Tauben und anderes Geflügel in Überfluß habe und mit Weib und Kindern und Freunden ein sehr vergnügliches und fröhliches Leben führe. Alle diese Herrlichkeiten schilderte und malte er auf das lustigste und prächtigste aus und gab dem kleinen Junkerdom dabei immer

Seitenhiebe, als welcher bei aller seiner Leichtigkeit und Zierlichkeit doch nicht aushalte gegen den Baurendom, in Leichtfertigkeit und Flatterhaftigkeit verderbe, seiner Liebsten nicht einmal treu sei, und endlich von dem tapfern Baurendom niedergemacht werde. Dies alles hörten Mariechen und die andern Kinder mit immer neuer Begierde an, obgleich die letzten Aufzüge der Geschichte immer ein vollständiges Trauerspiel wurden, wo es bei dem armen Mariechen an Seufzern und Tränen und zuletzt an Seufzern und Verwünschungen, ja sogar an Verwünschungen des Erzählers einen Überfluß hatte.

Mariechen aber hielt ihren kleinen Junkerdom mit redlichem Gemüte fest und wollte nicht von ihm lassen und pflegte in ihrer Verzweiflung mit lautem Schluchzen auszurufen: „Es ist nicht wahr! Es ist aber doch nicht wahr! Ihr Abscheulichen belügt ihn; er ist nicht so eitel, er ist nicht untreu, der Baurendom kann ihn nicht bezwingen, der Junkerdom ist doch der beste!“ Das Niedliche bei dieser Geschichte aber war, daß Mariechen ihren kleinen Junkerdom schon gefunden hatte, ohne daß ihre Eltern und der Märchenerzähler davon etwas wußten. In ihr Haus kam oft ein kleiner Junker Fritz, ein hübscher, schmeichlischer und gewandter Knabe, und spielte mit ihr und ihren Geschwistern. Diesen kleinen Junker gewann sie sehr lieb und bildete sich fest ein (ließ es sich aber gegen keine Seele merken), mit ihm werden die Domschen Verwandlungen vorgehen, und sie werden beide die Liebesproben bestehen, die den kleinen Junkerdom Fritz einst zu ihrem Gemahl machen werden. In diesem süßen Wahne lebte das süße Kind einige Jahre, weil es den Fritz so lieb hatte, ließ sich auch manche Neckerei gefallen, die sie von ihren Geschwistern und von andern wegen des kleinen Junkers ausstehen mußte, und

sagte dann wohl mit vielen Tränen bei sich selbst: „Er ist es doch! Er ist doch mein Junkerdom!“ Aber ach, die Sachen änderten sich sehr. Der kleine Fritz, der von Natur wild und leicht war, ward immer wilder und leichtsinniger, wie er an Jahren wuchs, und machte manche tolle und übermütige Streiche riß und zerrte und mißhandelte auch sein Mariechen zuweilen, worauf aber immer eine Versöhnung folgte. Endlich aber blieb er ganz weg aus dem Hause und kam gar nicht wieder, und Mariechen sah ihn nun mit andern Kindern zuweilen nur auf den Gassen und auf Spaziergängen, und der wilde Knabe sah sie nicht mehr an; sie aber weinte bitterlich und sagte: „Es ist doch wahr, was sie mir gesagt haben, der Junkerdom taugt nichts und ist leichtfertig und untreu, und der Fritz ist auch untreu!“

Mit dem Verschwinden und der Untreue des kleinen Junkers Fritz verschwand aber der Domsche Traum noch nicht aus Mariechens Herzen. Aus dem kleinen treuen lieben Herzen verschwand so leicht nicht, was einmal darin gewurzelt hatte. Sie trug den schönen Traum immer warm mit sich herum und hegte ihn als ihr Schoßkind, und das sonderbarste war, daß sie sich nun, da die erste Probe mit Junker Fritzchen so schlecht abgelaufen, den Baurendom auserwählt hatte, denn der Prinzendom war schon lange an ihre Schwester Heidichen vergeben. Mariechen war elf Jahre alt, als ihre Liebe zu Junker Fritzchen zerbrochen ward, und die drei folgenden Jahre hat sie nichts anderes geträumt als die Geschichte von den drei Domen. Nun begab sich, als sie vierzehn Jahre alt geworden, etwas, das aus dem Märchen ein Märchen machte und das muß ich nun erzählen.

Mariechens Vater war in seinen Geschäften nach der großen Stadt Leipzig auf die Messe gereiset und hatte Ma-

riechen und noch zwei seiner Kinder mitgenommen. Auf der Rückreise fuhren sie einmal durch eine sehr anmutige Gegend an der Elbe hin. Die Sonne ging eben auf; sie sahen ein freundliches Dörfchen mit bunten Häusern und lustigen Gärten vor sich liegen, und auf einer grünen Wiese, die von hohen Eichen umwachsen war, trieben muntere kleine Knaben in schneeweißen Hemdärmeln und gestreiften Jäckchen singend und tralleiend ihre Herden hin. Kaum hatte Mariechen dies alles einige Augenblicke mit ihren lebendigen blauen Äuglein beschaut, so sprach sie bei sich: „Hier ist es! Hier ist es! Hier muß er sein und verwandelt werden! Grade so sahen das Dörfchen und die Wiese mit dem grünen Walde und die Herden aus, wo der kleine Baurendom in dem Märchen lebte, als er für seine Liebe so oft verwandelt worden ist!" Sie fuhren weiter; aber Mariechen mußte die ganze Reise daran denken, und auch, als sie nach Hause gekommen waren, ließ ihr der Gedanke daran bei Tag und Nacht keine Ruhe. Was tat sie also? Als sie es länger nicht mehr aushalten konnte, packte sie, als es Nacht war und alles im tiefsten Schlafe lag, ihr kleines Bündelchen zusammen und nahm es unter den Arm und ging aus der Türe, das Abenteuer mit dem Baurendom zu erleben. Sie war sehr fröhlich im Herzen, aber mußte doch weinen, wenn sie an den Kummer dachte, den sie ihren lieben Eltern durch ihre Flucht machte. Sie ließ für sie in dem Kämmerchen, worin sie schlief, ein bewegliches Brieflein zurück, worin sie schrieb: „Lebt wohl, liebe Eltern, bis auf das Wiedersehen mit meinem Bräutigam, dem Baurendom! Ich muß in die weite Welt gehen und ihn aufsuchen; eher finde ich keine Ruh, und ihr müßt mir's wohl erlauben, wenn ihr nicht wollt, daß ich sterben soll. Ich weiß wohl, wohin ich gehe; aber ihr wisset wohl, daß darum kein

Mensch wissen darf, denn sonst könnte das Märchen ja nicht fertig werden. Eure liebe Tochter Mariechen."

So war Mariechen um Mitternacht fortgegangen. Den andern Morgen ist großer Jammer und große Klage um das Kind geworden, wie es dem armen Mariechen mit seinen bunten Träumen in der bösen fremden Welt gehen würde, und ihre Eltern haben Boten ausgeschickt zu Fuß und zu Pferde auf allen Straßen, und sie selbst sind auch herumgefahren, sie zu suchen und zu erfragen; aber keiner hat sie finden können, und traurig sind sie alle heimgekommen. Mariechen aber ist richtig hingekommen, wohin sie wollte, wiewohl das Dorf, wo der Bauerndom verwandelt werden sollte, an fünfzehn Meilen von ihres Vaters Hause war. Und als sie in dem Dörfchen ankam, das Weiseritz hieß, klopfte sie an die Türe eines Hauses, wo sie eine freundliche Frau durch das Fenster gucken sah, und ihr ward aufgetan. Und sie hat sich bei der Frau, die eine Bäuerin war, als kleine Magd verdungen; aber das ist so leicht nicht gegangen. Die Bäuerin sah das hübsche Kind, als es in seinen netten Kleidern hereintrat und fragte, ob sie eine kleine Magd im Dienst brauchen könne, ganz verwundert an und sprach: „Mein Kind, eine kleine Magd gebrauche ich wohl; aber eine kleine Magd, wie du mir aussiehst, kann ich nicht gebrauchen. Sage mir nur, wie kommst du hierher? Haben deine Eltern dich verloren? Hast du dich etwa von der Straße verirrt? Oder bist du heimlich aus deiner Eltern Hause gegangen? Sage es mir und und fürchte dich nicht: wir wollen dich gern wieder hinbringen." Das Kind antwortete ganz beherzt: „Das kann ich Euch alles nicht sagen, Mutter. Genug, ich bin ein christliches, ehrliches Kind und will als kleine Magd bei einer Bäuerin dienen; warum ich das aber will, darf ich keiner Seele sagen. Ich

kann spinnen und nähen und den Garten bestellen, und Gänse, Hühner, Enten und Tauben füttern, das kann ich so gut als eine andere, auch wohl eine Herde Kühe hüten — und behaltet Ihr mich nicht, so geh' ich zu jemand anders." Die Bäuerin redete Mariechen auf diese Worte noch weiter zu; da sie aber weder etwas aus ihr herauslocken noch sie von ihrem Vorsatze abbringen konnte und da ihr das niedliche Kind über alle Maßen gefiel, so sprach sie: „Nun, wenn du es durchaus willst, so behalte ich dich; bei mir bist du gut aufgehoben und sollst auch keine zu schwere Arbeit tun." Sie behielt Mariechen und gab ihr sogleich kleine Sachen zu nähen in die Hände, woraus sie sah, daß das Kind geschickt war. Weil es aber Sommer war, hatte das Kind am meisten im Garten zu tun, mußte aber auch oft das Vieh im Walde und auf der grünen Wiese hüten, wo sie jenen schönen Morgen, als sie mit ihrem Vater von Leipzig kam, bei Sonnenaufgang die Herden hatte treiben sehen.

Warum aber wollte Mariechen durchaus als Magd bei einer Bäuerin dienen? Darum, weil diejenige, welche den Bauerndom aus seinen schlimmen Verwandlungen erlösen soll, sich durchaus zur Magd erniedrigen muß. Das hat in den ältesten Zeiten für den Bauerndom schon einmal eine königliche Prinzessin getan und ist eine glückliche Frau geworden. Denn Mariechen hatte die Domschen Geschichten so oft erzählen gehört und hatte sich aus ihnen alles genau gemerkt, was diejenige tun muß, welche den Bauerndom erlösen und seine Frau werden will.

Als Mariechen zum ersten Male die Herde über den Hof und durch das Dorf auf die Wiese hinaustrieb, da jauchzete und jubelte es in ihrer Seele, wie es in dem Seelchen der Lerche jubelt und jauchzet, wann die Morgenröte im

Oft aufblühet; sie dachte: „Nun wird die süße Geschichte mit dem Bauerndom bald angehen.“ Sie kam auf der grünen Wiese zu den andern Knaben und Mädchen, welche dort Herden hüteten; sie sah im Hintreiben durch das Dorf manchen hübschen jungen Gesellen und Knaben; aber sie sah keinen, bei welchem es ihr deuchte, daß er ihr Baurendom sein könnte, und sie seufzete tief: „O, sollte er hier in Weiseritz nicht sein? O, sollte er hier nicht kommen? Das Dorf und diese Wiese und dieser grüne Eichwald ist doch grade so wie in der Geschichte selbst!“ Aber der Dom kam nicht. Das liebe Kind sah im Dorfe und auf der Wiese genau umher; sie gab an den Kirchtüren acht, sie guckte in alle Fenster, ob nicht ein Baurendom hinter ihren Scheiben lausche, sie fragte die Sonne und den Tag, sie fragte den Mond und die Sterne, sie schüttelte alle Büsche und Blumen auf, ob nicht ein feiner und hübscher Jüngling darunter schlafe — ach, aber nicht im ganzen Dorfe, nicht in der Kirche und hinter den Fenstern, nicht auf der grünen Wiese und in dem Eichenwalde und nicht bei Sonnenschein und nicht bei Sternenschein konnte sie ihren geliebten Baurendom finden. Sonst ging es Mariechen sehr wohl. Die Bäuerin, bei welcher sie als kleine Magd diente, war eine fromme und freundliche Frau, welche Mariechen bald überaus lieb gewann, sie wie ein Kind im Hause hielt und ihr nichts anderes als reinliche und leichte Arbeit auflegte.

So hatte Mariechen sich in Weiseritz wohl einen Monat gesehnt und oft im stillen geseufzet und geweint, daß der Dom immer nicht erscheinen wollte — siehe, da ist der Dom wirklich gekommen. Die Bäuerin, bei welcher Mariechen als kleine Magd diente, hatte einen einzigen Sohn, der hieß Hans. Diesen hatte sie nach Wittenberg in eine Schule geschickt, daß er ein wenig mehr lernen möchte als gewöhnliche Bauerkinder

und dann seines Vaters Gütchen vorstände, welches das ansehnlichste im ganzen Dorfe war. Die Frau war aber eine Witwe und hieß Else Gödeke. Hans hatte nun seine Schule durchgemacht und kam nach Hause. Er war siebenzehen Jahre alt, ein schöner schlanker Jüngling, mit blauen Augen und blondem Haar und einem schwärmerischen Blick, worin viele Märchen zu lauschen schienen. Er gefiel Mariechen in dem ersten Augenblick, aber weil sie ihn sogleich zu lieb hatte, konnte sie garnicht an den Dom denken; sie dachte nur an den Hans und träumte Tag und Nacht von ihm und sang Reime und Lieder von ihm, wann sie hinter ihren Kühen auf der Wiese und im Walde juchheiete. Der Dom war ihr ganz aus dem Köpfchen, und sie faßte alle ihre Träume, Gedanken und Gefühle in das Haus und den Garten der Bäuerin Else Gödeke ein, und es deuchte ihr von Anfang an ganz natürlich, daß sie mit ihrem Hans Gödeke als Bäuerin lebte und stürbe. Die reine und unschuldige Liebe gleichet ja alles aus und vergisset in ihrer ersten Wonne, wie viele scharfe Ecken die unbarmherzige Welt hat, woran auch der Beste zerstoßen werden muß. Auch Hans hatte Mariechen bald über sein Leben lieb; er barg es aber blöd und still im Herzen und durfte es dem Mädchen nicht sagen. Aber die Liebe findet ihre Gelegenheit, wenn sie sie auch nicht sucht.

Mutter Else war nach der Stadt gefahren gewesen und hatte sich ein paar schneeweiße Hühner und einen schönen weißen Hahn zur Zucht mitgebracht. Diese wurden den Abend auf der Flur von ihren Fußfesseln befreit und sollten in den Hühnerstall gesetzt werden. Hans trug die Hühner und Mariechen den Hahn. Aber o weh; der Hahn gebärdete sich wild, schlug Mariechen mit seinen Flügeln ins Gesicht, und Mariechen ließ ihn fahren, und er flog in den Garten. Die beiden

jagten ihm nach, und er flog auf die Wiese; sie jagten weiter, und er flog in den grünen Wald. Dort griffen sie ihn endlich nach der Jagd einer guten Viertelstunde und setzten sich ermüdet unter einer grünen Eiche, wodurch das freundliche Abendgesicht des Mondes sanft blickte. Die unschuldigen Kinder bliesen ihren Atem einander an und bliesen einen andern Atem auf, der lange verborgen in ihnen geglommen hatte. Hier unter dieser grünen Eiche faßte Hans zuerst Mariechens Hände und rief: „O Mariechen!“ und wollte das holde Kind an sich ziehen und es umhalsen und küssen. Aber o Wunder! Sie fuhren in demselben Augenblick erschrocken aus einander und standen wie zwei arme Sünder da; denn ein eisgrauer Mann mit einem weißen Stabe stand im Mondschein schauerlich da und murmelte leise Worte. Er murmelte aber:

Herum! herum! Und wieder herum!
Das Glück ist rund, die Welt ist dumm.
Das runde Glück muß rollen,
Die dumme Welt muß schmollen.
Nun rolle, Glück, und schmolle, Welt!
Will sehn, wie euch der Wandel gefällt.

Und in derselben Minute, als der Alte sein letztes Wort ausgemurmelt hatte, war Hans nicht mehr da und der alte graue Mann nicht mehr da, und Mariechen stand ganz allein an der grünen Wiese unter der Eiche, und das arme Kind zitterte und bebte vor Furcht und Schrecken an allen Gliedern. Als sie sich besann, sah sie ein kleines grünes Dornsträuchlein auf der Stelle stehen, wo eben Hans gestanden hatte. Es war ein Schlehenstrauch und stand da mit schneeweißen Blüten und rührte seine grünen Blättchen fröhlich im Abendwinde. Und Mariechen, als sie sich besonnen hatte und ihn erblickte, rief, außer sich vor Freuden: „Mein Dom! Mein Dom! Mein

Würde jedes Ach ein heller Demant,
Wir kauften wohl manches Königes Land.

O Ächzerlein! O Seufzerlein!
Würde jede Klage ein Sandkörnlein,
Das allerfeinste Sandkörnlein,
Wir stiegen bald in den Himmel hinein.

19.

Der Baurendom.*)

Es war einmal ein kleines Mädchen, ein Kind guter und frommer Eltern, die hieß Mariechen. Sie war ein sehr hübsches und freundliches Kind und hatte ein sehr liebendes und zärtliches Herzchen und überhaupt ein sehr lebendiges Gemüt, was sich in tausend kleinen Zeichen und Spuren offenbarte. Ihre Eltern entdeckten das sehr bald und hatten insgeheim manche Sorge darüber und sprachen wohl oft bei sich: „Wie wird es unserm Mariechen einmal gehen? Das Kind ist zu zart und dünn für diese grobe Erde gestaltet, und sein leicht bewegliches und zärtliches Seelchen wird hier von rauhen Winden viel umher gewehet werden und doch schwerlich finden, was es sucht.“ Denn sie sahen, wie das Kind alles mit leiden-

*) Im Altisländischen kommt Dómr[1]) = Gerichtshof[2]) Urteilsspruch vor, in den neueren skandinavischen Sprachen nur in der zweiten Bedeutung. An unserer Stelle kommt das Wort in der ganz ungewöhnlichen Bedeutung eines übernatürlichen, gewaltigen Helden vor, kann also wohl nur mit dem lat. Dominus zusammenhangen, welches in der Reformationszeit vielfach in die deutschen Dialekte eindrang. Von der zusammengesetzten Form Vicedominus wird der bekannte Familiennamen Vitzthum abgeleitet.

den Beilen und Äxten hatte Mariechen eine schreckliche Angst, und wenn sie sie irgendwo im Walde schallen hörte, konnte sie das Ächzen und Weinen garnicht lassen. Da hat sie denn das Dornsträuchlein oft so fest umklammert, als wenn sie an ihm sterben wollte, und sich manchen scharfen Dorn in ihre schneeweiße Brust gedrückt, daß es geblutet hat. Und wenn sie solches Blut gesehen, hat sie sich gefreut und es genommen und auf das Sträuchlein gestrichen. Sie meinte, er werde es fühlen, daß es seines Mariechens Blut sei, und sich auch freuen, oder sie hat dabei auch an eine Verwandelung gedacht. Er ist aber durch ihr Blut nicht verwandelt worden. So hat das liebe Mariechen zwischen Freude und Trauer den Sommer und Winter hingebracht und immer an sein geliebtes Schlehdornsträuchlein denken müssen. Denn hätte sie nur einen Augenblick an etwas anderes in Liebe gedacht, so wäre es nimmer erlöst worden.

Es war wieder Frühling und das Wetter sehr schön geworden, und ein ganzes Jahr war vergangen seit jenem Abend, wo die beiden dem weißen Hahn in den Wald nachgelaufen waren. Die Sonne war lange unter, Else war zu Bett; da schlich sich Mariechen ihrer Gewohnheit nach durch den Garten über die Wiese in den Wald zu ihrer Eiche und ihrem Schlehendörnlein, das wieder mit grünen Blättern und weißen Blüten prangte. Sie saß bei ihm, hielt es umschlungen, und ihr Herz war ihr so sehnsüchtig und tränenweich, und sie mußte sprechen: „Ach! Du liebstes, liebstes Dornsträuchlein, könntest du doch sprechen, daß du es auch weißt, was mein junges Herz um dich leidet!“ Und Mariechen weinte und sang mit trauriger Stimme:

Grüne Bäume in den Hainen
Und ihr Blümlein bunt und schön,
Sternlein, die so freundlich scheinen

Und der Menschen Leid verstehn,
Und du süße Nachtlaterne,
Mildes, frommes Mondenlicht,
Dem mein krankes Herz so gerne
Traulich sein Geheimnis spricht,

Höret meine stillen Klagen;
Ach mir brennt das junge Herz!
Keinem Menschen darf ich sagen
Meine Sehnsucht, meinen Schmerz;
Die gefühllos kalten Lüfte
Wissen meine Not allein
Und ihr zarten Blumendüfte
Und du frommer Mondenschein.

Oder weiß mein holder Knabe,
Weiß mein kleiner Grüner auch,
Was ich Liebes, Leides habe?
Weiß es dieser Dornenstrauch?
Ach, er hört nicht, ach er fühlet
Drinnen weder Leid noch Lust,
Und ein schlimmer Zauber kühlet
Ihm mit kalter Nacht die Brust.

Und als Mariechen noch sang, da rauschte es geschwind durch die Büsche herbei, und siehe, der alte Greis mit dem weißen Stabe stand plötzlich wieder da, daß sie vor Schrecken von ihrem Schlehbusche auffuhr. Er berührte den Strauch mit seinem Stabe und winkte nud murmelte wieder:

Herum! Herum! Und wieder herum!
Das Glück ist rund, die Welt ist dumm u. s. w.

und in einem Hui war der Strauch und er selbst verschwunden, und wo der Strauch gestanden, lag ein schwarzes Hündlein und bellte und sprang bald an das erschrockene Mädchen hinan.

Und Mariechen besann sich wieder und nahm das Hündchen in ihren Arm und küßte es viel tausendmal und weinte und rief: „O mein süßes, süßes Hündchen! Wie lieb will ich dich haben! Wie will ich dich speisen und tränken! Wie will ich dich hegen und pflegen! Auf meinem Schoße sollst du sitzen, in meinem Bette sollst du schlafen; wo ich gehe und stehe, da sollst du mit mir sein." Und das Kind sprang und hüpfte mit dem kleinen schwarzen Hunde fort und sah nicht, wie häßlich er war, und trug ihn mit sich in ihr Kämmerlein und legte ihn neben sich in ihr Bettlein und schlief seelenvergnügt ein.

Den andern Morgen kam sie mit dem schwarzen Hündchen in die Stube der Mutter Else, und die fragte sie, woher sie das Hündchen habe. Das durfte die kleine Marie wieder nicht sagen, und sie sprach, das Hündchen sei ihr gestern abend so zugelaufen, und sie habe es mitgenommen, weil es ja ein gar hübsches und schmeichlisches Hündchen sei, und sie wolle es behalten und lieb haben. Da lachte die Else und schalt sie zugleich und sagte: „Das Hündchen hübsch und schmeichlisch? Es ist ja ein rechter garstiger kleiner Balg; den behielte ich nicht, wenn er mein Hund wäre, und wenn man mir einen blanken Thaler zugäbe. Schaffe das kleine häßliche Tier wieder hinaus, mein Kind! Ich will dir Geld geben, und du sollst dir ein viel schöneres Hündchen kaufen." „Ach, Mutter," rief das Kind, „laßt mich nur dieses schwarze Hündchen behalten; es ist das liebste und schönste, und tut mir nicht den Schmerz und verachtet mir es so!" Und sie drückte der Mutter die Hand, und bei diesen Worten liefen ihr die hellen Tränen über die Wangen. Und Else schwieg still und ging weg und dachte ihr Teil; denn sie wußte, daß Mariechen ein besonderes Kind war und auf ihrem Sinn be-

stand. Also ließ sie es geschehen mit dem Hündlein, weil sie wohl mußte.

Der kleine schwarze Hund war wirklich so garstig, als man nur einen Hund sehen konnte. Wieviel Mariechen ihn auch waschte und striegelte und kämmte, er war gleich wieder rauh und schmutzig; auch sah er aus wie ein Hundegreis: keinen Zahn hatte er mehr im Munde, seine Augen waren triefend, sein Gebell war jämmerlich, von Gemüt war er traurig und beißig, und kein Mensch konnte ihn ausstehen, und alle Leute erstaunten, daß Mariechen dieses häßliche und widerliche Tier so viel herzte und küßte und so zärtlich mit ihm umging, und einige sagten wohl hinter ihrem Rücken: „Das geht wohl nicht mit rechten Dingen zu; das hübsche Mädchen muß mit dem häßlichen Hunde behext sein.“ Und es sah beinahe so aus. Mariechen stand unbeschreiblich viel mit dem Tiere aus, und doch hatte sie es unbeschreiblich lieb. Denn das schwarze Hündchen war nicht allein so häßlich und mürrisch und grämlich, sondern es hatte noch die Unart, daß es oft die halben Nächte durch beinahe in Einem fort bellte. Sie konnte dann nicht schlafen und ward ganz blaß und elend darüber; aber doch behielt sie ihn am liebsten und ließ ihn auch nicht einen Augenblick von sich.

Mariechen war ein sehr schönes Mädchen geworden und gefiel allen Leuten, die sie sahen. Die alte Else hatte sich verlauten lassen, sie sehe das niedliche Jüngferchen wie ihr eigenes Kind an und werde ihr eine hübsche Ausstattung geben an Geld und Leinenzeug, wenn sich ein wackerer Freier finde; vielleicht werde sie gar einmal ihre Erbin, wenn ihr Hans nicht wiederkommen sollte. Es fand sich also bald mancher recht hübsche Junggesell, der auch Elsen gefiel, als Freier ein; aber Mariechen wollte von keinem Freier hören

und sagte etwas stolz: „Wenn der nicht kommt, den ich meine, bleib' ich in Ewigkeit eine Jungfrau," sodaß Else oft ihren Verdruß darüber hatte und den Kopf schüttelte und sprach: „Es ist sonst ein so freundliches und frommes und gehorsames und christliches Kind, und ich kann diesen Trotz gar nicht begreifen."

Mariechen hatte mit ihrem häßlichen schwarzen Hündchen ihr Jahr treulich ausgehalten. Und als das Jahr um war und Mariechen eben mit ihm im Bette lag und ihm die Zotten kämmete und den Kopf krauete, siehe, da klopfte es an die Türe ihres Kämmerleins, und der wohlbekannte Alte trat wieder herein, berührte das Hündchen mit dem weißen Stabe und murmelte:

Herum! herum! Und wieder herum!
Das Glück ist rund, die Welt ist dumm u. s. w.,

und in derselben Sekunde war das Hündchen weg, und der Alte war auch weg, und an der Stelle, wo das Hündchen eben noch im Bette gelegen hatte, kroch eine recht garstige Kröte. Und Mariechen war zusammengeschaudert vor der Erscheinung und vor der Kröte. Doch besann sie sich gleich wieder, nahm die Kröte in ihre Hand, und wiewohl die Hand schauderte vor der eisigen Kälte des kriechenden Untiers, hielt sie sie fest, ja sie küßte sie mit ihren süßen Lippen und benetzte sie mit ihren Tränen und rief: „Liebe Kröte, hast du nur Liebe in deiner Brust, so will ich es wohl behaupten mit dir." Und sie küßte die Kröte wieder und streichelte das rauhe, garstige, kalte Tier mit ihren Händchen und legte es an ihr Herzchen und weinte die hellen Tränen auf seinen Rücken hinab und rief: „Ja, gewiß hast du Liebe; du hast ein warmes, warmes Herz, wohl wärmer als mein Herz, und darfst es dir nur nicht merken lassen!"

Und Mariechen fiel etwas ein, und sie stand auf und schlug sich ein Licht an und holte Zucker und Honig und das feinste Weißbrot und fütterte die Kröte; und die Kröte war sehr hungrig und fraß lüstern. Und Mariechen setzte sich nun voll Freuden hin und nähete sich aus roten Seiden ein feines und weiches Beutelchen und tat die Kröte da hinein. Und sie band das rote seidene Beutelchen mit Bändchen um ihren Hals fest und ließ es auf die Brust herabhangen; da mußte die Kröte in dem Beutel auf ihrem Herzen liegen und lauschen, und es ist Mariechen oft gewesen, als habe sie das Tier vor Lust über sein anmutiges Lager leise zischen hören. Das war aber wohl Einbildung, denn sie sagen, die Kröten haben keinen Laut. So hat die Kröte in dem roten seidenen Beutelchen denn immer an Mariechens Herzen gelegen bei Tage und bei Nacht, und nur wann sie sie mit Zucker und Honig und andern Süßigkeiten speisete und tränkete, nahm sie sie heraus. Sonst tat sie es nie, sogern sie auch ihre Augen an ihr geweidet hätte; denn sie fürchtete, die Kröte könne ihr weglaufen, oder jemand könne auch kommen und ihr was zu leide tun. Sie war auch sehr heimlich und ließ sich vor keiner Menschenseele merken, daß sie eine Kröte hatte; denn was würden Mutter Else und die andern Leute dazu gesagt haben?

Man konnte jetzt gewiß von Mariechen sagen, sie trug ein schweres Geheimnis auf dem Herzen. Denn es ist ihr wohl ein schweres, schweres Jahr geworden, daß sie die Kröte so getragen hat, und sie wäre oft beinahe davon vergangen. Sie liebte das garstige Tier über alles in der Welt, und doch hatte sie auch wieder einen unüberwindlichen Ekel davor, den Menschen vor Schlangen und Kröten nun einmal von Natur so haben. Das Schlimmste und Schwerste aber

war die eisige Kälte der Kröte, die sie durch ihre Brust bis tief ins Herz hinein fühlte und die oft so fürchterlich war, daß das arme Herzchen fast hätte brechen mögen. Das war aber noch viel schrecklicher, wenn die Kröte sich im Beutel bewegte und wohl zuweilen aufhüpfte. Dann bekam das Kind ein so entsetzliches und zuckendes Herzklopfen, als ob sie den Augenblick des Todes sein müßte. Und Mariechen mußte immer ein heiteres Gesichtchen dazu machen und es alles in sich verbeißen und durfte sich nicht merken lassen, welche unsägliche Schmerzen sie litt. Sonst hätten die Leute wohl mal zusehen wollen, ob sie an ihrer Brust auch einen heimlichen Schaden hätte. Den Schaden aber, den sie da hatte, wollte sie keinen sehen lassen. Dabei hatte das arme Kind noch eine Sehnsucht in der Brust, die von Tage zu Tage gewaltiger ward und die sie oft viele Nächte nicht schlafen ließ, so daß sie ganz krank und blaß ward und das Mutter Else bedenklich kopfschüttelte und alle Leute flüsterten, was es doch mit Mariechen sein möge, die sonst ein so munteres und rosenrotes Kind gewesen und nun aussehe wie der Schnee im März. Sie durfte aber davon nicht sprechen, sondern duldete alles in stiller Treue und hielt es redlich aus mit der Kröte, bis das Jahr um war.

Und als das Jahr um war, da war ein schöner Sommerabend, und Mariechen saß unter der Eiche, die ihr der liebste Baum geworden war von allen Bäumen auf Erden, und ihr Herz war ihr so krank und so sehnlich, und sie hatte ihr Köpfchen in dem grünen Grase auf die Stelle hingelegt, wo einst der geliebte Schlehenstrauch gestanden hatte, und die Kröte[1]) lag weich und warm in ihrem

---

[1]) Über das lange Leben von Kröten (S. 161) vgl. v. Leoprechting, „Aus dem Lechrain“ S. 83 f.

Beutel und streckte den Kopf heraus und schnappte nach den Erdbeeren, die das liebliche Kind ihr hinhielt. Und siehe, als sie so da saß, stand der alte graue Mann mit dem weißen Stabe plötzlich vor ihr, legte den Stab auf ihren Kopf und sang:

Dreimal hast du's wohl vollbracht,
Und nun tritt es aus der Nacht,
Und die seltne Liebestreu
Macht den schlimmen Zauber frei!
Hast es ritterlich gewonnen:
Baurendom, komm an die Sonnen!

Und er nahm den weißen Stab von Mariechens Haupte und berührte die Kröte damit. Und die Kröte sprang stracks mit Gewalt aus dem Beutel auf die Erde und schwoll auf und ward jede Sekunde größer und größer und stand zuletzt wohl wie ein Ochs da, sodaß Mariechen vor Angst zitterte und bebte und fliehen wollte; aber sie konnte nicht. Und auf dem Rücken dieser ungeheuren Kröte strahlte etwas gleich dem hellesten Karfunkel und Diamant und glänzte, als hätten sie ihm eine kleine Sonne hineingesetzt. Und der Alte nahm den Stab wieder und berührte den Glanz und murmelte wieder:

Herum! Herum! Und wieder herum!
Das Glück ist rund, die Welt ist dumm u. s. w.,

und in demselben Augenblick krachte es wie ein Donnerschlag, und Mariechen sah den allerköstlichsten Edelstein aus dem Rücken der Kröte springen und zu ihren Füßen hinrollen — und o liebliches Wunder, die Kröte war weg, und der allerschönste Jüngling stand da. Und Mariechen schrie laut auf vor Freuden und fiel ihm in die Arme und rief: „O lieber, lieber Hans! O mein Dom! O mein süßester Baurendom!“ Und die beiden hielten sich umschlungen, und der aufgehende

Mond und die lieben Sternlein lächelten freundlich dazu, und auch der Alte mit dem Stabe schaute freundlich darein und sprach: „Ja, dies ist dein Baurendom, liebes Mariechen, den du durch die unvergleichlichste Treue und Liebe, welche die härtesten Proben bestehen mußte, gewonnen und erlöset hast. Du süßes Kind hast wieder zu Ehren gebracht, was die Welt nur noch als ein verschollenes Märchen gehört hat, daß es Liebe giebt, die über den Tod aushält. Nimm nun den Lohn deiner Schmerzen, und freuet euch und seid glücklich! Du, Hans, sei immer lieb und treu, denn solch ein Weib findest du auf Erden nicht mehr als Mariechen, und du, liebes Mariechen, bleibe lauter und rein wie dieser Diamant, der zu deinen Füßen liegt, das Zeichen und der Lohn!“

Und der Alte verschwand mit diesen Worten, und sie haben ihn nie wieder gesehen. Wie lange Hans und Mariechen da noch im Mondschein gestanden und wie viel sie sich geküßt und was sie sich alles erzählt haben, das wäre zu lange zu beschreiben. Genug, als es schon nach Mitternacht war und alle Leute im Dorfe im tiefsten Schlafe lagen, da hat die Glocke, die ihr Eins vom Turme brummte, Mariechen erinnert, das sie nach Hause gehen müßten. Und sie haben gleich Licht angemacht und Mutter Elsen aufgeweckt und ihr alles bekannt und erzählt, wie wundersam es ihnen ergangen, und die Mutter hat gern den Segen über sie gesprochen und zu Hans gesagt: „Lieber Sohn, du bekommst das treuste und schönste Weib auf Erden, und wenn du der Baurendom heißest, so sei auch freundlich und lieb und treu gegen dein Mariechen, wie die früheren Baurendome immer gegen ihre Herzallerliebsten gewesen sind!“ Und Hans hat es versprochen und gesagt: „Liebe Mutter, ich muß es ja wohl sein, nicht bloß deswegen, weil ich der Baurendom bin und heiße, sondern Mariechen

ist ja hold und freundlich wie ein Engel im Himmel; wer könnte einem so lieben Kinde was zu leide tun?"

Und Hans und Mariechen haben bald eine lustige Hochzeit gehalten, und Mutter Else hat ihnen das ganze Gut übergeben. Sie waren aber sehr reich geworden, denn der Stein, der aus dem Rücken der Kröte gesprungen, war ein reiner, heller Diamant, und den haben sie um fünf Tonnen Goldes verkauft. Und Hans hat ganz Weiseritz dafür erworben und mehrere andere Güter und Forsten.

Und Mariechen hat zu ihrem Hans gesagt: „Nun, mein lieber Hans, sei recht frisch und flink und zeige, daß du der echte Baurendom bist! Baue nun hier am Walde, wo die Eiche steht und wo wir nach dem Hahn gejagt haben und wo du als Schlehdorn geblüht hast und als Hündchen gebellt und als Kröte wieder in den alten Hans verwandelt bist, drei nette Häuser hin, zwei große und ein kleines, und bei jedem Hause lege mir einen hübschen Garten an mit allerlei Bäumen und Blumen. Das eine Haus soll für uns beide sein, das zweite für die Eltern und Geschwister, und das dritte kleine für den Märchenerzähler, wenn die mal kommen und uns besuchen. Denn der Märchenerzähler hat mir gesagt, so sei es bei dem Baurendom: er habe die nettesten und schönsten Häuser und Gärten und Wälder und Wiesen, und es wird mir eine Lust sein, wenn ich ihn hier bei uns in seinem eigenen Häuschen einquartieren kann und wenn er in meinen Wäldern spazieren und sich dort von unsern Bäumen und Vögeln Märchen zuflüstern lassen kann; denn er hat immer gesagt, die erzählen ihm alles, was er weiß. Und wir müssen nun seine Prophezeiung wahr machen und ihm zeigen, daß es bei uns wirklich so ist, als es bei dem Baurendom sein soll, und daß du der echte Baurendom bist."

20.

Wo piepen de Müse!

Wo de Müs-piepen! Weet Ji woll, wo dat herkümmt, datt man seggt, wenn man sick äwer jemand lustig maken will, datt em't man klamm[1]) geit: Wo piepen de Müse? In Redebaß was eenmal een Bur, de het Marten Drews, de was wild un sehr kettlich[2]) und karmänsch[3]) un ging gewaltig in't Tüg. De Lüde in dem Dörp heten em man den dullen Drews. Bi de Arbeit was he düchtig un kunn för Twe un Dre döschen un meihen; äwerst van Gott un Gottswurt wull he nicks weten, un jeden Sünndag un Festdag un männige Warkeldagsnacht satt he im Krog bi'm Spill un Brannwin un bedrew een wöst un dull Wesen. Denn supen kunn he as keen Minsch un uthollen as een Perd. Denn wenn he de Nacht dörchwakt hebb, was he de Dags doch noch flink un frisch to'r Arbeit, un wer sick mit em to'm Drunk sett'd, was vörlarn, und bi'm Spill ging't noch veel gefährlicher to. He makte all sine Mitspelers dumm edder[4]) spelde se möd un stack't Geld in de Tasch. Kortüm, he was een Kerl, vör dem

---

1) daß es dürftig mit ihm steht.

2) kitzlich, übermütig.

3) toll, hochfahrend.

4) oder.

man jeden warschuwen[1]) müßt', und sinen Füsten dörst[2]) nüms to nah kamen. So hedd disse Marten et männigen goden Dag drewen as een rechter Heid und Unchrist, un't was em bettan[3]) jümmer tämlich glücklich gahn. Nu geschach et, he was eenen Wihnachtsawend im Kroge to Karnin un satt bi'm Kartenspill un trumfde lustig van sick. As't nu gegen Klock Twelw ging, stund de Karniner Jäger, de mit im Spill was, up un sede: „Smiet't de Karten tohoop, Drews, und lat't uns een Vaderunser tosam beden, damit de Düwel ditt Jahr keene Gewalt äwer uns krigt!“ Un Drews lacht em ut un sed': „Düwel hen, Düwel her! Nicks as Papensnack und Spökels[4]) vör Kinner un olle Wiwer; den Düwel hebben se lang doot sla'n, un vör den will ick bi Dag un bi Nacht seker dör de Welt gahn. Watt, du büst en Kerl, de Pulwer un Blei führt, un kannst dissen Lappen[5]) noch rüken? „Ja woll, dör de Welt“, sede de Jäger, „mit Gott un Gottswurt.“ Un de Jäger stund up un foldede de Hände tosam un bed'de, un all de Annern deden dat mit, un ok de Kartenspelers, un leden de Karten weg. Äwerst Marten slog een Knipschen[6]) un spelde mit de Karten tüschen de Finger un lachte. Dat Spill was nu ut, denn nüms[7]) wull mit em spelen, un ging jeder in sin Hus. Un Drews ging toletzt ook weg.

---

[1]) warnen.

[2]) durfte, wagte.

[3]) bisher.

[4]) Pfaffengeschwätz und leerer Spuk.

[5]) Anspielung auf die an Seilen aufgezogenen Lappen, mit denen das Wild umhegt und am Ausbruch gehindert wird; also = nichtiges Zeug.

[6]) schnippte mit den Fingern (als Zeichen der Verachtung.)

[7]) niemand.

Un as Drews woll halwwegs was tüschen Karnin un Redebaß bi dem Karniner Busch up de grote Hamborger Landstrat an dem Wege, de nach Satel afgeit, sach he mit eenem Mal een rodes Für dör den Busch lopen, un so verwogen he was, em schudderde de Hut up dem Liwe, un all sine Haar up dem Kopp kribbelden em unner de Mütz. Würklich wurd et em äwer't Metzer,[1]) he kunn sick nich hollen, he müßt Rietut nehmen. As he nu eene Wiel dat Hasenpanier dragen hedd un uter Atem was un stillstahn müßt, da dacht he bi sick: „Pfui Düwel, Marten! Lettst du di so van dem Düwel jagen? Un doch is't nicks as Kinnerleuschen — wer hett den Düwel sehn? Frisch! Wes en Kerl,[2]) un gah em up't Liw, wenn he to finnen is." So sprack he sick Mod in de Bost un wend'd üm un ging langsam torügg wedder to de Stell, wo em vör eene halwe Stund de Benen to flinck worden waren. Doch slog em dat Hart gegen de Ribben, datt man't eenen Büssenschott wiet hören kunnt hedd. Doch makte he sick stark, beet de Tehnen tosam un wull een Kerl sin. Un as he an den Satelschen Weg kam, wo he den wunnerlichen Schin dörch de Böm äwer den witten Snee hedd lopen sehn, stund he still und reep mit luder Stimme, datt de Böme im Busch bewerden: „Herut Düwel! Herut, wenn du Hart hest!"

Un watt geschach? Up sin Wurt leep de Schin wedder as een Blitz äwer den Snee, un grad up em to. Un he sach, dat kam as eene glönige Mus, de sprung as in hellen Froiden, un piepte ganz fin un was nich gröter as eene anner Husmus,[3]) äwerst se flunkerde un flackerde as dat höllische Für

---

[1]) = ging es ihm über den Spaß.

[2]) sei ein Mann!

[3]) Hausmaus.

un hedd eenen schönen vergüld'ten Kamm up dem Kopp un gnapperde mit den fürigen Tehnen, as ob se em biten wull. Un Marten mügt willen edder nich, he kunn dat Wippern un Schnippern van dem Müschen nich uthollen, un, hast du mir nicht gesehn, müßt he wedder to'm Hasenpanier griepen. He hedd sick äwerst in dem deepen Snee so äwerlopen, un de Angst hedd em dat Hart so upblasen, datt he woll acht Dage un länger elendig krank lagg. Äwerst sine Wihnachtslust un Sneefahrt versweeg he un jede keener Minschenseele, wo he van Karnin nach Redebaß kamen was.

Un dat bleew da nich bi; bös Ding will ook Wiel hebben! He hedd den ollen swarten Fiend eenmal utfödbert, un de wull nu nich mehr wiken. Marten hedd so'n Gruwel[1]) vör de Stell am Satelschen Weg, dat em bi hellem Dage nüms mit lebendigem Liwe dahen bröcht hedd. Wenn he unnertiden[2]) in Karnin edder Flemendörp een Warf edder nah'm Sunde eene Reis vör hedd, nam he jümmer eenen wieden Ümmweg. Äwerst de olle Griese[3]) is negenklok,[4]) he weet woll hentokamen, wo he hen will. Van Anfang an was dat besünnerlich in disser Musgeschicht, datt Marten bi aller Angst, de em ankam, wenn he an de dulle Nacht un an de glönige Mus up'n Snee dachte, doch jümmer as eenen Brand un een Ketteln in de Bost földe, de fürige Mus eenmaal wedder to sehn. Denn so kettelt den armen Minschen de düwelsche Angst un Froid. Disse Brand wurd von Dag to Dage starker in em un plagde em toletzt so grausam, datt he nich Rauh noch Rast davör hedd. Am heetesten äwerst brennd'

[1]) Grauen.

[2]) mitunter.

[3]) der alte Graue = Teufel.

[4]) eigentlich = neunfach klug.

et em, wenn't gegen de Tid ging, wo Gott den Bösen de Strat apen deit, wo de Düwel un all, wat Hexen- un Gespenster-Kappen dreggt, ehr Spill bedriwen dörren.[1]) Un wenn alle frame Christenminschen im besten Slap liggen, wenn de Klock Twelw slog, denn kunn de arme Marten sick oft nich hollen, un wo grot sin Gruwel ook was, et drew em oft ut de warmen Feddern herut, un ut dem Huse in de düstre, bistrige[2]) un spökische Nacht herin up de Landstrat, wo de Weg ut dem Dörp bargan nah Karnin heraf geit, un bloot eene noch grötere Angst jog em denn wedder torügg.

So hedd de düwelsche brennende Lust un Angst em een heeles[3]) Vierteljahr plagt von Weihnachten bett Ostern, un ut dem lustigen un äwerdrewenen[4]) Schelm, de he süs was, wurd he heel nahdenklich un deepsinnig, so datt de Fründe un Nabers sick wunnerden, watt et doch woll mit dem Marten för eene Bewandtnis hebben mügt. So hedd Marten sick lang tapper wehrt; doch tolett wurd de Düwel em äwer,[5]) un wo sehr he sich ook früc͡ht'de, he müßt an den Satelschen Weg. Un as he an den Weg quam, da was't richtig, un he hedde dat Spill up'm Wagen. Den Ogenblick was de glönige Mus ook da un sprung üm em herüm und hedd sick so lidig und sach em ut so blanken, grellen Oogen an, as wenn se sick anfrünnigen[6]) wull; un doon leep se vör em her as up den Busch to, un stund denn weder still un keek sick üm, as wull se seggen kumm mit! kumm mit! un wo

[1]) dürfen.
[2]) so finster, daß man sich verirren kann.
[3]) ganzes.
[4]) übermütigen.
[5]) bekam die Oberhand über ihn.
[6]) sich befreunden.

sehr em ook dat Hart slog un pupperde, he kunn't nich laten, he müßt mit.

Un as de Mus in den Busch kám, da krop se unner eenen runden Steen, un so vörswund se, un oogenblicklich brennde de Steen lichterloh. As Marten dat sach, weg was sine Angst: he dachte an olle Leuschen, de sin Vader em vördags oft vörtelld hedd van brennendem Geld, un wo man den Düwel bannen schall, datt he dat Geld nich unner de Erd henaf tehn[1]) kann. Un Marten was nich ful, he spredede sine Händ äwerkrütz äwer den Steen und swunk sinen Hot daräwer und reep: „Wiek, Düwel, wiek! Du hest keen Recht an mi." Un so stund he keck un vörwegen, bett de Hahn kreide un de Lewark[2]) upflog un de helle Dag anbrack. Doon greep he to un wölterde[3]) den Steen weg, un da lag eene dode Mus un een groter Hupen roder Dukaten. Un he sammelde sick den Hotpoll vull un füllde all sine Taschen un sine Schoh, un so sleek he sick gar lisige to Hus un lede dat Geld in sinen Kasten. Un as he nu vam Satan dat erste Handgeld nahmen hedd, was he fast[4]); un wo männige Nacht, wenn alle Christen im söten Slap liggen, de alle Sorgen todeckt, müßt de arme Marten herut un to dem Unglückssteen wanken und zitternd un bäwernd äwer em stahn un frieren.

Up disse Wis was't een paar Jahr gahn, un he hedd Kisten und Kasten gehüpt vull Gold un ging nu reeds[5]) as een Junker im prächtigen Rock staatsch[6]) un karmänsch[7]) un

[1]) hinabziehen.
[2]) Lerche.
[3]) wälzte.
[4]) war er fest (gebannt).
[5]) bereits.
[6]) im Staat, stattlich.
[7]) prahlerisch.

drog sülwerne Sparen um eenen Tressenhot. Dat sach äwerst jeder Christenminsch, datt dat nich mit rechten Dingen toging. Un toletzt funk et ook an van den glönigen Müsen to munkeln, un een Knecht, de bi em deende un't vör Gruwel nich länger bi em uthollen kunn, vörtellde, datt he de brennenden Müse oft äwer den Hoff lopen sach un datt in den Schünen un in dem Stall keen Minsch sick vör erem Piepen un Gnappern redden un bargen künn. Un so hett't sick begewen, as de Bös em bestrickt hädd, datt he sin Nett nich mehr terrieten kunn[1]), da fünt eene Wihnachtsnacht tüschen Twelw un Eens so veele glönige piepende Müse up den Hoff lopen kamen, datt et eene Lüchting gaff[2]), as ob't een Für was; un de springenden Düwelskamraten hebben em Hus un Hoff un Schünen un Ställ anstickt, un so is Marten Drews mit Wiw un Kinnern un Ossen un Perden to Asch vörbrennt un all dat Düwelsgold mit, wenn de Müse et nich heemlich wegdragen hebben. Man twe, dre lumpige Dukaten hebben se ut de Asch herutkraßt[3]). Un siet de Tied seggen de Lüde: „Hür, wo piepen Martens Müse!“ Un wo vortiden Martens Hus stahn hett, dat is hinner des Krögers Boomgarden, un da piept un schrejekt[4]) et de ganze Nacht, un up jedem Boom sitt eene Ul, un ick wull't nüms raden, bi doder und nachtslapender Tid äwer de Stell to gahn.

---

[1]) daß er sein Netz nicht mehr zerreißen konnte.
[2]) daß es einen Glanz (ein Licht) gab.
[3]) herausgekratzt, herausgescharrt.
[4]) schreit.

Hunnemann'sche Buchdruckerei, Leipzig-R.

